This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

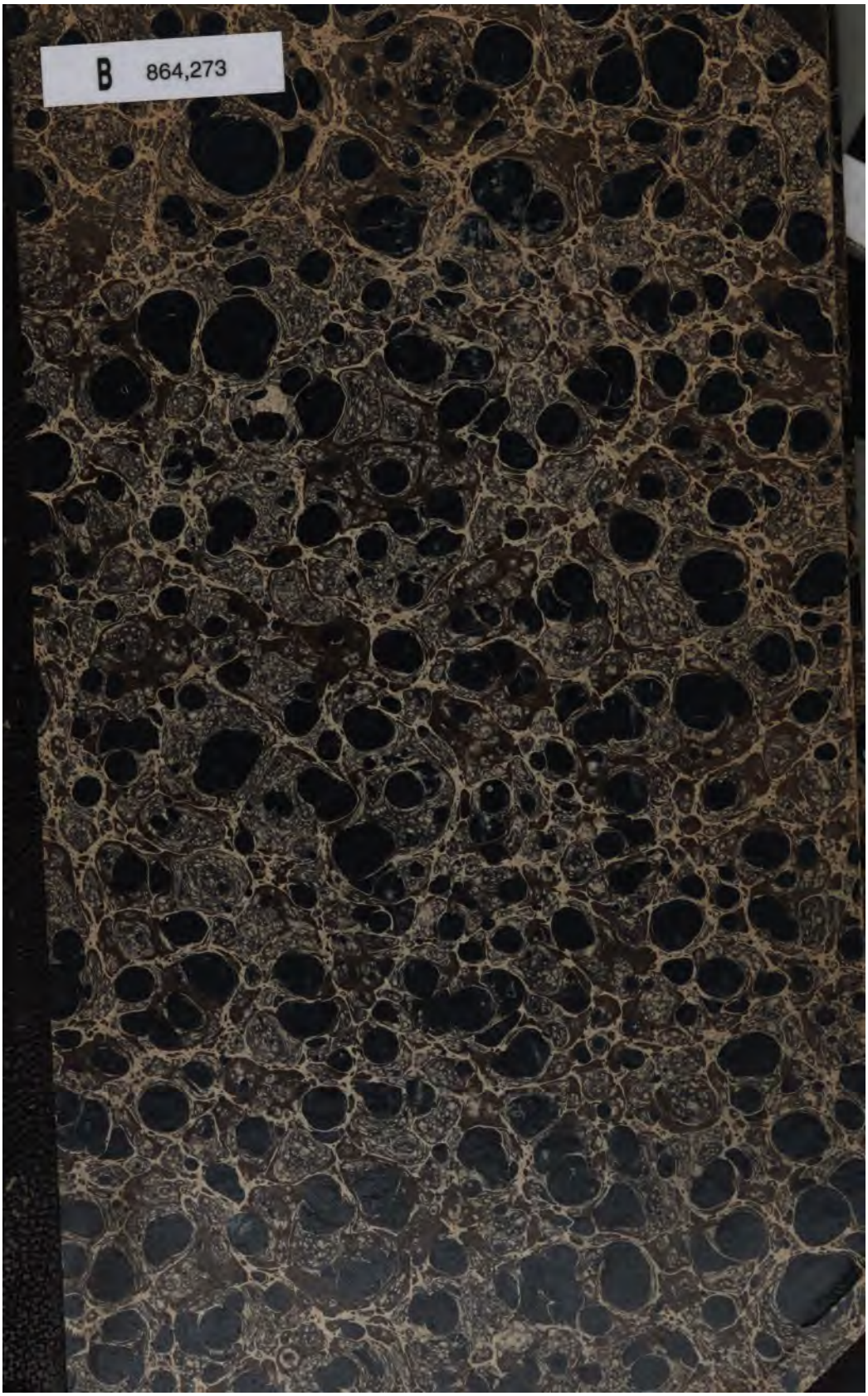
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 864,273



PROPERTY OF
University of
1817
ARTES SCIENTIA VERITA

Die

Geschichtswissenschaft

in

Hauptrichtungen und Aufgaben

kritisch erörtert

von

Dr. Ottokar Lorenz
Professor an der Universität in Jena.

Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Besser'sche Buchhandlung)
1886.

L.B.T.
91
CT.

G.L.
Ref
Sallach
3.8.55
91773

Vorwort.

Bei der Mittheilung des voranstehenden Titels meines Buches sprach einer meiner Fachgenossen sofort die Vermuthung aus, ich hätte es wohl auf eine bösartige Kritik von Wegeles neuer Geschichte der deutschen Historiographie abgesehen. Der Leser meiner sechs folgenden Kapitel wird aber bereitwillig zugestehen, daß derartige Absichten gegenüber dem hochverehrten und verdienstvollen Gelehrten der Münchener historischen Kommission mir völlig fern gelegen haben.

Ich hatte allerdings wie manche andere gehofft, daß die von der bayrischen Akademie herausgegebene Geschichte der Wissenschaften gerade in ihrem auf die Geschichtschreibung bezüglichen Theile durchaus auf die prinzipiellen Fragen des Gegenstandes gerichtet sein werde; wie es scheint wünschte aber diese gelehrte Körperschaft von vornherein eine solche Darstellung gar nicht, da Wegele in seinem Vorworte ausdrücklich auf ein selbständiges Urtheil über die philosophischen Richtungen der Geschichte verzichten durfte.

Immerhin scheint dies nicht unbedenklich und ich erkläre mir daraus die erheblichen Differenzen, welche das Werk insbesondere in den Abschnitten über Kant, Schiller, Schlosser u. a. gegenüber meinen kleinen Arbeiten auf diesen Gebieten an den Tag legt. Obwohl nun meine Resultate, ich möchte sagen leider, nicht bestimmt zurückgewiesen worden sind, so ist doch klar, daß sie auf den ge-

lehrten Verfasser nicht den mindesten Eindruck hervorzubringen im Stande waren. Unter diesen Umständen wird der Wunsch verzeihlich erscheinen, der gelehrten Welt in erweiterter Gestalt meine Ansichten über den Gegenstand nochmals vorzulegen. Allerdings sollte ich zur Erreichung dieses Zweckes mit dem Wiederabdrucke des Abschnittes über die Historiographie Schillers in dem Werke: Tomaschek, „Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft, Wien 1862" beginnen, doch war es mir aus äußern Gründen zur Zeit nicht möglich, meinen Antheil an jenem Buche selbständig herauszuheben. Die Arbeit über Schlosser habe ich dagegen, da sie gänzlich im Buchhandel vergriffen war, erneuern und wesentlich umarbeiten können. Nach ihrem äußern Zusammenhange wollte ich sie jedoch nicht in die einzelnen Theile auflösen, welche in den darauf folgenden Abschnitten vielfach erweitert nochmals behandelt sind.

Die „Hauptrichtungen" unserer heutigen deutschen Geschichtswissenschaft sind in den zusammengefaßten Abhandlungen selbstverständlich nur theilweise in Betracht gezogen worden und machen keinen Anspruch, auch nur ein ohngefähres Bild der historiographischen Entwickelung zu bieten. Was mein älterer Versuch über Schlosser schon in seiner ersten Auflage bezweckte, die Aufgaben der Wissenschaft zu kennzeichnen, wird in dem vorliegenden Werkchen, wie man leicht ersehen wird, des weitern ausgeführt. An eine Geschichte der Historiographie ist dabei nicht einmal im Sinne einer Skizzirung gedacht worden.

Bei der Darlegung dieser Aufgaben wurde früher der positive Theil des Programms mit Recht vermißt. Jetzt dürfte man in dem Abschnitt über die Politik als historische Wissenschaft, wie auch in den Ausführungen des letzten Theils über ein natürliches System historischer Perioden vielleicht einige nicht abzuweisende Grundzüge der Historik erblicken. Wenn meine Generationsepochen übrigens auch mit dem manigfaltigsten Widerspruch, oder auch

mit vollkommenster Ignorirung beehrt werden sollten, so will ich doch wenigstens zu sagen nicht unterlassen, daß ich im Unterrichte der Geschichte schon seit längerer Zeit mit ganz gutem Erfolg auf diesen Grundlagen gestanden habe und mancher mir sofort das Zugeständniß machte, daß sich ihm infolge dessen viel deutlichere Geschichtsbilder eingeprägt haben, als nach seinen frühern Eintheilungen und Studien der Fall war. Ebenso hatte die genealogische Betrachtung der Geschichte für den Studirenden auch den Vortheil, daß er auf diesem Wege rasch und mit großer Sicherheit in den Besitz des eigentlichen historischen Materials gelangte.

Es war anfangs meine Absicht, den bezeichneten Abhandlungen des sechsten Abschnitts noch ein didaktisches Kapitel folgen zu lassen; ich bin der Ansicht, daß die vorwiegend staatsrechtliche und abstrakte Behandlung der Geschichte neben der ausschließlichen Richtung auf die litterarisch-kritischen Handgriffe den gesunden historischen Sinn in der deutschen Nation tödtet. Die doktrinären Parteien unseres heutigen Parlamentarismus sind die Produkte dieser mangelhaften historischen Heranbildung. Der geschichtliche und politische Sinn einer Nation beruht auf dem Fortleben ihrer Individualitäten. Wem die Geschichte nicht genealogisch das vollkommenste Interesse bietet, der kann zwar eine Art von republikanischer Theilnahme für die Schicksale unserer Staaten besitzen, aber er wird sich niemals der Kenntniß der wirklichen Faktoren der Ereignisse rühmen dürfen. Dies ist also einfach die didaktische Formel, die sich aus meinen Erörterungen über die Genealogie ergiebt. Es handelt sich nicht um den gothaischen Hofkalender, sondern um die reale Menschenkenntniß. Der maßgebende Hofkalender in der Geschichte ist zuweilen ganz bürgerlicher Natur, aber auch die Thomas Münzer und Konsorten haben ihre Genealogie und zwar vor allem eine moralische, welche noch nicht einmal ordentlich untersucht ist.

Solange man nicht den Versuch gemacht hat, Ansichten dieser Art in der Geschichtschreibung selbst praktisch durchzuführen, erscheinen Anweisungen und Skizzen immer als etwas Bedenkliches, als bloßer Tadel dort, wo man ja nicht verhindert gewesen wäre, die Sache längst besser gemacht zu haben. Indessen könnte immerhin auch auf diesem Wege mancher aufmerksam werden, sich mit Dingen dieser Art mehr zu befreunden, und am Ende werden Fragen methodologischer Art nie von einem Einzelnen, sondern stets nur von einer größeren Zahl mit Nutzen vor die Hand genommen. Ich hoffe indessen allerdings, daß mir Leben und Kraft gegeben sein wird, auch noch in der praktischen Geschichtschreibung den Beweis zu liefern, daß man durch Genealogie und Generationenlehre um einen kleinen Schritt weiter in der Entsieglung des siebenmal verwahrten Buches gelangt.

Jena, im Mai 1886.

O. Lorenz.

Inhalt.

I. Abschnitt.

Seite

Die philosophische Geschichtschreibung. (Friedrich Christoph Schlosser.) . . . . . 1—89

I. Charakter der modernen Historiographie 4. — Urtheile über Schlosser 5. — Selbstbiographie 8. — Studien 12. — Philosophie 16. — Kant 21.

II. Weltgeschichte 27. — Schlözer 29. — Joh. Müller 31. — Herder 32. — Entwickelungslehre und Kulturgeschichte 33. Keine Universalgeschichte 37. — Neue Systeme 41. — W. von Humboldt 43.

III. Geschichte des 18. Jahrhunderts 46. — Politische Grundsätze 48. — Dante 49. — Schlosser und Ranke 53. — Objektive Geschichtschreibung 55.

IV. Charakter des historischen Geistes 57. — Kant 60. — Maßstäbe und Werthbeurtheilung 64.

V. Historik überhaupt 70. — Ethik von Aristoteles 75. — Relativer Werth 77. — H. von Treitschke als idealisirter Schlosser 80. — Begrenzung und Ausblicke 84—89.

II. Abschnitt.

Die politische Geschichtschreibung. (Fr. Chr. Dahlmann.) . . . . . 91—132

Entwickelung der neuern Historiographie 93. — Dahlmann 95. — Seine Studien 97. — Philologie und Politik 98. — England 99. — Das Handbuch der Politik 104. — Unhistorischer Charakter der Schule 106. — Politische Geschichtschreibung 110. — Politische Thätigkeit 116—132.

III. Abſchnitt.

Seite

Die naturwiſſenſchaftliche Geſchichte. (Du Bois-Reymond.) . . . . . 133—170

Einleitung 135. — Kulturgeſchichte 140. — Zweck des Aufſatzes gegen Du Bois-Reymond 142. — Die bürgerliche und die naturwiſſenſchaftliche Geſchichte 143—170.

IV. Abſchnitt.

Die Kulturgeſchichte. (W. H. Riehl.) . . . . . 171—196

Kulturgeſchichte als Zukunftswiſſenſchaft 173. — Das Gebiet der Kulturgeſchichte 178. — Kulturgeſetze 183. — Staatsgeſchichte 188. — Weſen, Begriff der Geſchichte 190. — Verhältniß zur kulturellen Geſchichte 192—196.

V. Abſchnitt.

Die Politik als hiſtoriſche Wiſſenſchaft. . . . . . 197—216

Vorbemerkung über Arbeitstheilung und Profeſſuren der Geſchichte 199. — Rede über die Ariſtoteliſche Politik 204. — Rede über die Aufgaben der hiſtoriſchen Politik 212—216.

VI. Abſchnitt.

Ueber ein natürliches Syſtem geſchichtlicher Perioden. . . . . . 217—311

I. Ueber Rankes Weltgeſchichte als Einleitung 217—227.
II. Ueber den Urſprung der gebräuchlichſten Geſchichtsperioden 228—248.
III. Alterthum, Mittelalter und Neuzeit 249—260.
IV. Von der Wirkſamkeit der geſchichtlichen Ideen 261—271.
V. Genealogie und Generationenlehre 272—278.
VI. Grundlage einer Generationstheorie 279—291.
VII. Der natürliche Periodenbau der Geſchichte 292—299.
VIII. Thatſächliche Entwickelungsreihen 300—311.

I. Abschnitt.

Die philosophische Geschichtschreibung.

(Friedrich Christoph Schlosser.)

I.

Man wird nicht behaupten können, daß über unsere meisten und hervorragendsten Geschichtschreiber eine auch nur einigermaßen sicher stehende Ansicht vorhanden und geläufig wäre. Wenn man von der unmittelbaren Wirkung absieht, welche die Gegenwart auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung auszuüben pflegt, und wenn man auch nur einigermaßen zurückgreift in die Vergangenheit, so wird man bald gewahr werden, daß über jene, welche wenige Jahre vorher noch in anerkannter Wirksamkeit gestanden, ein unzuverlässiges, ungleiches und nicht selten ungerechtes Urtheil vorherrscht. Die Werthschätzung des Geschichtschreibers wird unter allen Umständen von mannigfachen lokalen und idealen Verhältnissen beeinflußt sein; auch die Veränderungen des Lebens und Geschmacks werfen ihr wechselndes Gewicht in die Wagschale der Beurtheilung historiographischer Leistungen; alle diese Momente reichen aber nicht aus, um die ungewöhnliche Wandelbarkeit zu erklären, welcher der deutsche Geschichtschreiber meist in der Meinung der Gelehrten und Laien unterliegt. Die Annalen unserer Geschichtschreibung verzeichnen die äußersten Extreme in der Behandlung und Beurtheilung neuerer und neuester Geschichtswerke, und die heftigste Verwerfung wird dem Schriftsteller neben der größten Anerkennung in rasch folgendem Wechsel zu Theil. Man braucht eine Reihe von einst klingenden Namen nur auszusprechen, um den Satz zu beweisen, daß unser kritisches Urtheil über die umfangreichsten Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte in einem Schwanken begriffen ist, welches nicht durchaus auf den natürlichen Fortschritt der Wissenschaften zurückgeführt werden kann. Muß aber das Ansehen der Wissenschaft nicht darunter leiden, wenn selbst in

den elementarsten Richtungen derselben keinerlei Stetigkeit wahrzunehmen ist und wenn der Strom der wissenschaftlichen Einsicht stets das Bild einer zackigen, ungeraden und selbst rückläufigen Bewegung bietet. Für die nachfolgende historische Produktion fehlen sichere Anhaltspunkte, welche sich auf das Urtheil über die frühere stützen, und es ist vorerst ein Zeitraum von wenigen Jahren, der für die Geschichte der Historiographie im großen noch kaum maßgebend sein kann, seit eine etwas größere Kontinuität und Stetigkeit in den Anschauungen von Generation zu Generation hervorzutreten beginnt. Aber auch da nur mehr in Betreff der äußeren Fertigkeiten als in Ansehung der inneren Fragen der geschichtlichen Wissenschaft.

Von den Gelehrtenkreisen aus verbreitet und verstärkt sich das Schwanken der Urtheile im größeren Publikum. Männer, deren historischem Griffel noch eben gehuldigt wurde, sieht man schon vor ihrem Tode zu den Todten geworfen, und was nicht selten als höchste historische Leistung gilt, ist im nächsten Augenblicke bei Seite gesetzt. Während die einen noch die Grabschrift dem „deutschen Tacitus" schrieben, belächelten die anderen den Werth seiner Schriften, und während man noch Jubiläen feierte, wußten die Jüngeren schon die Verkehrtheit eines alten Meisters haarscharf zu beweisen. Man mag sich hierbei mit dem Fortschreiten der Wissenschaft trösten oder brüsten, man mag die Rührigkeit bewundern, welche es möglich macht, daß morgen schon veraltet, was gestern neu war, man mag nichts anderes als ewig strömenden Forschungseifer darin erkennen, wenn rücksichtslos verdammt wird, was der erkannten oder erkennbaren Wahrheit nicht völlig Stand hält. Aber auch die Nachtheile wissenschaftlicher Entwickelung sind leicht zu ermessen, welche daraus entstehen müssen, wenn auch nicht einmal in den Hauptzügen die Aufgaben der Forschung für eine längere Epoche geistiger Thätigkeit, wenn nicht im großen und ganzen die Auffassung der Vergangenheit gleichmäßig sichergestellt ist. Wie wenn der einzelne Mensch von der verzweifelnden Befürchtung befallen würde, daß ihm sein eigenes Gedächtniß nichts als Lüge und Täuschungen vorspiegelt, so müßte einer Nation ihre eigene Geschichte verhaßt werden, wenn ihr dieselbe nur als ein Chaos widersprechendster Auffassungen entgegenträte, in welchem kein einziger sicherer Punkt der Ueberlieferung

wäre. Wenn wir nun aber auch durch gewiſſe große Markſteine der Entwicklung ſowohl in der allgemeinen wie ſpeziell in der deutſchen Geſchichte vor einer ſolchen äußerſten Verwirrung und Verzweiflung an geſchichtlicher Wahrheit wenigſtens der Hauptſache nach bewahrt zu ſein ſcheinen, ſo muß man es doch geſtehen, daß wir auch heute eigentlich kein durchgreifendes Prinzip, keine anerkannte hiſtoriographiſche Richtung, ja nicht einmal einen hiſtoriſchen Stil von einiger Gleichmäßigkeit, und was das Bedenklichſte zu ſein ſcheint, von Jahr zu Jahr weniger Neigung beſitzen, uns über Dinge dieſer Art zu verſtändigen oder auch nur ernſthafter zu unterhalten.

Unter den zahlreichen Kunſtanſtalten von Paris findet ſich eine ſpeziell für die Kontinuität der franzöſiſchen Malerei höchſt merkwürdige Sammlung, in welcher die Preisbilder der franzöſiſchen Akademie in Rom ſeit dem Jahre 1721 aufbewahrt werden, eine Reihe von Gemälden, welche bei der größten Mannigfaltigkeit eine wunderbare Gleichheit der künſtleriſchen Tradition erkennen laſſen; man würde jedes für ſich ſofort als Bild der franzöſiſchen Schule erkennen. Ich weiß nicht, ob man dieſen ſelben Charakter nicht auch in der franzöſiſchen Geſchichtſchreibung nachzuweiſen vermöchte; ſoviel aber iſt gewiß, daß unſere deutſche Geſchichtslitteratur das gerade Gegentheil einer ſolchen nationalen Tradition darbietet: die höchſte Individualiſirung in Betreff der politiſchen und hiſtoriſchen Auffaſſung, der wiſſenſchaftlichen Aufgaben, des Stils und der Darſtellung. Jeder deutſche Geſchichtsſchreiber ſteht äußerſt vereinzelt und einſam wie ein beſonderes Problem da, und es gehört faſt immer zu den größten Schwierigkeiten, ſeine Stellung in dem größeren Zuſammenhange der Wiſſenſchaft zu bezeichnen, die Beziehungen aufzufinden, die er zu anderen Geſchichtsſchreibern vor und nach ihm, zu anderen Zweigen der Forſchung, zu anderen Doktrinen, zur Philoſophie und zu den Staatswiſſenſchaften einnimmt.

In ſolcher Vereinzelung und Beſonderheit liegt heute auch das große ſchriftſtelleriſche Leben des Mannes hinter uns, der zu den geleſenſten und bekannteſten Geſchichtsſchreibern Deutſchlands zählte. Seine eigenen Anknüpfungspunkte an die Entwickelung des geiſtigen Lebens der Nation, ſein Ausgang von der großen Bewegung der Litteratur, ſein Eintritt in die Werkſtätten der geſchichtlichen Forſchung

sind so unsicher und liegen so wenig zu Tage, daß wir es für ein kritisches Unternehmen halten müssen, die Anregungen zu bezeichnen, von denen er erfüllt war, die Keime zu erforschen, aus denen seine geistigen Blüthen erwuchsen. Wie er aber gleichsam ohne sichtbare Verbindung mit der vorangegangenen historischen Litteratur erscheint, so bietet Schlosser schon heute vermöge seiner gesammten politischen und philosophischen Weltanschauung fast gar keine Anknüpfungspunkte dar, und ist fast gänzlich von den Bücherbrettern der Gelehrten verschwunden. Wenn man ehrlich sein will, so darf uns die Hochachtung vor ihm nicht verhindern zu sagen, daß unser ganzes heutiges wissenschaftliches Denken und Forschen nur mit höchst unbedeutenden und schwachen Fäden zu ihm zurückführt.

Kann man sich unter diesen Umständen wundern, daß gleich an dem Grabe des Mannes, der sich als Achtzigjähriger den verbreitetsten Historiker Deutschlands nennen durfte, ein gewaltiger Kampf um seine Bedeutung, ja selbst um seine Berechtigung, leider noch in der Weise geführt wurde, daß seine Anhänger die abscheulichsten Angriffe gegen einige andere deutsche Geschichtsschreiber eröffneten?[1] Und darf man sich wundern, daß nach weiterem Verlauf von zwei Dezennien noch nicht der leiseste Versuch einer Verständigung gemacht worden ist und es den Anschein hat, als ob ein litterarisches Bedürfniß für eine solche gar nicht vorhanden wäre? Ist es nicht ein Beweis der fortdauernden Zerfahrenheit der wissenschaftlichen Bestrebungen und Zielpunkte, wenn hier Schlosser, dort der gleich-

[1] Als Ausgangspunkt der heftigen Gegensätze, welche die Geschichtschreiber Deutschlands eine Zeitlang in zwei Parteien theilten, gilt gewöhnlich Gervinus' Schrift über die Grundzüge der Historik, Leipzig 1837, worin weniger der S. 82 vorkommende Satz: daß man Schlossers Werke allein in der Litteratur als Früchte des allgemeinen europäischen Lebens nennen könne, als vielmehr das, was er über die pragmatische Geschichtschreibung S. 53 ff. bemerkte, Anlaß zu leidenschaftlichem Streite gab. Darüber wurde denn nur zu sehr übersehen, wie vieles Vortreffliche in der kleinen Schrift steht. Nur darf man darin kein consequentes System suchen. Gervinus windet sich mühsam von den ästhetisirenden Gesichtspunkten Humboldts los und steckt überall in der aprioriſchen Philosophie, die er aber verwirft, tief drin. Im Jahre 1844 hat Wuttke in dem „Grenzboten" Nr. 18 einen wenig unterrichtenden Artikel über Schlosser geschrieben, zu dessen Verurtheilung damals auch Buchhändlerspeculationen in abscheulichster Weise mitwirkten.

altrige Niebuhr hundert Jahre nach ihrer Geburt einen gesicherten Standplatz in der Wissenschaft entbehren? Von Schlosser konnte versichert werden, daß er den ersten Anforderungen, welche an einen Historiker zu stellen wären, nicht genügt und daß er nichts für die Ermittelung der Wahrheit zu leisten vermocht hätte.[1] Und wenn Gervinus glaubte, er könnte den Deutschen umgekehrt in der Schlosserschen Geschichtschreibung ein Normalmaß für alle zukünftige Historik aufdrängen, so blieb dies — man muß sagen glücklicherweise — ein fast vereinzelter Versuch, ein kühnes Abenteuer. Ein schönes und verständiges Wort war es aber, welches Löbell sagte, nachdem er der leidenschaftlichsten Verurtheilung selbst die Zügel schießen lassen: „Die Perioden des falschen Ruhmes und der unbegründeten Geringschätzung müssen abgelaufen sein, um der rechten Kritik Raum zu verschaffen. So wird auch die Anerkennung des Verdienstes, welches sich Schlosser um die historischen Studien in Deutschland wirklich erworben hat, in seinen rechten Grenzen erst dann stattfinden, wenn die übertriebenen Vorstellungen von seiner Bedeutung als Historiker ihr Ende gefunden haben werden, und vor allem der phantastische Versuch, ihn zu einem der ersten Genien aller Zeiten heraufzuschrauben, zu Boden gefallen sein wird." Einem mir unbekannten Verfasser eines Artikels der historischen Zeitschrift aber muß man es zur Ehre nachsagen, daß er gleich in jenem unglücklichen Widerstreite leidenschaftlicher Meinungen den Versuch gemacht, jene Periode ruhigerer Würdigung anzutreten; von anderer Seite wurde freilich sofort der Beweis geliefert, daß Löbell mit Recht diese Zeit in weite Ferne herabgerückt sah.[2] Was heute in dem

[1] Als nach dem Tode Schlossers Gervinus seinen Nekrolog, Leipzig 1862, veröffentlichte, in welchem ohne tieferes Eingehen auf die Prinzipienfragen eine weit über ein billiges Maaß hinausgehende Vergleichung zwischen Schlosser und Ranke in der Art geliefert wurde, als hätte die heutige Geschichtschreibung nichts anderes zu thun, als in den Bahnen Schlossers fortzuwandeln, antwortete Löbell, leider anonym, wodurch die Gehäßigkeit des Streites noch mehr hervortrat. Briefe über den Nekrolog F. Chr. Schlossers von G. G. Gervinus. Die bezeichnete Verurtheilung besonders im neunten Brief S. 33 ff. Einen ruhigeren Artikel lieferte dagegen Haym im Preuß. Jahrb. IX. 4. 1862 April.

[2] Zur Beurtheilung Friedrich Christoph Schlossers in v. Sybels hist. Zeitschrift VIII. 117—140; vgl. auch Bernhardt über Löbell in der neuen Ausgabe des Gregor von Tours.

zusammenfassenden Buche Georg Webers als Festschrift zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schlossers vorliegt,[1] kann nicht als eine eigentliche historiographische Würdigung des Geschichtschreibers angesehen werden, so erwünscht diese Zusammenstellung des biographischen Materials auch war. Die bisher unbekannt gewesenen Briefe Schlossers an Frau Schmidt geben zwar manche persönliche Aufklärungen und nicht zu unterschätzende Winke über sein geistiges Leben, bieten jedoch ihrer Natur nach keinen Einblick in Schlossers Verhältniß zur Wissenschaft. So dankenswerth daher auch Webers Festgabe war, so wenig dürfte sie als eine abschließende Würdigung des alten Meisters gelten. In den folgenden Erörterungen kann um so lieber von den biographischen Momenten abgesehen werden, als Webers neue Publikation Schlossers eigene Lebensaufzeichnungen in frische Erinnerung gebracht hat.

Diese Selbstbiographie, im Jahre 1826 verfaßt, muß uns zunächst einen Augenblick beschäftigen.[2] Gelehrte entschließen sich nicht allzuhäufig zu einer über ihre eigene Entwickelung reflektirenden Darstellung.[3] Schlosser, der zur Angabe der Hauptumstände seiner

[1] F. Chr. Schlosser, der Historiker. Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken, eine Festschrift zu seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier, Leipzig 1876. Auch Weber kommt nochmals auf den Vergleich von Schlosser und Ranke zurück, erinnert an den Goethe- und Schiller-Streit und tröstet sich, wie es scheint, nicht in glücklichster Analogie damit, daß die heutige Zeit beide verehrt. Allein die Geschichtswissenschaft hat in ihren Produktionen gewiß wenig Aehnlichkeit mit der Unvergänglichkeit der Poesie, obwohl man immer wieder in Humboldt-Gervinus'scher Weise gerne von der Kunst spricht, wenn man das Geschäft des Geschichtschreibers beschreibt. Der von Weber im Jahre 1862 in „Unsere Zeit" ebenfalls als Nekrolog veröffentlichte Artikel ist sachgemäß und lehrreich und unterschied sich damals wohlthuend von den leidenschaftlichen Ausbrüchen der anderen Nekrologisten.

[2] Weber a. a. O. wieder abgedruckt aus den „Zeitgenossen" 1826. Wir sind weit entfernt, hier auf das Biographische irgend eingehen zu können oder zu wollen. Nur was die innere geistige Entwickelung Schlossers betrifft, so gehört es zu unserem Gegenstand; doch möge es gestattet sein, einer Mittheilung des Herrn August Oncken hier zu gedenken, welcher mich versicherte, daß in Varel, wo Schlosser Hofmeister bei Bentinck-Knyphausen war, die Tradition vorhanden wäre, die Bürger der Stadt hätten Schlosser als „Domestiken" des Grafen die Aufnahme in den Klub verweigert, was vielleicht Ursache zu dessen plötzlichem Abbruch seiner Verhältnisse in Varel gegeben haben möchte.

[3] Gervinus führt auf diesen Umstand (Grundzüge der Historik S. 13) sehr schön die Thatsache zurück, daß über Historik und Historiographie gerade von den

Lebensgeſchichte von außen her aufgefordert war, ergriff die Gelegenheit, ſich einmal über ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben. Er ſchrieb einen Aufſatz, der in mehr als einer Beziehung lehrreich war, und die Hauptquelle für unſere Kenntniß von ſeinem Innern geblieben iſt. Obwohl es ihm eigentlich widerſtrebte, ſich ſelbſt zu porträtiren, ſcheint es ihm doch unmöglich geweſen zu ſein, eine Reihe von Lebensſchickſalen in trockener Chronologie ohne den Nachweis des geiſtigen Zuſammenhanges derſelben zu verzeichnen. Indem er ſchrieb, geſtaltete ſich ſeine Selbſtbiographie zu einer Erklärung ſeiner ſelbſt, zu einer recht eigentlichen Bekenntnißſchrift. Er verwahrt ſich zwar mit mehr als einem Worte gegen die Verſuchungen, denen der Selbſtbiograph zu unterliegen pflege, er will nicht der Froſch in der Fabel ſein, „der ſo groß werden will“. Er möchte ſo wenig als möglich ſagen und ſchüttet doch mächtig ſein Herz aus. Er glaubt, durch tauſend Rückſichten verhindert zu ſein, den Gang ſeines Lebens aufzuſchließen, und doch giebt er in jedem Satze ein markiges Urtheil über ſich ſelbſt, über ſeine Umgebung, ſeine Zeit, ſeine Lehrer, ſeine Eltern. „Ich erkannte früh,“ ſagt er unter anderm, „daß die deutſchen Profeſſoren, Schriftſteller, Gelehrten, Redaktoren gelehrter und ungelehrter Blätter ſich untereinander verſtänden, das Publikum und die Nachwelt zu betrügen, und nahm mir vor, mich nie unter eine Menge von eingebildeten Menſchen zu miſchen, wo der, welcher ſich nicht vor jedem bückt und nicht Partei macht, oder welcher irgend einen in ſeinem eiteln Treiben ſtört, nur Steinwürfe der Parteimänner und Schmähungen der Gaſſenbuben, die ſich berühmt machen wollen, zu erwarten hat.“ Von ſeinem eigenen Vater verſichert er

---

bedeutendſten Hiſtorikern am unliebſten und ſeltenſten geſchrieben wird. Hier iſt der Vergleich mit dem Künſtler vielleicht paſſender angebracht als ſonſt. Vollends beiſtimmen muß man ihm aber, wenn er ſagt: „Der Geſchichtſchreiber liebt das Nachdenken über ſein Geſchäft ſo wenig wie der Künſtler. Und dennoch iſt es unſerer neueſten Zeit ſo natürlich, über ihre Beſtrebungen ſich Rechenſchaft zu geben, das was ſie thut, mit Bewußtſein thun zu wollen, daß man nimmer mehr zweifeln darf, ob es heute noch jemanden gelingen werde, in Kunſt und Wiſſenſchaft große Produktionen zu liefern, ohne ſich über ſeine Leiſtungen und ſein Verfahren von Zeit zu Zeit klar zu machen“. Wie viel mehr muß man heute dieſen Satz wiederholen, wo es einige Zeit hindurch in Deutſchland Mode geworden iſt, ſolche Dinge, wie ſie in der Hiſtorik abgehandelt werden, als Allotria zu behandeln.

uns, daß es ein rechtes Glück gewesen sei, ihn in seinem sechsten Jahre verloren zu haben. Von der harten Behandlung der Mutter, von den Schlägen seiner Mitschüler, von der Peitsche und den Ohrfeigen „des wackeren ersten Lehrers", von der Mißwirthschaft des Landesherrn und der Beamten, von der Roheit des Soldatenthums erzählt er uns mit rücksichtslosester Lebhaftigkeit und im Tone von stahlhartem Selbstbewußtsein: „Im achten bis zehnten Jahr Szenen sehen, wie die, welche ich sah, unterrichtet werden, wie ich es ward, Menschen kennen lernen, wie diese, hätte bei stärkeren Leidenschaften und mehr Gelegenheit auszuschweifen, als ich je gehabt habe, sehr viel schaden müssen; an mir ging es vorüber".

Wer diese Selbstbiographie liest und diese Eindrücke nachempfindet, der muß es errathen können, wie dieser Mann Geschichte schreiben wird, auch wenn er kein einziges Buch von ihm gelesen hätte. Seine friesische Heimat mag ihm geholfen haben, alle weichliche Regung des Herzens unter die Ueberzeugung eiserner Nothwendigkeiten zu beugen. Das kleine Land Jever war in politischer Beziehung den Launen seines Zerbster Tyrannen gerade so unterworfen, wie die friesische Küste den Stürmen des Meeres und gehörte, da es zur Zeit der Kreiseintheilung keinem Reichsstand unterthan war und selbst keine Reichsstandschaft besaß, noch zur Zeit von Schlossers Geburt eigentlich nicht zu Deutschland, welches, selbst ein dunkler Begriff, für den Sohn der friesischen Erde stets eine imaginäre Größe blieb.[1] Was die heimatlichen Erinnerungen von den Beziehungen zu den benachbarten deutschen Ländern erzählten, kleidete sich in die Tradition despotischer Eroberungsversuche und ungerechter kirchlicher oder politischer Unterdrückung. Der friesische Wahlspruch in einem alten Wappen lautete: „Lieber todt als Sklave", und diesem Lakonismus persönlichen Unabhängigkeitsdranges, welcher auch Schlossers Seele

[1] Weber-Schlosser S. 4. Er erwähnt aber gar nicht, daß Jever nicht zu Deutschland gehörte, was gleichwohl vollkommen sicher ist, vgl. Berghaus, Deutschland seit hundert Jahren II. 210 ff. Ich lege Werth auf diesen Umstand, weil Gervinus sich Mühe gibt, es zu erklären, warum Schlosser „das ganze Gebiet der Geschichte durchwandert und nur der deutschen den Rücken gekehrt" habe. Gervinus weiß die seltsamsten prinzipiellen und wissenschaftlichen Erklärungen hiefür. Aber daß es dem Kosmopoliten des vorigen Jahrhunderts schon seiner Geburt nach an eigentlich nationaler Anregung fehlen mußte, ist nicht bemerkt.

erfüllte, hielt nirgends ein größeres Staatsgefühl ruhig wägend, das Gegengewicht. Schlosser besaß wohl eine Heimat, aber kein Vaterland und auch von dieser Heimat kann man nicht sagen, daß er sie übermäßig hochgeschätzt hätte. Ob sich aber aus solchen Jugendempfindungen ein sicherer historischer Standpunkt, insbesondere nach der Seite staatlicher Geschichte entwickeln konnte, müssen wir vorläufig dahingestellt sein lassen. Denn wenn auch eine Antwort auf diese Frage durch Beispiele aller Zeiten ebenso, wie vielleicht aus naheliegenden Erfahrungen gegeben werden könnte, so träfe uns doch leicht der Vorwurf, an die spätere wissenschaftliche Arbeit des Historikers mit einem vorurtheilenden Maßstab herangetreten zu sein.

Wie die deutsche Welt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beschaffen war, lag ihr nichts ferner, als die Grundfesten eines nationalen Staatsbewußtseins aufzusuchen, oder den Mangel davon zu bedauern. Man war von sehr allgemeinen Gesichtspunkten in der Wissenschaft, von sogenannten menschheitlichen Idealen in der Kunst erfüllt. Der konkrete Inhalt menschlicher, gesellschaftlicher, staatlicher Verhältnisse wurde in einer Zeit allgemeiner Erschütterung dem jungen Menschen absolut nur auf dem Wege wissenschaftlicher Theorien, oder durch das Medium klassischer Bildung bekannt. Die Wirklichkeit bot nichts von alledem, was jemand, der sich mit ihr historisch oder politisch befassen wollte, brauchen konnte. Phänomenale Erscheinungen im Gebiete des Staates, der Wissenschaft, der Dichtkunst bei völliger Entwerthung der kursirenden Ideen und Institutionen, bei zunehmender Geringschätzung herrschender Größen im Gebiete des Geistes und des Staates, forderten zu einer Kritik der Vergangenheit heraus, wie sie bis dahin für die geschichtliche Betrachtung der Dinge als unschicklich erschien. Beurtheilung von einzelnen Ereignissen von einzelnen Menschen fehlte in keinem Zeitalter der Geschichtschreibung, die entschiedensten Beispiele dafür lagen aus dem Alterthume durch alle Jahrhunderte hindurch vor; daß man aber die Frage über den Werth ganzer Zeiträume der Geschichte aufwarf, war ein Produkt der neueren französischen Litteratur, welche nach Deutschland herüberzüngelte.[1] Das ganze Mittelalter mit einem Worte zu

[1] In dieser großen Revolution der Geschichtschreibung, welche zu Urtheilen über ganze Zeiträume sich aufschwang, meiner Ansicht nach die tiefgreifendste

verdammen, seine bis in die Gegenwart dauernden Einrichtungen als einen baren Unsinn zu erklären, an welchem der denkende Mann kein edles Reis finden durfte, — Ansichten dieser Art waren so wenig ungewöhnlich, daß es sich Schiller zum Ruhme rechnete, ermäßigend zu sprechen und den Versuch gemacht zu haben, den vergangenen Jahrhunderten einige ideale Seiten abzugewinnen.[1] Gerade im Augenblicke als Schlosser anfing, sich für geschichtliche Dinge zu interessiren, war ohne Zweifel die größte Verworrenheit in Bezug auf alle Beurtheilung der Vergangenheit eingetreten. Der Einfluß Schlözers, Gatterers, die alte göttingische Tradition waren überwunden, die offizielle wissenschaftliche Vertretung der Geschichte machte auf den jungen Schlosser einen unsäglich schlechten Eindruck. Er bedauerte später, daß er unter den Gelehrten Göttingens Planck Unrecht gethan, und versicherte, daß er bei diesem einzigen kein Bedenken getragen hätte, sich ihm anzuschließen, wenn er ihn früher so gekannt hätte wie später. Von Schlözer spricht er wie von einem abgethanen Manne, von Spittler achtungsvoll, doch ohne tieferes

---

Veränderung gegenüber der gesammten Chronistik und Epochengeschichtschreibung des Mittelalters, ging bekanntlich Voltaire voraus: „de voir par quels degrés on est parvenu de la rusticité barbare de ces temps à la politesse du nôtre" heißt es in den Fragments sur l'histoire. œuvres XXVII. 214. Verfolgt man ferner den Gedankengang in dem Essai sur les mœurs, so wird man, insbesondere œuvres XVI. 412 die Auseinandersetzung über das Lehenswesen und seinen Verfall, leicht den Uebergang zu Schillers bezüglichen Abhandlungen finden. Den Voltaire las Schlosser hauptsächlich in der Frankfurter Zeit — und zwar eben dessen historische Schriften vorzugsweise.

[1] Vgl. Tomaschek, Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft S. 92 ff., wo ich die Analyse des Aufsatzes über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter trotz der Bemerkungen Janssens, Schiller als Historiker S. 134, in allen Punkten aufrecht erhalte. Herr Janssen kann es freilich nicht begreifen, wie man im Mittelalter von Finsterniß reden kann, — weil sich dieser überhaupt einen Standpunkt des menschheitlichen Fortschrittes, von dem eben jene Leute ausschließlich die Geschichte betrachtet wissen wollten, nicht denken kann. Wir sind unsererseits auch nicht der Ansicht, daß dieser Standpunkt der historisch brauchbare sei, aber wir begreifen schon recht gut, warum Schiller mit den vulgären Ansichten über das Mittelalter übereinstimmte, jedenfalls war dieser Bruch mit der bisherigen Historiographie, wie er von Schiller bezeichnet ist, das einzige Mittel, um aus dem Mittelalter herauszukommen nnd eine moderne Geschichtswissenschaft möglich zu machen.

Intereſſe, von allen anderen mit weniger als zweifelhafter Verehrung.[1]

Wo war ein Haltpunkt in dem Labyrinth einer aufgewühlten Litteratur, die ſich maſſenhaft dem Knaben erſchloſſen hatte und die der junge Mann mit einer fieberhaften Leſewuth zu verſchlingen fortfuhr? Alte und moderne, franzöſiſche und deutſche Schriftſteller jedes Faches hatte Schloſſer ſo frühzeitig und ſo vollſtändig durchgeleſen, daß wir uns erinnern müſſen, wie ähnliches auch von anderen damaligen jugendlichen Geiſtern gemeldet wird, um es glaublich zu finden.[2] Die Unterrichtsmethoden jener Zeit begünſtigten in früheſtem Knabenalter eine auf das Sachliche gerichtete kurſoriſche Lektüre, die es möglich machte, daß junge Leute, wie Ritter, Niebuhr in einer Zeit bereits ſich einer anſehnlichen Kenntniß der klaſſiſchen Welt erfreuten, in welcher unſere heutigen Jünglinge gemeiniglich noch nicht über die Einleitungen der philologiſchen Gelehrſamkeit und kritiſchen Verſtändigung hinweggekommen ſind. Daß aber die überhaſtete Aufnahme eines gewaltigen Stoffes auch manche geiſtige Nachtheile ſchuf, wird nicht geleugnet werden können, und vielleicht hängt es damit auch bei Schloſſer zuſammen, wenn ihn neuere Beurtheiler ſo häufig eines Mangels ſcharfer kritiſcher Durchdringung ſeines Gegenſtandes anklagten. Aus ſeiner Selbſtbiographie iſt man

---

[1] Bekanntlich ſtudirte Schloſſer Theologie; ich glaube aber auf dieſen Umſtand in Bezug auf ſeine innere geiſtige Entwickelung gar kein Gewicht legen zu ſollen, da dies ja noch der gewöhnliche Studiengang vieler Lehrer und Gelehrten zu ſein pflegte. Nachwirkung theologiſcher Art findet ſich nur einigermaßen in Hinſicht auf die ſpäter gewählten Themata hiſtoriſcher Arbeiten. Was im übrigen die enorme Mißachtung, in welcher die Göttinger Profeſſoren, „de Kerls“, ſtanden, betrifft, ſo kann man Eilers Meine Wanderungen I. 86 f. leſen. Auch Voß verachtete insbeſondere Heyne.

[2] Die Leſewuth der jungen Leute im vorigen Jahrhundert kann man aus der Biographie Schlözers, Ritters, A. v. Humboldts, Niebuhrs wie Schloſſers erſehen, doch hatte Niebuhr in ſpäteren Jahren ſehr häufig geklagt, daß es ihm an einer richtigen Leitung ſeiner Studien gefehlt habe, daß er dadurch auf viele Irrwege gerathen ſei. Lebensnachrichten I. S. 24. Ueber das raſche und kurſoriſche Leſen der Klaſſiker — nebenbei bemerkt, gerade die entgegengeſetzte Methode von jener, die heute bewirkt, daß man nicht gut lateiniſch und griechiſch lernt — vgl. Schloſſers eigene Angaben, Weber 14, wo auch behauptet wird, daß Schloſſer in Zeit von drei Jahren über viertauſend Bücher durchlaufen habe.

ſchlechterdings nicht im Stande zu erſehen, von welchen Richtungen Schloſſer beſonders angeregt war, welchen Autoren er mit Vorliebe gefolgt, wo er ſeine eigene Gedankenarbeit am liebſten einſetzte. Seine Bücher und deren Vorreden, welche ohnehin erſt in eine Zeit fallen, wo er zum fertigen Mann herangereift war, enthalten nicht das Mindeſte, was uns auf die Spuren ſeiner inneren Entwickelung leiten könnte. Kein Buch, kein Gelehrter, kein Lehrer wurde je von Schloſſer irgendwo vorzugsweiſe als Leitſtern ſeiner Bildung, ſeiner Weltanſchauung bezeichnet. So überraſchend indeſſen dieſe Erſcheinung uns bei einem Schriftſteller von ſo ausgeprägten, feſten und unbeugſamen Ueberzeugungen entgegentritt, ſo wenig ungewöhnlich iſt dieſelbe bei den meiſten Hiſtorikern vom Fache. Philoſophen, Juriſten, Medizinern liegt es viel näher, und es iſt unter ihnen ein althergebrachter Gebrauch, die Beziehungen zu nennen, in welchen ſie zu ihren Vorgängern ſtehen, das Syſtem zu bezeichnen, an welches ſie ſich halten. Der moderne Hiſtoriker dagegen wird in ſich ſelbſt eine gewiſſe Abneigung erziehen, ſich von irgend etwas anderem abhängig zu machen, als von dem, was er ſeine Quellen nennt. Man wird nicht gerade behaupten wollen, daß er darauf angewieſen ſei, den Urgrund ſeiner Ueberzeugungen und Urtheile zu verſtecken, aber ſicher widerſtrebt es der Natur ſeiner Wiſſenſchaft, ſich wie der Mediziner als einen Homöopathen, wie der Philoſoph als Hegelianer kurzweg zu bezeichnen. Zugleich liegt es in der Entwicklung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft als ſolcher, daß ſie die Krücken ablehnt, die ſie nur zu lange Jahrhunderte hindurch theils der Theologie, theils der Jurisprudenz entnommen hatte und die ſie verhinderten, völlig frei und ſelbſtſtändig einherzuwandeln. Wenn man Schloſſer zuweilen damit zu bezeichnen glaubte, daß man ihn zum Vertreter einer ſogenannten ſubjektiven Richtung der Geſchichtſchreibung machte, ſo hat er mit den „Objektiven“ doch jedenfalls das gemein, daß er für ſeine hiſtoriſche Arbeit auch ſeinerſeits nichts als hiſtoriſche Quellen und nur dieſe anzunehmen geſtattete. Liegt hierin aber nicht eine gewiſſe Täuſchung? Sollten jene geiſtigen Zuflüſſe, welche aus anderen Reihen von Gedanken zur hiſtoriſchen Quellenarbeit hinzugekommen ſind, nicht eine ſehr aufmerkſame Beachtung verdienen, und ſetzt nicht jede geſchichtliche Mittheilung einen perſönlichen Geiſt voraus, der aus den mannig

faltigsten Eindrücken, Erfahrungen und Urtheilen zusammengesetzt und zu einem Individuum gestaltet worden ist?

Nun ist es wahr, daß die Ansichten darüber, wie der historische Geist beschaffen sein soll, eben weit auseinander gehen, und während die einen sich ihn lieber als einen glatten Spiegel denken, werden andere von ihm die prismatische Gestalt fordern, welche die Strahlen der Sonne kritisch zerlegt. Aber für die einen wie für die anderen muß es doch feststehen, daß es gutes und schlechtes Glas gibt und daß jenes, welches aus schlechter Fabrik kommt, weder zum Spiegel noch zum Prisma sich eignet.

Unter den dürftigen und dabei sehr ungeordneten Angaben, die uns über Schlossers Lektüre vor jener Zeit, in welcher er schriftstellerisch auftrat, belehren könnten, fällt die mehrfache Betonung seiner Beschäftigung mit der kritischen Philosophie auf. Es ist nicht zufällig, daß er seine geschichtlichen Studien häufig in Verbindung mit seiner Lektüre der philosophischen Werke erwähnt: „neben der Geschichte habe er besonders Plato und Aristoteles gelesen". Ein andermal hebt er hervor, daß er die deutsche Philosophie „recht ab ovo" studiren wollte. Bevor er an Kant ging, wollte er sich von Crusius für das Verständniß desselben vorbereiten lassen. Endlich heißt es: „Ich studirte die drei Kritiken, hernach auch die anderen Schriften Kants und ging, nachdem ich die Kritik der reinen und praktischen Vernunft noch einmal gelesen hatte, zu Fichte und später zu Schelling über. Wohl merkte ich indessen, daß ich so wenig ein spekulativer als ein mathematischer Kopf sei".

Beachten wir noch Schlossers Vorliebe für Thucydides, den er dreimal hintereinander gelesen zu haben versichert, und seine immerwährende Betonung der alten Litteratur neben der Kantischen Philosophie, so wird man vielleicht schon nach diesen biographischen Selbstbekenntnissen in diesem Stadium der Entwickelung die Geburtsstunde der Schlosserschen Geschichtschreibung erblicken können. Was sich ihm als historiographisches Ideal vor die Seele stellte, war eine Verbindung der antiken Muster mit kritischer Philosophie, die antikisirende Richtung auf das Gegebene und Thatsächliche und die historische Verwerthung des kategorischen Imperativs. Es mag vorläufig dahingestellt sein, ob sich auch in Schlossers späteren Werken diese elementare Verbindung

zweier geistiger Strömungen wiederfinden lassen wird, aber gewiß darf es als charakteristisch gleich hier schon angeführt werden, wie eifrig Schlosser auch noch in späten Jahren Schillers historische Bücher empfahl, zu einer Zeit, wo es als ein Zeichen historischer Gelehrsamkeit galt, über des Dichters Geschichtschreibung mitleidig zu lächeln.[1] Auf die Frage, welche guten historischen Bücher die Jugend lesen solle, antwortet Schlosser der Frau Schmidt: „Lesen Sie, wenn Sie das auch schon oft gelesen haben, Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges und Schillers Geschichte der vereinigten Niederlande". Ist es nicht sichtlich der alte Kantianer, der noch an Schiller, Woltmann, Sartorius Gefallen fand und diese Muster gesinnungsreicher Geschichtschreibung der Jugend als Leitfaden sittlicher Erziehung und politischer Moral empfahl? Und ganz übereinstimmend mit dieser Auffassung ist wohl, wenn ihm besonders Müllers Schweizergeschichten mißfielen, weil sie nicht hinlänglich auf die Anerkennung des allgemeinen Sittengesetzes, einer feststehenden Moral begründet wären.[2] In diesem Sinne ist es auch ganz richtig, wenn ein neuerer Beurtheiler Schlossers bemerkt, daß die Geschichte nur „insoferne ein Interesse auf ihn ausübte, das zur Forschung reizte, wenn er durch die Darstellung irgend einer Epoche sittliche Zwecke erfüllen kann". Als ungenau möchte es aber bezeichnet werden dürfen, wenn an demselben Orte hinzugefügt wird, daß diese sittlichen Grundsätze sich „nach den verschiedenen Bedürfnissen der ihn umgebenden Gegenwart modifizirt" hätten.[3]

---

[1] Recht im Gegensatz zu Niebuhrs Urtheil muß man Schlosser in den Briefen (Weber 201) über Schiller lesen. Merkwürdig ist denn freilich, daß Gervinus von dem Urtheil seines Meisters so wenig acceptirte. Gesch. d. d. D. V. 338. vgl. Tomaschek, Schiller ꝛc. S. 131. Janssen, Schiller S. 125.

[1] Besonders zu beachten ist auch die Stelle, Weber 29: „In dieser Zeit las ich alle berühmten neueren Historiker von Hume und Rapin an bis auf Heinrich, Schmidt, Voltaire und Johann von Müller. Ich lernte von dem letzteren zwar sehr viel, konnte jedoch an dem Gekünstelten, an dem Mangel aller Einfalt und Natur so wenig als an Herders poetischem Schwulst in den Ideen zur Geschichte der Menschheit je wahres Vergnügen finden". Wir kommen auf diese Aeußerung besonders mit Rücksicht auf Herder noch mehrfach zurück.

[2] Historische Zeitschrift VIII. 134. Es geht aber viel zu weit, wenn hier ein Vorwurf darin gesehen wird, daß nicht an und für sich das Faktum ein Interesse erregen will. Es ist ja richtig: die geschichtliche Thatsache muß den

Es war vielmehr immer derselbe kategorische Imperativ, der sich jedem geschichtlichen Ereigniß und jeder geschichtlichen Person gegenüberstellte, und wenn man Schlosser eine gewisse Veränderlichkeit in seiner sittlichen Beurtheilung zum Vorwurfe machen wollte, so vergaß man, daß er eben auch hierin ein Kind seiner Zeit, der Zeit des vorigen Jahrhunderts, ihrer Philosophie und ihres formalen Sittenprinzips war, eines Prinzips, welches sich mit größter Leichtigkeit auf die Geschichte anwenden ließ und von welchem eine starke, entschlossene Natur so erfüllt sein konnte, daß ihr der Unterschied zwischen der aprioriſchen Philosophie und der geschichtlichen Erfahrung ganz aus dem Bewußtsein verschwand.

Wir bemerken diese Erscheinung bei Schiller ebenso wie bei Schlosser, welche beiden, so sehr sie in der Bearbeitung ihres Materiales verschieden sein mögen, doch in Bezug auf ihre Grundanschauungen unmittelbar zu einander gehören. Schiller blieb daneben immer der Dichter, Schlosser der Träger einer vasten Gelehrsamkeit und Lektüre, aber in der Geschichte der Historiographie fallen beide unter die gleichartigsten Gesichtspunkte der Entwicklung und stehen dicht aneinandergeschlossen da. Aus dieser Grundlage des Denkens entspringt es, wenn sich die historischen Dinge in dem Geiste des Geschichtsschreibers zu lauter Problemen zuspitzten, welche auf den ersten Blick ganz außerhalb der historischen Erfahrung und Aufgabe zu stehen scheinen. Auch hier hatte die neuere Beurtheilung eine an sich ganz richtige Beobachtung in der Schlosserschen Geschichtschreibung zu einem wenigstens nicht allseitig begründeten Tadel benutzt. Es ist ja richtig, daß die Schlosserſche Lösung historischer Fragen meistens durch Hereintragung von solchen Größen in die Rechnung gewonnen ist, welche nicht gegeben waren, aber der Fehler lag sicher nicht darin, daß das Problem überhaupt aufgestellt wurde, sondern darin, wie es gefaßt und gelöst ward. Daß die Frage erhoben, daß das Verhältniß, in welchem die historische Thatsache zu unserer Einsicht von ihrem Werthe

historischen Sinn unbedingt fesseln, aber welches ist denn die geschichtlich fesselnde Thatsache? Hier fängt ja eben der Streit an. Vollends sonderbar ist es aber wenn auch der Verfasser dieses Artikels eine Seite zuvor auf W. Humboldt rekurrirt, der der wahre Anwalt jener Thatsachen allein ist, die durch seine vielgepriesenen Ideen erst konsekrirt sind. — Was davon zu denken ist, bemerken wir später.

steht, rückhaltslos ins Auge gefaßt ist — darin liegt doch sicherlich ein Moment des wissenschaftlichen Fortschritts; daß aber die Werthbemessung nicht Stich hält, dies ist es doch wohl, was zur Besserung auffordert. Es mag später noch gestattet sein, im Hinblick auf Schlossers besondere Werke diese Dinge weiter und im einzelnen zu erörtern; hier, wo es nur darauf ankommen sollte, die allgemeinen Grundlagen seiner geistigen Natur festzustellen, mag es hinreichen zu bemerken, daß mit einer einfachen Verwerfung und Verdammung jener Schiller-Schlosserschen Geschichtsauffassung nichts gethan ist, sondern daß es darauf ankommt, den Rechnungsfehler zu finden und ihn wirklich zu verbessern. Wer sich von vornherein auf den Standpunkt stellte, zu sagen, wir Historiker wollen überhaupt alle jene geschichtlichen Abrechnungen nicht, welche die Wissenschaft, angeregt durch die große philosophische Bewegung des vorigen Jahrhunderts, früher gefordert hat, der macht sich die Beurtheilung der gesammten neueren Historiographie freilich sehr leicht; er thäte aber vielleicht besser, zu den alten Annalisten zurückzukehren, obwohl man ihm nicht versprechen könnte, daß er nicht auch da von dem sogenannten Subjektivismus, wohl auch von der sichtbaren Hand Gottes und von ähnlichen außerhalb der geschichtlichen Erfahrung liegenden Dingen fortwährend schwer belästigt werden wird.

Der Fortschritt der neueren Wissenschaft liegt darin, daß sie im Gegensatze zu der theologisch, politisch und sozial stark unterbundenen mittelalterlichen Geschichtsauffassung alle Fragen des historischen Werdens, so wie die des geschichtlichen Werthes als Probleme behandelt, die erst noch zu lösen sind. Die begriffliche Veränderung, welche die Philosophie des vorigen Jahrhunderts im ganzen Gebiete der menschlichen Ideen und Handlungen hervorgebracht, ist auch die Grundlage der neueren Geschichtschreibung, und hier ist es Schlosser, der das Verdienst hat, nicht der erste aber am durchgreifendsten die Beseitigung der alten Vorstellungen der Geschichte an der Hand der Philosophie in praktischer und pragmatischer Erzählung veranlaßt zu haben.[1] Daß man über diese Stellung Schlossers in der deutschen

[1] Wie so viele andere Differenzen und Unklarheiten im Gebiete der Historiographie, so herrschen auch die verschiedensten Meinungen darüber, wo die moderne Geschichtschreibung gegenüber der mittelalterlichen Auffassung denn eigentlich ein-

Historiographie nicht schon früher in unbefangener Weise eine allgemeinere Verständigung zu erzielen vermochte, liegt zum Theil darin, daß die Chronologie seiner Werke, seines Lebens überhaupt, nicht ganz parallel mit der entsprechenden allgemeinen Entwickelung der Litteratur läuft, sondern um einige Jahre zurückbleibt. Indem er sich in verhältnißmäßig späten Lebensjahren zu schriftstellerischer Produktion durcharbeitete, in ungewöhnlich vorgerückten Jahren eine akademische Lehrthätigkeit begann und zur Vollendung seiner Hauptwerke erst in einer Zeit gelangte, wo auf den Höhen aller Litteratur bereits ein sehr verschiedener Luftstrom herrschte, geschah es, daß man sich über seine Stellung und Bedeutung nicht leicht zu orientiren vermochte. Um seine Seele entstand gewissermaßen ein Kampf zwischen einer älteren und einer jüngeren Generation der Geister, der zu den unpassendsten Vergleichungen, zu den unseligsten Mißverständnissen führte. Hätte Schlossers Lebensgang sich nicht einiger-

jetzt; und man hört in dieser Beziehung die mannigfachsten Meinungen aussprechen. Man spricht gern von Bossuet, von Giambattista Vico, aber auch von Lord Bolingbroke, von Voltaire. Nach meiner Ansicht liegt ein Fehler darin, daß man eine so allgemeine Erscheinung, wie die moderne Wissenschaftlichkeit durchaus auf einen einzelnen Menschen zurückführen will, eine Angewohnheit, die man eigentlich von der Religionsgeschichte überkommen hat. Weil die Religionen gerne vorgeben, daß sie einen offenbarenden Stifter haben, so ist es in Sachen der Wissenschaft auch üblich geworden, gewisse Dinge immer auf Einen zurückzuführen, während doch jeder nur einer war. In nichts ist diese Zurückführung der Wissenschaften auf ihre Stifter verkehrter, als in Bezug auf die Aufklärungsperiode, wo man noch viel weniger als bei der Reformation von Stiftern und Gründern reden sollte. Es kommt dazu, daß man bei der Geschichtswissenschaft erst noch das charakteristische Merkmal für die moderne Zeit zu bezeichnen hätte. Natürlich besteht aber auch darin keine Uebereinstimmung, indem einige das Merkmal des modernen Geistes in reinen Aeußerlichkeiten suchen können und daher den pedantischen Gatterer als Vater der Geschichtschreibung preisen werden. Sieht man dagegen auf das Innere, so muß man schon andere Faktoren aufsuchen. Was man heute Wissenschaft überhaupt, und im besonderen Geschichtswissenschaft nennt, beruht dem Mittelalter gegenüber auf dem Unglauben und auf der Verwerfung der Postulate als wirkender Mächte — fasse ich die Geschichte unter diesen Gesichtspunkt, so weiß ich keinen anderen Einschnitt und Abschnitt zu machen, als in der Philosophie des vorigen Jahrhunderts überhaupt, und ich verwahre mich gleich jetzt ein- für allemal gegen den Gedanken, daß ich es darauf abgesehen hätte, speziell an Kant als den Reformator der Geschichte in der Weise anzuknüpfen, wie dies etwa übertrieben Buckle mit Voltaire, andere mit anderen gemacht haben.

maßen verspätet, so hätte seine Universalgeschichte in unmittelbarem Anschluß an Herders Ideen erscheinen müssen und sein „18. Jahrhundert" wäre zu der Zeit, wo es im Gedanken konzipirt war, auch nach jeder Richtung hin von epochemachender Bedeutung gewesen. Als seine Werke aber wirklich erschienen, konkurrirten sie bereits mit Erscheinungen von solchen Schriftstellern, die unter anderen Sternen herangewachsen waren. Wohl aber ist es ganz begreiflich, daß jemand, der die Entwickelung der Historiographie recht lebendig nachempfand und gewissermaßen von der Zeit abstrahirte, indem er den alten Meister immer noch an der Wende des Jahrhunderts stehen sah, ganz erfüllt von der epochemachenden Bedeutung seiner Werke wurde, und den ungeheuren Schritt in der Geschichtswissenschaft mit nichts anderem vergleichbar finden mochte.

War es unter diesen Umständen nicht eine leicht zu verstehende und beherzigenswerthe Wahrheit, wenn Schlossers letzte Aeußerungen wie eine Erklärung klangen, daß er die Welt nicht mehr verstände, und wenn er das offene Eingeständniß machte, die moderne Zeit sei ihm und er der Zeit ganz fremd geworden?

Doch kehren wir zurück zum Anfange von Schlossers geschichtschreibender Thätigkeit und zu seinen ersten Werken. Ganz genau läßt sich zwar nicht ermitteln, wie er zu seinem „Abälard und Dulcin" im Jahre 1807 gekommen war, aber daß er durchaus mit philosophischen Studien beschäftigt gewesen, erzählt er in seiner Selbstbiographie. Einige sehr merkwürdige Bemerkungen über das Verständniß des Mittelalters, zu welchem niemand ohne genaue Kenntniß des Aristoteles befähigt sein könne, dürften uns, nach dem früher Gesagten, nicht überraschen, werden aber schwerlich auf den heutigen Betrieb unserer Geschichtstudien des Mittelalters einen sehr großen Einfluß nehmen.[1]

[1] „Ich hatte mich gerade damals mit der Kirchenhistorie und mit den Scholastikern, neben diesen mit dem Aristoteles, ohne dessen Studium niemand das Mittelalter und die Scholastiker richtig beurtheilen wird, viel beschäftigt." Durch diesen Ausspruch allein schon steht Schlosser hoch über dem heutigen allgemeinen Betrieb der mittelalterlichen Geschichtsforschung, welche über Otto von Freising Bücher schreibt, ohne auch nur die dunkelste Ahnung von Aristoteles zu haben, der, da er auf der Schule nicht gelesen wird, nach meiner vieljährigen Erfahrung den meisten Studirenden der Geschichte meistens nicht bekannter als Confucius ist.

Es kommt uns hier nur darauf an, zu zeigen, wie im kleinen und kleinsten sich die Ausgangspunkte der Schlosserschen Geschichtschreibung nachweisen lassen und wie sie überall auf ihre philosophische Grundlage zurückzuführen sind: Von der Kirchenhistorie und den Scholastikern zu Aristoteles, von Aristoteles zu Abälard. Gewissenhaftigkeit und Ernst wird wenigstens diesem Studiengange auch von unseren heutigen sogenannten exakten Forschern des Mittelalters nicht abgesprochen werden können, welche die Idee gewiß recht sehr belächeln mögen, daß man den Aristoteles erst lesen sollte, um Autoren des 12. Jahrhunderts zu behandeln. Für uns mag diese methodische Frage vorläufig offen gelassen werden, das geschichtliche Bedürfniß der klassischen Litteraturepoche aber war unzweifelhaft philosophischer Natur und spekulativen Ursprungs; sich speziell bei Schlosser über diese allgemeine Grundstimmung historischer Denker zu verwundern, hieße wahrlich einen Beweis der Unkenntniß des litterarischen Geistes in Deutschland in der Kantischen und Nachkantischen Epoche geben.

Auch die zunächst in Angriff genommenen Arbeiten über Theodor Beza und Peter Martir Vermili tragen das Gepräge eines vorwiegend auf die sittlichen und religiösen Fragen gerichteten Interesses an sich, obwohl Schlosser zu diesem Stoffe nicht auf dem Wege des eigenen Studienganges, sondern durch äußere Anregung gelangt war. Er erhielt durch den Generalsuperintendenten Löffler in Gotha „den kostbaren Band handschriftlicher Briefe der Reformatoren", welchem er das bis dahin fast gänzlich unbekannte Material entnahm. Seine theologische Vorbildung machte ihm möglich, den Gegenstand in außerordentlich kurzer Zeit zu bewältigen; seinen Standpunkt bei seinen Darstellungen aber zu begreifen, wird wieder nur dann gelingen, wenn man sich an das lebhafte Eindringen des Kantischen Rationalismus in die Theologie jener Zeit erinnert. So heißt es in der Einleitung zum Beza: „Da der positiven Religion und dem positiven oder dogmatischen Theile der christlichen Religion besonders eine gänzliche Veränderung zu drohen scheint, so ist es allerdings jetzt eine ungünstige Periode, um das Andenken an Männer zu erneuern, die im 16. Jahrhundert mit heißem Eifer die reine Bibellehre als einzige göttliche Offenbarung zu vertheidigen und an die Stelle eines leeren Cäremoniendienstes zu setzen sich bemühten". So bestimmt sich Schlosser

selbst nun aber zu einem Gottesglauben bekennt, der sich von demjenigen seiner „Glaubenshelden" nicht unwesentlich unterscheidet, so bemüht er sich in diesem frühen Werke mehr, als er es später that, sein eigenes Urtheil über jedes einzelne zurückzudrängen. In der Einleitung beruhigt er sich über die Verschiedenheit seines Standpunktes: „Selbst wenn wir glauben, daß die Männer, von denen hier die Rede ist, Dinge verfolgten und suchten, die der Mühe des Verfolgens nicht werth waren, so werden wir uns doch daran erinnern müssen, daß das Ziel des Strebens unserer Zeit, sinnlicher Genuß, gewiß eben nicht mehr werth ist". Die Darstellung des Buches selbst aber ist von einer von Schlosser's späterer Manier sehr abstechenden Ruhe und Mäßigung. Daß ihm dies übrigens im Beza so gut gelang, kam wohl auch daher, weil er sich der Darstellung der verdrießlichsten theologischen Händel, die seiner Auffassung der Dinge sich am stärksten widersetzten, durch einen angenehmen Hinweis auf Planck's Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs ein- für allemal zu entledigen verstand.

Ganz anders schon tritt die Natur und Persönlichkeit des Geschichtsschreibers in den „bilderstürmenden Kaisern" hervor, welche Schlosser noch in seinen späten Jahren gerne als sein bestes Werk bezeichnete. Betrachten wir zunächst die Art der Beurtheilung der Personen, so zeigt sich hier schon die ganze Strenge und Unerbittlichkeit eines fortwährend thätigen Sittenrichteramts. Die ethischen Gesichtspunkte drängen sich in der bekannten Schlosser'schen Manier in den Vordergrund. Wie Leo der Isaurier zurechtgewiesen wird, erinnert an die Strafreden der Geschichte des 18. Jahrhunderts. Es ist das ewig wiederkehrende Richtmaß, welches keine menschliche Handlung ungemessen, ungeahndet läßt. Lenken wir aber unsere Blicke mehr auf die allgemeine geistige Atmosphäre, in welcher die Geschichte der bilderstürmenden Kaiser sich bewegt, so mag es vielleicht als ein verwegener Gedanke erscheinen, wenn wir auch in der Auffassung dieser entlegenen Materie Anklänge an die Philosophie des vorigen Jahrhunderts zu hören meinen. Vor allem verdient erwähnt zu werden, daß Kant in seiner Weise einmal im „Streit der Fakultäten" auf die Dreieinigkeitslehre und ihre dogmatischen Abwandlungen zu sprechen kommt. In der Abhandlung „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", welche zu dem bekannten scharfen Reskript

König Friedrich Wilhelms II. Anlaß gegeben hatte, war zuerst der durchgreifende Unterschied von Kirchenglauben und Religionsglauben, die Werthlosigkeit jenes für das „Praktische", der absolute Werth von diesem für die Gesellschaft, für den Staat nachgewiesen.[1] Länger als

[1] Kants W. W. Hartenstein, Leipzig 1865—69. VII. 323. Der Streit der Fakultäten in drei Abtheilungen. Was Kant in der Abhandlung „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" VI. 95, schreibt, muß man ganz lesen, um sich auf Schritt und Tritt in Schlossers Büchern wiederzufinden. Die ganze Zurückführung der eigentlichen Religionsfundamente auf die Begriffe von gut und böse bildet die Grundanschauung der Schlosserschen Beurtheilung; er ist daher auch in seinem praktischen Leben ein entschiedener Beförderer von Religion unter der Jugend, obwohl er sich darüber mit Mosche (s. Weber 31) und Eilers (Wanderungen I. 312) nicht verständigen kann. Was die Schlosserschen Ansichten in Religionssachen betrifft, so macht er einen Unterschied zwischen Kirchenglauben und Religionsglauben und sieht in der Geschichte überall den Uebergang von jenem zu diesem. In der alten Geschichte wie in der neueren setzt seine Auffassung einen Chiliasmus der Herrschaft des reinen Religionsglaubens voraus. Auf Kants „Religion innerhalb der Grenzen" dürfte wohl auch Schlossers Bekämpfung des Rousseauschen Prinzips der Herrschaft des Guten in der Natur und der Verschlechterung durch die Kultur zurückzuführen sein. Ganz im Sinne Kants hat Schlosser zuerst die bis auf den heutigen Tag fast von allen Historikern gewissermaßen heilig gehaltene Antirousseausche Ansicht vertreten, daß die Herrschaft des guten Prinzips auf Erden nur in der historischen Entwicklung begründet sei. Wie sehr nun die Verwerthung der Religionsvorstellungen für die Moral dem Kirchengeschichtschreiber nahe lag, kann man aus einer Vergleichung Schlossers in den „bilderstürmenden Kaisern" über die Trinitätsstreitigkeiten mit folgender Stelle im „Streit der Fakultäten" (Kant, W. W. VII. 356) erkennen. „Aus der Dreieinigkeitslehre, nach dem Buchstaben genommen, läßt sich schlechterdings nichts fürs Praktische machen, wenn man sie gleich zu verstehen glaubte, noch weniger, wenn man inne wird, daß sie gar alle unsere Begriffe übersteigt. Ob wir in der Gottheit drei oder zehn Personen zu verehren haben, wird der Lehrling mit gleicher Leichtigkeit aufs Wort annehmen, weil er von einem Gott in mehreren Personen gar keinen Begriff hat, noch mehr aber, weil er aus dieser Verschiedenheit für seinen Lebenswandel gar keine verschiedenen Regeln ziehen kann. Dagegen, wenn man in Glaubenssätze einen moralischen Sinn hereinträgt (wie ich es „Religion innerhalb der Grenzen" 2c. versucht habe) er nicht einen folgeleeren, sondern auf unsere moralische Bestimmung bezogenen verständlichen Glauben enthalten würde. Ebenso ist es mit der Lehre der Menschwerdung einer Person der Gottheit bewandt. Denn wenn dieser Gottmensch nicht .... so ist aus diesem Geheimnisse gar nichts Praktisches für uns zu machen, weil wir doch von uns nicht verlangen können, daß wir es einem Gotte gleich thun sollen, ... ein Aehnliches kann von der Auferstehungs- und Himmelfahrtsgeschichte ebendesselben gesagt werden." Die Verwandtschaft der Ideen Schlossers mit Kant ist so groß, daß ich übrigens noch vorsorglich die Bemerkung machen muß, daß ich nicht etwa glaube, Schlosser habe einen Satz wie den citirten speziell

eine Generation hindurch war das Gewissen der philosophischen Fakultät — um mit Kant zu reden — durch diese kritische Sonderung eines, wie es schien, sich selbst widersprechenden Begriffs beruhigt. Eine aufrichtige, man könnte sagen, fromme Verehrung für das, was „innerhalb der Grenzen der Vernunft" die Religion zu leisten vermochte, und eine scharfe Opposition gegen das, was der Kirchenglaube in seinen Abwandlungen fordert, waren die Resultate dieser Kantischen Lehre in der Grundstimmung der meisten und hervorragendsten Männer der Zeit. Die Entschiedenheit, mit welcher Kant in dem Streit der Fakultäten die Werthschätzung der fundamentalsten Glaubenssätze auf ihre Wirkung für das jeweilig Praktische und Moralische zurückführte, ist, wenn man die Geschichtschreibung jener Zeit ins Auge faßt, auf die Urtheile Schlossers in den „bilderstürmenden Kaisern" übergegangen.

Was wollte Schlosser mit der Darstellung einer entlegenen Zeitperiode, welche durch den größten Meinungskampf in der spekulativen Dogmatik ausgezeichnet ist, eigentlich gesagt haben? Was war seine eigene Ansicht über die dogmatische Spekulation? Charakteristisch genug für ihn ist es, daß er sich fast nie mit der begrifflichen Deduktion der streitigen Lehren des 7. und 8. Jahrhunderts lange aufhält; er verweist die Lehre nicht nur aus Bequemlichkeit auf die gangbaren Kirchen- und Dogmengeschichten, es widerstrebt ihm, sich in die Irrgänge der dogmatischen Spekulation zu verlieren, aber er vernichtet sie durch die Erzählung der Thatsachen und durch ein rücksichtsloses Urtheil über die handelnden Personen. Wenn man die „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser" auf ihren allgemeinen philosophischen Gehalt zurückführen wollte, so könnte man das Werk vielleicht als den Nachweis bezeichnen, daß der religiöse Lehrsatz an und für sich so gut wie gar keine Bedeutung besitze, sondern daß nur aus dem moralischen Sinne, welcher in die Glaubenssätze hineingelegt und aus dem sittlichen Erfolge, der durch ihre Verbreitung gewonnen wird, auf ihren Werth oder Unwerth geschlossen werden kann.

„Der Glaube an Schriftlehren, die eigentlich haben offenbart

sich abgeschrieben und immer vor Augen gehalten, als er seine „bilderstürmenden Kaiser" verfaßte; allein um die Fäden handelt es sich in Sachen des Geistes, die von einem zum andern hinüberleiten.

werden müſſen," ſo ſagt Kant, „wenn ſie haben gekannt werden ſollen, hat an ſich kein Verdienſt und der Mangel deſſelben, ja ſogar der ihm entgegenſtehende Zweifel iſt an ſich keine Verſchuldung, ſondern alles kommt in der Religion aufs Thun an und dieſe Endabſicht, mithin auch ein dieſer gemäßer Sinn muß allen bibliſchen Glaubenslehren untergelegt werden." Und weiter: „Nehme ich das Glauben ohne dieſe moraliſche Rückſicht bloß in der Bedeutung eines theoretiſchen Fürwahrhaltens, z. B. deſſen, was ſich auf dem Zeugniſſe anderer geſchichtmäßig gründet, oder auch, weil ich mir gewiſſe gegebene Erſcheinungen nicht anders, als unter dieſer oder jener Vorausſetzung erklären kann, zu einem Prinzip an, ſo iſt ein ſolcher Glaube, weil er weder einen beſſeren Menſchen macht, noch einen ſolchen beweiſet, gar kein Stück der Religion", u. ſ. w.[1] Iſt es nicht auch durch und durch die Grundanſchauung Schloſſers in allen religiöſen Fragen den moraliſchen Werth zum Maaßſtabe ihrer Beurtheilung zu machen? Kann man eine deutlichere Verwandtſchaft in geiſtigen Dingen finden als die zwiſchen den Schloſſerſchen Urtheilen und jenen Kantiſchen Sätzen? Schloſſer ſelbſt, der zur Kenntniß des Mittelalters den Ariſtoteles für erforderlich hält, würde ohne Zweifel wenig gegen unſer Reſultat einzuwenden haben, daß zu ſeinem Verſtändniß faſt überall Kant und ſeine Philoſophie nöthig erſcheint.

Hier iſt alſo die Quelle der von Gervinus ſo oft und ſo volltönend geprieſenen „ſittlichen Kritik", welcher „ganz innerliche mit ſeinem Charakter tief zuſammenhängende Motive" zu Grunde liegen ſollten. Hätte man ſich bemüht, unſern Geſchichtſchreiber weniger wie einen aus ſich ſelbſt herausgewachſenen Baum, als vielmehr wie einen mitten in der Litteratur und Bewegung ſeiner Zeit ſtehenden Denker zu betrachten, ſo konnte man ſich viel Streit erſparen. Es war ein allgemeiner Vorzug, oder, wie andere ſagen mögen, ein allgemeines Uebel, daß faſt alle Gelehrte ſeiner Zeit in der kritiſchen Philoſophie wie feſtgewurzelt waren, mit welcher Disziplin der Wiſſenſchaft ſie auch ſonſt beſchäftigt geweſen ſein mögen. Auch Schloſſers zäher, feſthaltender und ausdauernder Sinn hielt das, was ihm jede Ader einſt in der Jugend erfüllte, bis in ſein ſpäteſtes Alter feſt, auch dann noch, als in der Philoſophie der Andern der kritiſche Formalismus,

[1] Kant, W. W. VII 359.

in der Theologie der Rationalismus, in der Jurisprudenz das Vernunftrecht längst überwundene Standpunkte und in der Geschichtswissenschaft selbst das Hervorkehren prinzipieller Fragen und kategorischer Urtheile kaum mehr verständlich gewesen waren. Wenn sich aber mehr als fünfzig Jahre danach die Jüngeren über den Mann erzürnten, den sie sich „persönlich als einen mürrischen Sauertopf von kleinmeisterlicher Grämlichkeit" vorstellten, und wenn sie in seinen Schriften nichts „als einen moralischen Splitterrichter" erkennen wollten, „der für die politische Größe der Menschen keinen Sinn hat, der über die ausgezeichnetsten Männer der Geschichte in schnöder Verächtlichkeit abspricht, engherzig und einseitig alle Gattungen von Verdiensten mißkennt, die nicht in die Linie seiner eigenen Befähigung oder Neigung fallen", so muß man Gervinus darin beistimmen, daß eine solche Beurtheilung des Historikers eine sehr oberflächliche und ungerechte war. Allerdings haben wir ein Recht, gegen die Hereintragung von Prinzipien in die Geschichtswissenschaft Einsprache zu erheben, welche nicht aus den erkennbaren Thatsachen der Geschichte fließen, allerdings mußte sich die Geschichte als Wissenschaft ebenso dagegen sträuben, in einem heimlichen Dienstverhältniß zur kritischen Philosophie zu stehen, wie sie noch kurz vor jener Epoche die Fesseln theologischer Voraussetzungen gewaltsam zu durchbrechen suchte, aber die gewonnene Einsicht in das Wesen Schlosserscher Geschichtschreibung sollte uns um so vorsichtiger und sorgfältiger in der Ueberlegung dessen machen, was eigentlich sein Fehler war, worin der Irrthum lag und wo die Besserung zu suchen wäre. Denn das wird man doch dem Historiker im Ernste nicht zum Vorwurf machen wollen, daß er seine Wissenschaft von Prinzipien getragen glaubt, daß er ein Maß für das Urtheil über Menschen und Dinge anstrebt, daß er eben alles das sucht, was die Wissenschaft erst zur Wissenschaft macht. Es ist wahr, daß uns hierbei die Anwendung irgend eines fertigen Systems, die bloße Applikation anderweitig geformter Begriffe wenig nützen kann, aber haben wir denn ein Recht, uns gar so hoch über jene Irrthümer erhaben zu dünken? sind wir mittelst unserer neueren Methoden zu einer besseren Lösung der großen Probleme der Geschichtswissenschaft gelangt, oder soll darin der gepriesene Fortschritt liegen, daß einige glauben, die Geschichte in ein Lexikon antiquarischer Merkwürdigkeiten auflösen zu sollen?

Es mag uns geſtattet ſein, ſpäter noch einmal auf dieſe Dinge zurückzukommen; wollen wir hier die Betrachtung von Schloſſers eigenſter Entwickelung und Leiſtung nicht allzuſehr unterbrechen, ſo iſt zunächſt nach einer anderen Seite ein Blick auf den Stand der hiſtoriſchen Litteratur gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu werfen. Wenn ſich in den erſten ſelbſtändigen Werken Schloſſers Probleme religiöſer und dogmatiſcher Art mit Vorliebe behandelt finden, ſo trat die Frage, wie er ſich zu den univerſalhiſtoriſchen Syſtemen verhalte, um ſo beſtimmter an ihn heran, je mehr er ſich auch äußerlich und berufsmäßig dem hiſtoriſchen Fache zuwandte.

II.

Schon im Jahre 1815 veröffentlichte Schloſſer den erſten Band ſeiner „Weltgeſchichte in zuſammenhängender Erzählung“, mit welchem er in die Reihe der ſogenannten Univerſalhiſtoriker eintrat. Mit der Idee zu dieſem Werke ſcheint er ſich ſehr lange getragen zu haben, und es wäre ſehr ſchwer zu ſagen, ob dieſelbe mehr der Anregung ihren Urſprung verdankte, welche Schloſſer unmittelbar noch in Göttingen von Schlözer und Spittler empfangen, oder jener Richtung auf das allgemein Menſchliche, welche in der von ihm ſo ſehr bevorzugten Philoſophie und Litteratur jener Zeit vorherrſchte. Nur ſo viel wird man ſofort zugeſtehen müſſen, daß jene älteren Univerſalhiſtoriker auf Schloſſer gar wenig Eindruck gemacht hatten, und daß er nicht ohne Grund in ſeinen weltgeſchichtlichen Darſtellungen beſtändig wiederholte, es ſei nicht ſeine Abſicht, das „Bekannte“, von andern oftmals Erzählte, abermals vorzutragen. Daß er ſich über ſein Verhältniß zu Johannes von Müller ungern oder gar nicht auszuſprechen pflegte, erſchwert es uns, die Anknüpfungspunkte ſeiner welthiſtoriſchen Arbeiten ſicherzuſtellen, aber daß ihm die ſämmtlichen vorhergegangenen Weltgeſchichten nicht genügten, daß er nach einer größeren Vertiefung ſtrebte, daß er die Ideen der Entwickelung ernſter aufſuchen zu müſſen meinte, kann keinen Augenblick verkannt werden.[1]

[1] Hier wäre der Platz, über das Verhältniß Schloſſers zu Johannes von Müller zu reden, worüber jedoch außer der Stelle vgl. Note Seite 16 keine

Solange die Vergangenheit überhaupt zum Gegenstande von Darstellungen gemacht worden ist, gingen, im Grunde genommen, stets zwei Richtungen nebeneinander durch die Litteraturen aller uns näher stehenden Völker. Die eine suchte ihren Schwerpunkt mehr in den gesellschaftlichen Verhältnissen, in den staatlichen Momenten der nächststehenden Völker oder in der nationalen Ueberlieferung, wo Nation und Staat sich irgend identifiziren ließen, die andere Tendenz dagegen war universell, ging auf die Erkenntniß dessen, was der beschränkte Gesichtskreis Menschheit und Welt nannte und suchte die bekannten Ereignisse dieser Welt und dieser Menschheit unter einheitlicheren Gesichtspunkten zu fassen. Die sogenannte römische Weltmonarchie, die Selbsttäuschung des Christenthums als einer eingebildeten Weltreligion und die humanitären Ideen des vorigen Jahrhunderts mußten die letztere — die universelle Richtung in der Geschichtschreibung — jeweils zu neuer Blüthe und Förderung bringen und brachten bekanntlich die mannigfaltigsten Systeme der geschichtlichen Entwickelung, der stofflichen Eintheilung und der historischen Auffassung zu Tage. Unter dem Drucke theologischer Weltweisheit waren die Weltmonarchien dekretirt und demgemäß die Weltchroniken entstanden. Die theologische Fakultät beherrschte die Weltgeschichte mit jener siegesgewissen Beschränktheit, welche Jahrhunderte lang nicht einmal die Ahnung aufkommen ließ, wie groß die Welt und

---

sicheren Anhaltspunkte vorliegen. Was Johannes von Müllers Stellung in der Historiographie überhaupt anbelangt, so hat Büdinger, Ueber Darstellungen der allgemeinen Geschichte, insbesondere des Mittelalters, Müller gleichsam als den Schlußpunkt der universalhistorischen Entwicklung bezeichnet. Ich bin nun nicht sicher, ob die 24 Bücher ohne eingehende Berücksichtigung Voltaires zu verstehen wären. Darin aber stimme ich, wie ich vermuthe, mit Büdinger überein, daß nach einer Seite der Betrachtung, nämlich in Bezug auf die räumliche Auffassung der Weltgeschichte Müller in eine ganz andere Reihe gehört als Schlosser, und daß er in Bezug auf den universalhistorischen Begriff viel vorsichtiger und gemäßigter war als Schlosser. Man darf auch nicht außer Acht lassen, daß er seinem Buch sehr verständig anfangs den Titel „Les époques de l'histoire politique des principales nations" gegeben hatte, wie denn auch der schließliche Titel nur von der „europäischen Menschheit" spricht. Ohne daß ich hierin gerade einen beabsichtigten Gegensatz gegen die universalhistorische Theorie der Anderen erblicke, scheint mir doch anzuerkennen, daß sich Johannes von Müller klug genug durch das modern gewordene Stichwort von der allgemeinen Menschheit nicht verblenden ließ.

wie unbekannt den Menschen die Weltgeschichte war. Allein die philosophische Fakultät — um bei Kantischer Terminologie zu bleiben — begann ihren Streit, und die dauernde Ueberwindung des mittelalterlichen Begriffes der Weltgeschichte gelang, wie männiglich bekannt ist, in Göttingen. Daß aber die beiden großen Lehrmeister, vor deren angeblichem Kanon in Bezug auf Eintheilung und Ausdehnung des weltgeschichtlichen Stoffes noch unsere heutige kritische Jugend sich ehrerbietig verbeugen muß, im Grunde doch nur ein sehr äußerliches Werk vollbrachten und die in der philosophischen Fakultät aufgekommenen Zweifel und Fragen in keiner Weise befriedigend und vollständig lösten, war auch die Meinung Schlossers, und was ihm so gut wie der ganzen jüngeren Generation gegenüber den alten Göttingern mißfiel, läßt sich vielleicht am besten in den Satz zusammenfassen, den Wilhelm von Humboldt ausspricht: „Der Geschichtschreiber umfaßt alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überirdischer Ideen". Vielleicht wird eine genauere Vergleichung der weltgeschichtlichen Darstellungen Schlossers mit denen Schlözers zu noch bestimmteren Ergebnissen führen.

Betrachten wir zunächst die Einwirkung Schlözers auf den Gang der Geschichtschreibung, so dürfte man gestehen, daß er beinahe alle Gesichtspunkte angedeutet hat, welche als Aufgaben universalhistorischer Darstellungen nach ihren äußeren Merkmalen bis auf den heutigen Tag gelten.[1] Wir halten es in dieser Beziehung für richtig, daß

[1] Auf die Frage: Was in die Universalgeschichte gehört, antwortete Schlözer wirklich mit dem unbesonnenen Wort, das alle Universalhistoriker bis auf den heutigen Tag in ihren Einleitungen wiederholen: „Alle Völker der Welt." „Ohne Vaterland, ohne Nationalstolz verbreitet sie sich über alle Gegenden, wo gesellschaftliche Menschen wohnen, und überschaut mit weitem Blick die ganze Bühne, auf welcher jemals Rollen gespielt worden sind. Jeder Welttheil ist ihr gleich. Nicht vier Monarchien, aus etwa dreißig anderen ärmlich herausgeschieden, nicht Volk Gottes, nicht Griechen und Römer beschäftigen sie mit Prädilektion. Sie weidet ihre Neugier so gut am Hoangho und Nil, als an der Tiber und Weichsel." Dagegen ist Schlözer in Bezug auf den Anfang seiner Universalgeschichte noch sehr bescheiden im Vergleich mit der von Schlosser gepflegten Richtung, da er wenigstens die „verzeichnete Ueberlieferung" als Grenze der Geschichte ansetzt. Sehr marktschreierisch geht er aber in Bezug auf den Umfang dessen zu Werke, was als Aeußerung menschlicher Thätigkeit angeblich eine der politischen Geschichte gleichgestellte Bedeutung in Anspruch nimmt: Nach seiner Ansicht ist die Universalgeschichte eben so sehr Staats- als Kunstgeschichte, Handels- wie Gelehrtengeschichte

er ein Begründer der neuen deutschen Geschichtschreibung genannt wurde, doch ist eine Einschränkung dieses Titels nöthig. Die Richtung, welche als Staatsgeschichte neben der universalhistorischen auch in Deutschland vorhanden war und in Göttingen vorzugsweise in Pütter Vertretung fand, hatte durch Schlözer wenig oder keine neuen Gesichtspunkte erhalten. Was man zu seinem Lobe in Bezug auf die historische Kritik sagen wollte, entbehrt durchaus der Begründung, denn was auf diesem Gebiete seit Mascow — von Leibnitz gar nicht zu reden — gleichsam kanonisch feststand, müßte als viel epochemachender gelten, wie das, was Schlözer in dieser Beziehung hinzufügte. Begründend war also Schlözer durchaus nur in Betreff der äußeren Eintheilung des weltgeschichtlichen Stoffes. Eine noch größere Erweiterung des Horizonts in Hinsicht der räumlichen Ausdehnung des Begriffes wird bei keinem späteren Schriftsteller bis jetzt aufzufinden sein. Auch Johannes von Müller und Schlosser folgen dem von Schlözer aufgestellten Schema in Ansehung der räumlichen Vorstellungen von Weltgeschichte ziemlich treu.[1] Aber sie hatten das Bedürfniß, auch für die zeitlichen Momente des Begriffs der Welt-

und beschäftigt sich auch mit den Veränderungen und Verhältnissen der Natur, sofern hierdurch das Leben der Menschen berührt wird. Man muß übrigens bemerken, daß Schlözer in der praktischen Anwendung der letzteren Dinge sehr verständig im besten Sinne realistisch zu Werke geht und heute noch als Muster gelten kann. Daß er aber auch da den Umfang der Weltgeschichte theoretisch mehr ausstopft, als er halten konnte, lag eben in den universalhistorischen Vorstellungen seiner Zeit. Vgl. übrigens Wesendonck, Die Begründung der neueren deutschen Geschichtschreibung S. 165 ff. Wie man aber in diesen rein äußeren Dingen der Geschichtschreibung die Begründung der neueren deutschen Geschichtschreibung sehen mag — und in einem — vom Standpunkte der allgemeinen Litteratur betrachtet — als ein Geist sechsten oder siebenten Ranges dastehenden Gelehrten, wie Gatterer den Begründer unserer heutigen Historiographie sehen will, beweist, wie unendlich bescheiden, vom allgemeinen litterarischen Standpunkt, der heutige Historiker von sich denkt. Es ist übrigens schade, daß das lehrreiche Buch von Wesendonck in einer so wenig gerundeten Form erscheinen konnte, zahllose Wiederholungen enthält und aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt ist.

[1] Für seine Exzerpte hatte Johannes von Müller wirklich die von Schlözer vermutheten dreißig Monarchien der Weltgeschichte in Anwendung gebracht. Was den Umkreis der alten Völker betrifft, so ist er bei Johannes von Müller enger als bei Schlözer, bei Schlosser weiter als bei diesem. Im wesentlichen schließt sich Johannes von Müllers universalhistorischer Begriff enger an die Systeme der mittelalterlichen Weltgeschichte als Schlözers und Schlossers.

geſchichte zu einem einheitlichen Gedanken vorzudringen, und die Schickſale der ſogenannten geſammten Menſchheit in ihrem Nacheinander unter eine „höhere Idee" zu bringen.[1] Dieſe höhere Idee konnte ſelbſtverſtändlich nicht aus der überwundenen theologiſchen Fakultät, ſie konnte wieder nur — um bei Kants Sprachgebrauch zu bleiben — aus der philoſophiſchen Fakultät entſtammen. Und hiermit ſind wir denn wieder bei jenen Quellen Schloſſerſcher Geſchichtſchreibung angelangt, welche ihm aus den ganz allgemeinen Vorſtellungen und Prinzipien der Litteratur ſeiner Zeit floſſen, und welche — wie wir ſeinen Tadlern gerne zugeſtehen — eigentlich nicht hiſtoriſcher, ſondern philoſophiſcher Natur ſind.[2]

Hören wir, was Schloſſer ſelbſt von den Aufgaben der Weltgeſchichte ſagt. Er ſprach ſich darüber am eingehendſten in der Umarbeitung des erſten Bandes der „Weltgeſchichte in zuſammenhängender Erzählung" aus, welcher unter dem Titel „Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der Geſchichte der alten Welt und ihrer Kultur" herausgab. Bemerkenswerth iſt hier vor allem, daß er die Univerſalhiſtorie ge-

---

[1] Was Johannes von Müller betrifft, ſo wird man freilich darüber ſtreiten, ob er ſich wirklich zu denen zählen laſſe, welche einen einheitlichen Gedanken in der Aufeinanderfolge der herrſchenden Mächte vertreten. Büdinger a. a. O. hebt die Worte hervor, welche das Gegentheil zu beweiſen ſcheinen: „Die Blätter der Annalen der Menſchheit ſind mir alle gleich wichtig, und bin ich mit meiner Betrachtung allein bei dem unſichtbaren Führer aller Dinge, die im Himmel und auf Erden ſind." Alſo doch ein Führer! Betrachtet man außerdem Müllers Verſicherung am Ende: „So unvollſtändig das Geheimniß und die Natur der größten Revolutionen und ihrer Verkettung in dieſem Geſchichtbuch, ſo ſichtbar leuchtet höhere Leitung hervor", ſo kann kein Zweifel ſein, daß auch Müller über den bloßen ſogenannten Pragmatismus hinauswollte. Wenn er von der „Entwickelung innewohnender Fähigkeiten" ſpricht, ſo iſt er mit halbem Fuß doch auch bei jenen, welche dem „unerforſchlichen Plan" eine Art von Chiliasmus zu Grunde gelegt haben, d. h. Ideen vorausſetzen, welche ſie nicht empiriſch nachzuweiſen vermögen und daher von anderswoher als aus der Geſchichte genommen haben.

[2] Ueber die Einwirkung Kants auf die univerſalgeſchichtliche Auffaſſung verweiſe ich hier, wo ich nicht eine volle Geſchichte der Hiſtoriographie ſchreiben kann, auf Tomaſchek, Schiller S. 122. Hier will ich nur noch bemerken, daß von Kants fundamentalem Satz: „Alle Naturanlagen eines Geſchöpfes ſind beſtimmt, ſich einmal vollſtändig und zweckmäßig auszuwickeln" Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht. W. W. IV. 144, ſowohl Schiller wie Schloſſer ausgingen und auch Johannes von Müller heimlich die Vorausſetzung einer ſolchen Beſtimmung, „Naturabſicht", göttlichen Leitung u. ſ. w. macht.

radezu in einen Gegensatz gegen die Weltgeschichte stellt und damit eine Forderung für die erste aufstellt, von welcher bei Schlözer keinerlei Ahnung sein konnte, und welche, soviel ich sehe, zum ersten Male in dem Streite zwischen Schlözer und Herder zu Tage gekommen war.[1] Schlosser seinerseits sagt: „Wir setzen den Ausdruck Universalhistorie dem der Weltgeschichte hier gewissermaßen entgegen, denn wir verstehen unter dem ersteren die Geschichte der Menschheit als ein zusammenhängendes Ganze betrachtet, unter dem letzteren aber die Geschichte der einzelnen Völker nach der Zeitfolge geordnet. Zu erforschen, was in jeder Zeit geschehen ist, die Ursache warum und die Art wie es geschehen, der Nachwelt aufzubewahren, oder aus der Masse des Aufbewahrten das seinem Urtheile nach für seine Zeit Brauchbare zusammenzustellen, ist das Geschäft dessen, der die politische Geschichte schreibt, und seine eigenen Gedanken so wenig als möglich einzumischen, sein höchstes Gesetz. Wer aber die Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen zeigen, einen Gedanken durch seine ganze Erzählung durchführen will, der muß seine eigene Meinung aussprechen, er muß darauf verzichten aus Urkunden, Nachrichten, Denkmalen dasjenige enthüllen zu können, was seiner Natur nach nur errathen, nicht bewiesen werden kann".

Hebt Schlosser solchergestalt den Universalhistoriker weit über den realen Boden rein geschichtlicher Thatsachen hinaus, so wird es keine Verwunderung mehr erregen, daß er ohne Einführung des Gottesbegriffes diese große und schwere Materie der Menschheitsentwickelung nicht zu erklären vermag. Ganz abgesehen davon, daß nun vielen der an die Spitze gestellte Gottesbegriff nicht eben von übermäßiger Klarheit erscheinen dürfte, so zeigt sich in dem Versuche, die Menschheitsgeschichte bis auf ihre Wurzeln zurückzuführen, zugleich eine Aufgabe, welche schon an und für sich und aus äußeren Gründen der Forschung von einem Manne kaum zu erfüllen sein dürfte. Man

[1] Herder hielt Schlözers Ansicht von der Weltgeschichte für roh; er verlangte, daß eine Auswahl der Völker, welche in der Geschichte der Menschheit von Bedeutung wären, nach jenen Gesichtspunkten geschähe, die sich auf die religiösen und sittlichen Ideen gründeten. Nach Schlözer spielten die Juden in der Weltgeschichte eine traurige Rolle, nach Herder sind sie natürlich der universalhistorische Sauerteig. Ueber den Streit selbst ist Schlözers zweiter Theil der „Vorstellung einer Universalgeschichte" zu vergleichen.

sieht, daß Schlosser die Forderungen Schlözers erheblich verschärfte; dieser setzt der Geschichtswissenschaft eine Grenze in der Ueberlieferung — was nicht überliefert ist, sagt er, gehört nicht zur Weltgeschichte, — jener meint, den Menschheitsbegriff allerdings etwas konsequenter festhaltend, Geschichte der Menschen knüpfe an die Kenntniß des Menschen, an die Geschichte des Weltsystems, Sonnensystems, der Planeten und der Natur der Erde. „Dies fühlten", fügte Schlosser bezeichnend für seinen Standpunkt hinzu, „Herder [1] sowohl als Buffon". Und in der That mit gutem und bewunderungswürdigem Muthe baut unser Universalhistoriker gleich selbst die Oberfläche unserer Erde vor unsern Augen auf, behandelt die Abstammung des Menschen, seine Affenverwandtschaft, seine Verbreitung über die Erde, seine Arten und Racenspaltung und alles Uebrige, was heute in mehreren großen Zweigen der Wissenschaft als eine Domäne der Naturforschung betrachtet wird und eines ganzen Mannes Lebensarbeit gemeiniglich für sich selbst in Anspruch nimmt.

Philosophie und Litteratur des vorigen Jahrhunderts lebten noch in der naiven Zuversicht, daß es mit Zuhilfenahme Buffons möglich sei, über Fragen dieser Art zu einem selbstständigen Urtheil zu gelangen. Sömmering genoß zu Schlossers Zeiten vielleicht mit Recht ein solches Ansehen, daß ein Universalhistoriker hoffen durfte an der Hand dieses Gelehrten sich mit den Naturwissenschaften auf einen halbwegs freundschaftlichen Fuß zu stellen. Der Frage der Abstammung der Menschen und ihrer Verwandtschaft mit den Affen waren weder Kant noch Herder aus dem Wege gegangen. Schlosser

[1] Zusammengehalten mit dem früheren Ausspruche Schlossers (Note Seite 16) über Herder wäre der Einfluß dieses auf jenen erst noch näher festzustellen. Soviel ist sicher, daß sich Schlosser fortwährend gegen Herders Ideen sträubte, nichts aber ist bezeichnender, als dies, daß er äußerlich sich ganz den „Ideen zur Geschichte der Menschheit" angeschlossen und nicht nur bei der naturwissenschaftlichen Einleitung, sondern auch in der Systematik der Völker genau denselben Gang befolgt hat. Was Herder II. Theil IV über die Organisation der afrikanischen Völker hat, bringt Schlosser unter dem spezielleren Titel Aethiopien; nachher folgt, wie bei Herder, China und Japan, dann Indien vgl. Herder III. 11, Babylon, Assyrien, Persien, Medien, Juden, Phönizien, Aegypten, III. 12 bei Herder u. s. w. Hiemit kann wohl auch hier über den Zusammenhang kein Zweifel sein, nur ist es ja richtig, daß Schlosser Herder in die Bahnen der Humanitätsideen nicht vollständig folgte.

hoffte mit Hilfe des heute vermuthlich bei Seite gelegten Buches des Holländers Doornik (1808) sich leidlich über diese Dinge orientiren, und einiges bemerken zu können, was damals ein gutes Zeugniß von der Ausbreitung seiner Lektüre und Gelehrsamkeit abgeben mochte. Was hat sich Herder im Gebiete der Naturwissenschaften zugetraut, um seine Ideen zur Geschichte der Menschheit zu entwickeln;[1] mußte es nicht als ein abenteuerliches Unternehmen erscheinen, Hypothesen auf Hypothesen zu häufen und dies nachher als Geschichte der Menschheit auszugeben? Damals aber nahm Kant keinen Anstoß an den naturwissenschaftlichen Hypothesen des großen theologischen Litteraten, er polemisirte vielmehr gegen den Theil der Herderschen Ausführungen, die auf unsichere Erfahrungen ein metaphysisches Gebäude errichten wollten.[2]

Es mag heute nicht mehr am Platze scheinen, Schlosser nach dem zu beurtheilen, was er als Begriff der Universalhistorie aufstellte, soviel ist aber gewiß, daß wir die Fäden seines Denkens greifen können, und daß sein ganzer Standpunkt aus einer Litteratur erklärt werden muß, welche der Zeit nach in seine erste Jugendepoche fällt. Wenn wir aber heute nach einem Jahrhundert die bei weitem größte Zahl der Fachgenossen den Stab über Schlossers Geschichtschreibung brechen sehen, so ist die Frage berechtigt, ob wir eigentlich über den Standpunkt des vorigen Jahrhunderts in Betreff dessen, was unter Universalgeschichte zu verstehen sei, wesentlich hinausgegekommen sind. Man braucht nur ein Dutzend Lehrbücher der Welt-

[1] In manchen Dingen sollte unsere heutige Welt nie vergessen, daß die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts immer wieder unsere Bewunderung erregt. Ist es nicht merkwürdig, wie der als fromm verschrieene Herder die Affenfrage mit einer Ruhe behandelt, die man heute manchem weltlichen Mann wünschen könnte? Auch die Bemerkung Herders gegen die Abstammungstheorie, daß die dem Affen am ähnlichsten sehenden Menschen in Ländern wohnen, wo es nie Affen gegeben hat, u. dgl. m. ist beachtenswerth.

[2] Kants Kritiken von Herders Ideen W. W. IV. 171 gehören zu den lesenswertheſten Streitschriften des vorigen Jahrhunderts. Die prächtige Art, wie er Herder über dessen Betrachtungen von der Kugelgestalt der Erde ironisirt, u. dgl. m. ist höchst ergötzlich zu lesen. Zugleich zeigt aber die Rezension, daß Kant die Idee des unaufhörlichen Fortschreitens der Gattung durchaus nicht weltgeschichtlich so sicher annahm, als es nach seinem achten Satze der Idee zu einer Weltgeschichte angenommen werden könnte.

geſchichte unſerer Tage die Revue paſſiren zu laſſen, um ſich zu überzeugen, daß allen ohne Ausnahme die übliche Definition des Begriffs der Univerſalgeſchichte gedankenlos anhaftet, wie ſie von Schlözer auf die Bahn gebracht, von Kant und Herder erweitert und im Sinne des letzteren von Schloſſer weſentlich verſchärft worden iſt. Alle dieſe Geſchichtſchreiber, aus denen Jugend und Alter meiſtentheils ihre hiſtoriſche Bildung ziehen, verſichern uns, daß ſie die Menſchheit und ihre Entwickelung zum Gegenſtande der Darſtellung und Mittheilung gemacht hätten, alle wiſſen in irgend einer oder der anderen Form von den Plänen zu erzählen, welche Gott mit der Menſchheit vorhatte und die ſich in deren Geſchichte verwirklichten.[1] Die meiſten ſtehen heute noch auf demſelben inhaltsleeren Standpunkt, auf welchem Herder es als ein großes Reſultat betrachtete, wenn er behaupten konnte: „Das Werk der Vorſehung geht nach allgemeinen großen Geſetzen in ſeinem ewigen Gange fort".[2]

Aber auch ſeinem äußeren Umfange nach iſt der Begriff der ſogenannten Menſchheitsgeſchichte ſeit Schloſſer kaum mehr einer ernſtlichen Reviſion unterzogen worden. Wenn man davon abſieht, daß einige moderne Univerſalhiſtoriker das Kapitel der „urweltlichen Zeit" um einige Pfahlbauhiſtorien erweiterten, ſo fängt die Weltgeſchichte faſt noch überall, wie in Schloſſers Werken mit den Aethiopen an und wandert auf einer ſehr verſchiedenen Stufenleiter von Bevorzugung und Zurückſetzung der Völker nach den wohlbekannten naheliegenden Ländern, um endlich in den modernen Kulturſtätten eine vertraute und heimatliche Baſis lang ausgedehnter Erzählungen zu finden. An eine dürftige ſchematiſche Ethnographie der über den

[1] Unter vielen ſchönen Definitionen, von denen die weltgeſchichtlichen Kompendien erfüllt ſind, erwähle ich zum Exempel eine, welche ſo lautet: „Die allgemeine oder die Weltgeſchichte umfaßt das ganze menſchliche Geſchlecht. (?) Sie erzählt nämlich (!), durch welche Schickſale, Begebniſſe und Thaten jenes unter der Leitung Gottes ſeiner Beſtimmung, d. i. der immer vollkommeneren Ausbildung ſeiner geiſtigen Kräfte und ſittlichen Anlagen, als ein Ganzes ſtets näher kam." Man ſieht, es iſt immer die Kantiſche Naturabſicht mit dem von Schloſſer noch obendrauf geſetzten perſönlichen Gott, der aber auf beſonderes Verlangen in vielen anderen weltgeſchichtlichen Schulbüchern auch wegbleiben kann, ohne daß ſich dadurch viel Weſentliches an der Definition und noch viel weniger an dem Inhalt des Buches und der Weltgeſchichte verändert.

[2] Herder, Ideen III, 14 am Schluß.

weitaus größten Theil der Erde verbreiteten Menschheit schließt sich die staatsgeschichtliche Erörterung unserer europäischen Vergangenheit mit dem Anspruche eines für die Menschheit allein und ausschließlich maßgebenden Werthes in behaglichster Breite an. Unsere Weltgeschichte steht noch immer wie zur Zeit des Eusebius auf rein subjektivem Standpunkt und nimmt den Begriff der objektiven Menschheit dafür in Anspruch. Man wagt heute zwar nicht mehr, wie Schlosser, da er zu Indien gelangt, die naive Bemerkung: „wir können uns begnügen über die eigentliche Geschichte hinwegzuschlüpfen", aber wer nur einigermaßen in der Oekonomie der universalhistorischen Darstellung Gerechtigkeit walten lassen wollte, der müßte doch gestehen, daß die Menschheit jenseits des Indus und Ganges gar wenig berücksichtigt wird. Vom Standpunkte der menschheitlichen Entwickelung wird man gewiß nicht leugnen können, daß die der Zahl nach größere Hälfte der Menschen, welche den Kulturentwickelungen des Buddhismus folgte, entschieden das gleiche Recht historischer Beachtung finden müßte, wie die geringere Zahl der Völker, die dem Christenthume angehört, und doch existirt bis auf diesen Tag noch keine einzige Weltgeschichte, welche auch nur ein tiefergehendes Interesse, eine ernsthaftere Einsicht in die welthistorische und philosophische Bedeutung der großen welterobernden Religion des östlichen Asiens vermitteln würde.[1] Wenn Schlözer behauptete, daß die Weltgeschichte „ihre Neugierde so gut am Hoangho und Nil, als an der Tiber und Weichsel weidet", so ist dies ein schöner Satz, der gleichwohl weder von Schlosser noch von irgend einem seiner universalhistorischen Nachfolger zur Wahrheit gemacht worden ist. Nach wie vor ist alles das was die Weltgeschichte für die Vergangenheit der Menschheit zu leisten verspricht nicht viel mehr als eine Phrase, und muß mit jeder neuen Entdeckung, welche im Gebiete der Geographie und Ethnographie gemacht wird, in immer größerem Maaßstab leere Phrase bleiben. Eine die Menschheit erschöpfende Universalgeschichte ist für jeden einzelnen ein frommer Wunsch seiner Erkenntniß; eine Befriedigung

[1] Man muß es den Herren von der Universalgeschichte bei jeder Gelegenheit ins Gedächtniß rufen, daß Schlagintweit 341 Millionen Budhisten berechnet und die besten Berechnungen für das Christenthum auf 320 bis 330 Millionen lauten. Wo ist also die Menschheit unserer Geschichtsbücher?

in großem Sinne wird hierin ein Sterblicher so wenig zu erlangen fähig sein, als es jemandem gelingen mag den gesammten Umfang alles menschlichen Wissens und aller menschlichen Erfahrung in sich zu vereinigen und aufzunehmen. Setzt man sich noch außerdem das Ziel, die Menschheit in dem ganzen Umfange ihrer Thätigkeit, in dem ganzen Umfange ihres Könnens, Wissens, Schaffens zu erfassen und den Forderungen gerecht zu werden, welche sich aus dem Kausalzusammenhang der Ereignisse in Hinsicht auf die Kulturentwickelung ergeben, so hat man zur Darstellung der Universalgeschichte ein Wissen nöthig, welches alle einzelnen Wissenschaften in sich begreift. In diesem Sinne könnte überhaupt nur von Einer Wissenschaft die Rede sein, der Wissenschaft von dem, was die Menschheit überhaupt erlebt, erforscht, erfahren und geleistet hat. So sehr man nun auch ein solches Wissen als ein Ziel des Strebens betrachten mag, so leuchtet doch ein, daß damit ein Prinzip nicht gewonnen würde, welches die Wissenschaft der Geschichte als solche begrenzen und einen Unterschied zwischen den Aufgaben der Geschichte und denjenigen anderer Wissenschaften begründen könnte. Wie man also auch den Begriff der Weltgeschichte zeitlich und räumlich fassen würde, so müßte doch schon, um seine Grenzen gegenüber anderen Wissenschaften zu erkennen, ein Moment herangezogen werden, welches die Aufgabe spezieller und in Absicht auf eine besondere Erkenntniß menschlicher Verhältnisse und Zustände kennzeichnet. Bei seiner praktischen Uebung und Anwendung ist in der That der Geschichtschreiber gemeiniglich nicht im Zweifel, welchen Erscheinungen des Lebens er seine vorzüglichste Aufmerksamkeit zuzuwenden hat; ohne Bedenken findet er in den gesellschaftlichen oder politischen Momenten die Merkmale für die entsprechende Begrenzung seiner Forschungen und Darstellungen.

Es ist immer der Staat, mit welchem sich der Geschichtschreiber fast ausschließlich beschäftigt und den er mit Recht als das besondere Gebiet seiner Wissenschaft betrachtet. In der gesellschaftlichen Erscheinung des Staates findet der Historiker das sachlich begrenzte Forschungsprinzip, welches es ihm möglich macht, seine Aufgabe von der Aufgabe anderer Wissenschaften zu sondern. In der Wirklichkeit wird sich auch kein Historiker darüber beunruhigen, daß er über eine Fülle von Aeußerungen der menschlichen Entwickelung wie

zum Beispiel von der höchsten Leistung der geistigen Menschheit, von der Geschichte der Sprache, u. v. a. gemeiniglich nichts oder sehr wenig zu sagen weiß, denn er ist und bleibt eben ein Erzähler von dem, was in einer ganz bestimmten Anzahl von gesellschaftlich höher entwickelten Staaten auf der jeweils bekannten Erde politisch vor sich gegangen ist. In der Theorie aber, in der Wissenschaftslehre der Geschichte will man diese wirkliche Leistung nicht bescheiden zugestehen, man verspricht mehr, man wird aus lauter Wissenschaftseifer höchst unwissenschaftlich und kann sich von einem veralteten, ursprünglich der Bibel entnommenen, vom Christenthume verschärften Irrthume über den Begriff der Menschheit doch nicht losmachen. Was also Schlözer theoretisch begründete, was von Kant, Schiller, Herder, Schlosser als universalgeschichtliche Aufgabe verstanden und entwickelt wurde, ist heute in der praktischen Werkstatt der geschichtlichen Arbeit meist mit Recht über Bord geworfen worden und wird kaum mehr auferstehen. Widerspruchsvoll in sich selbst sind unsere heutigen sogenannten Weltgeschichten nichts anderes als ein Konglomerat von sehr verschiedenen Wissenschaften, indem sie zu einem Theile eine Länder- und Völkerkunde, zum anderen die Staatsgeschichte willkürlich auserwählter Völker in einer ungleichmäßigen und von der zufälligen Kenntniß des Individuums diktirten Weise aneinanderreihen.[1]

Darf man nach dem Gesagten zu einem Endurtheil über Schlossers universalhistorische Auffassung schreiten, so wird vor allem zugestanden werden müssen, daß er auch hier ganz und gar in der Litteratur und Philosophie seiner Zeit steckte. Er meinte in der Richtung Herders den alten Schlözerschen Begriff von Geschichte verbessern zu können und beachtete hiebei die nüchternen Warnungen Kants vor Herders theologisirenden Spekulationen leider zu wenig. Mit zu großem Muth schritt er an die Ausführung eines universalhistorischen Systems, welches bis auf den heutigen Tag immer fortwirkt und dessen Irrthümer wenigstens in der Theorie der Geschichte noch heute nicht überwunden sind, sondern auch von denen nachgebetet zu werden pflegen, welche sich in ihrer Wissenschaft sonst thurmhoch über Schlosser erhaben glauben.

[1] Nur erwünscht war für diese Betrachtung der Vortrag von Du Bois-Reymond. Deutsche Rundschau IV. 2. 230, über welchen unten Abschnitt III zu vergleichen.

Indem wir aber unsererseits den universalhistorischen Begriff Schlossers für völlig verfehlt und unhaltbar ansehen dürfen, wollen wir uns keineswegs der Aufgabe für enthoben betrachten, die Geschichtschreibung des Universalhistorikers in jenen Richtungen, wo er sich auf der Bahn der Staatsgeschichte bewegt, noch einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Staatsgeschichte beginnt in Schlossers Werken eigentlich erst bei den Persern. Er wurde auch in diesem Punkte ein Vorbild der meisten nach ihm kommenden Universalhistoriker. Was über die semitischen Völker in unseren weltgeschichtlichen Darstellungen bis auf den heutigen Tag geliefert wird, ist vorwiegend ein litterarisch-kulturgeschichtliches Raisonnement, dessen Wissenswürdigkeit sicher nicht in Zweifel gezogen werden will, welches jedoch nur eine sehr ungenügende Vorstellung von dem Staatsleben jener Völker geben kann. Ganz anders gestaltet sich die Darstellung Schlossers und seiner Nachfolger gemeiniglich von den Persern ab, an deren Geschichte Griechenland und Rom sich anschließt und von deren Auftreten sich Kraft und Aufmerksamkeit auf die staatlichen Vorgänge bis in ihre kleinsten Umstände erstrecken. Es hat Tausende von Feldherren auch vor Darius gegeben, doch wehe, wenn wir einen von jenen, die zwischen Persern und Griechen Schlachten geschlagen haben, in der Weltgeschichte nicht erfahren würden! Man mißverstehe uns nicht; was wir bemerken wollen, ist nur dies, daß alle Darstellungen der Weltgeschichte fünfhundert Jahre vor Christus ihren Charakter plötzlich und im wesentlichen verändern, und daß das staatsgeschichtliche Moment von da ab in gleichem Maaße vorherrscht, als es vor dem vernachlässigt erschien.

Unsicherheit über die Aufgabe der Geschichte zeigt sich indessen auch in Schlossers staatsgeschichtlichen Ausführungen. Er fühlt sich nirgends sicher, ob er auch wirklich genug thut, wenn er den staatsgeschichtlichen Entwickelungen folgt, er greift daher überall wo er nur irgend kann, in andere Gebiete über und ein aus einem allgemeinen Erkenntnißprinzip hervorgehendes Ebenmaaß der Darstellung zeigt sich nicht. Er verändert daher häufig die Form. In der Darstellung der Kreuzzüge (vgl. Weltgesch. III, 2.) findet er es besser von der „nackten bloß andeutenden und zusammenhängenden Form so weit ab-

zugehen, als der Zweck des Werkes und seine „Grundsätze" nur immer erlauben möchten". In der Anzeige von Reinganums „Uebersicht der Geschichte des Mittelalters" versicherte er, daß man die Einzelheiten bei einer weltgeschichtlichen Darstellung fast gänzlich entbehren könne. In der alten Geschichte behandelte er selbst bei den Griechen und Römern fast jede Periode in sehr verschiedener Ausführlichkeit. Detaillirt ist eigentlich überall nur die Litteraturgeschichte in Betracht gezogen worden.

Bei aller dieser Ungleichheit der Behandlung seines Stoffes hat Schlosser indessen dennoch nach einer Seite hin eine nie genug hochzuschätzende Einwirkung geübt. Er hat die so lange herrschende Genügsamkeit in der Darstellung staatsgeschichtlicher Vorgänge definitiv und für immer beseitigt, und er erweiterte zugleich die staatsgeschichtliche Darstellung in einer bis auf seine Zeit unbekannten Weise. Niemand hatte vor ihm und vielleicht auch nach ihm, in den sogenannten weltgeschichtlichen Darstellungen den Byzantinern eine gleiche Aufmerksamkeit geschenkt, auch die Araber und Normannen sind eigentlich erst von Schlosser nach Gebühr gewürdigt worden. In diesen Richtungen darf man ohne weiteres mit Gervinus die beste Einflußnahme Schlossers auf alle spätere Geschichtsschreibung erkennen. Denn die Gefahr, welche in der strengen Festhaltung des staatsgeschichtlichen Standpunktes für den Geschichtsforscher immer lag und liegen wird, ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß er leicht in ein allzu äußerliches Wesen geräth und die Erscheinungen, welche in Form der Staatsaktion vor sich gehen, allzu wenig tief und ohne jede Ahnung innerer Nothwendigkeit erfaßt. [1] Wie es in dieser Be-

[1] Hier wäre eine große Anzahl von Schriftstellern zu nennen, welche auf diese Schwäche der Historik neue Systeme gebaut haben; es mag einer für alle sprechen: „Die Stellung einer so beschränkten Aufgabe hat auf den Fortschritt unserer Erkenntniß sehr nachtheilig gewirkt. Sie hat die Zunft der Historiker verleitet, niemals die Nothwendigkeit der ausgebreiteten Vorstudien anzuerkennen, wodurch sie sich zu befähigen gehabt hätten, ihren Gegenstand in dem ganzen Umfang seiner natürlichen Verhältnisse zu erfassen. Daher die sonderbare Erscheinung, daß der eine Historiker nichts von der politischen Oekonomie, ein anderer nichts von den Gesetzen, wieder ein anderer nichts von den geistlichen Angelegenheiten und von den Veränderungen der religiösen Vorstellungen weiß; daß der eine die Statistik, der andere die Naturwissenschaft vernachlässigt, obgleich diese Fächer die wichtigsten von allen sind, da sie Verhältnisse umfassen, von

ziehung als ein Gebot der Geschichtsschreibung erschien, einen wesentlichen Schritt über Schlözer und selbst über Johannes Müller noch hinaus zu machen, so wird es auch noch in unserer Zeit ein stetes Bedürfniß bleiben, immer wieder und mit aller Energie jene Begründung des äußeren Zusammenhanges der Ereignisse zu fordern, welche nur aus dem Zurückgehen auf die in der staatlichen Gesellschaft herrschenden Ideen und geistigen Bestrebungen gewonnen werden kann. In diesem Punkte aber ein sehr großes Beispiel gegeben zu haben, wird immer das Verdienst Schlossers, sowohl in seiner universalgeschichtlichen Uebersicht der alten Welt, wie auch in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts bleiben, von welcher noch nachher eingehender zu sprechen sein wird.

Es mag sein, daß der geistige Bestand der politischen Welt von Schlosser und seinen Anhängern manchmal etwas zu einseitig aus den Litteraturverhältnissen der Nationen hergeleitet werden will, und daß den rein doktrinären Richtungen der Zeit ein zu großer Einfluß auf die praktisch thätige Welt im Staat zugeschrieben wird, aber sicherlich würde von einem Verständniß der in einer Zeit wirksamen Ideen überhaupt nicht geredet werden können, wenn man die Litteratur eines Volkes nicht gleichzeitig in beständige Berücksichtigung nähme. Ueber diesen Punkt wenigstens kann man sagen, daß unter allen Geschichtschreibern unserer heutigen Zeit eine im allgemeinen feststehende Uebereinstimmung herrscht, zu der doch wohl Schlosser

denen vornehmlich die Stimmung und der Charakter der Menschen erzeugt und in denen beides entfaltet worden. Buckle G. d. C. I. 3. Daß sich an diesen Umstand der Versuch knüpft, die sogenannte Kulturgeschichte wissenschaftlich zu rechtfertigen, ist bekannt; daß aber die Möglichkeit einer allgemeinen Kulturgeschichte mit der Möglichkeit einer Universalgeschichte ganz zusammenfällt, pflegt man gewöhnlich weniger zu beachten. Aufrichtiger ist die Kulturgeschichte darin, daß sie ihr Unvermögen wenigstens nach einer Seite offen eingesteht, jene Faktoren zu erklären, welche aus den gesellschaftlichen Verhältnissen des Staates entspringen. Sie unterschätzt den Menschen nach seiner politischen Seite wie der einseitige Staatshistoriker ihn in seinen kulturellen Motiven häufig verkennt. In Bezug auf die räumliche Ausdehnung des Menschheitsbegriffes heuchelt die Kulturgeschichte aber gewöhnlich ebenso wie die Universalgeschichte, und wenn Du Bois-Reymond gegen die letztere den Vorwurf schleudert, daß sie selten erkennt, wie die ostasiatischen Völker den Griechen und Römern in vielen Zweigen der Kultur frühzeitig und immer überlegen waren, so trifft dieser Vorwurf meist ganz ebenso die Kulturgeschichte.

jedenfalls sehr wesentlich beitrug, obwohl Löbell gegen Gervinus auch nicht zugeben wollte, daß er hierin „bahnbrechend" gewesen sei. Allerdings beruft man sich auf französische und englische Vorgänger, welche längst vor Schlosser Staatsgeschichte und Bildungsgeschichte miteinander verbunden hätten, indem sie dem Zustande der Litteratur, der Philosophie, der schönen Künste besondere Abschnitte in ihren Werken widmeten; allein die Methode, welche Schlosser in einer seiner „Universalhistorischen Uebersicht der alten Welt" und, wie sich noch zeigen wird, am ebenmäßigsten in der „Geschichte des 18. Jahrhunderts" zur Anwendung brachte, hatte einen tieferen Zweck und war auf ein weit innerlicheres Moment begründet, als man etwa bei Gillies oder selbst bei Gibbon und anderen finden mochte. [1]

Wenn die älteren Schriftsteller die Bezugnahme auf Litteratur in dem Sinne der Vollständigkeit des welthistorischen Stoffes verstanden, so ist es bei Schlosser das Bestreben nach der Kausalität der Erscheinungen, was ihn auf den Gang der Litteratur zurückleitet. Er scheint in diesem Punkte durchaus mit Wilhelm von Humboldt übereinzustimmen, und es ist unbegreiflich, wie Schlossers Verhältniß zu dem berühmten Aufsatze Humboldts so arg mißverstanden worden sein konnte, daß man in dem letzteren eine Art von Verdikt gegen Schlossers Geschichtschreibung erblicken wollte. [2] Es ist auch nicht entfernt daran zu denken, daß Humboldt die im Jahre 1821 ge-

[1] Löbell, Briefe S. 48. Dennoch bleibt aber das, was Gervinus bemerkt, aufrecht, denn wenn es sich bloß um synthetische und synchronische Zusammenstellung von Literatur und Politik handelt, so kann man dergleichen selbst bei den ledernsten Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts finden und braucht nicht Gillies, geschweige Gibbon zu erwähnen; es handelt sich aber doch um mehr: man will Ideen, über welche die Staatsgeschichte schweigt, zur Motivirung politischer Ereignisse gewinnen; hierin hat Schlosser doch entschieden energischer eine Richtung eingeschlagen, als alle früheren, so zwar, daß man heute der Meinung sein darf, er habe darin jedenfalls mehr gethan, als der Wahrheit der Dinge und dem wirklichen Hergang entspricht, er hat den Einfluß der Litteratur ebenso gewiß überschätzt als die Vorgänger ihn zu gering anschlugen. Unter diesem Gesichtspunkte hätten sich Löbell und Gervinus vielleicht einigen können.

[2] Löbell a. a. O. S. 42 sagt zwar selbst, daß die Beziehung sehr unwahrscheinlich sei, sucht sie aber doch hervorzustellen, wobei es uns schwer vereinbar scheint, wie man Schlosser in einem Athem tadeln und Wilhelm von Humboldts Aufsatz einen „herrlichen akademischen Vortrag" nennen kann. Vgl. Anmerkung Seite 44, 1.

schriebene Vorrede zum ersten Theile des dritten Bandes der „Weltgeschichte" treffen oder tadeln wollte: Hier verlangt Schlosser von der Geschichtschreibung ein Eingehen in die Einzelheiten der Erscheinung, wie auch Humboldt durchaus gleichlautend gefordert hatte. Wenn Schlosser die Bemerkung macht, daß in der Geschichte „ohne vorhergegangene Anschauung des Einzelnsten alles Absprechen hohl und eben darum schief sei", so wird man ja nicht denken dürfen, daß Humboldts Aufsatz hiegegen einen prinzipiellen Gegensatz bilde. Es wäre nicht leicht möglich, mit Sicherheit nachzuweisen, welche Verallgemeinerungen der „Weltgeschichte" Schlosser in seiner Vorrede zum dritten Bande der Weltgeschichte, wo er sich „gegen die erkünstelte philosophische Geschichtschreibung, gegen den phantastisch philosophischen Schwulst" aussprach, speziell im Auge hatte; die Prinzipien, welche Humboldt 1822 in dem Aufsatze über die Aufgabe des Geschichtschreibers aussprach, waren zu sehr verwandt mit allem, was aus den Kant-Schillerschen Traditionen in Schlosser lebendig war, als daß man irgend einen Gegensatz zwischen Humboldt und Schlosser voraussetzen dürfte. Vielleicht wollte Schlosser einen Seitenhieb gegen Stolberg oder Friedrich Schlegel führen,[1] in Bezug auf Humboldt läßt sich nur sagen, daß sein Aufsatz über die Aufgabe des Geschichtschreibers genau zu alledem paßt, was irgend von Schlosser über Dinge dieser Art geäußert wurde. Sie stehen beide auf dem Standpunkt einer zuletzt auf den Gottesbegriff zurückgehenden Ideen-

[1] In der fraglichen Vorrede wird von Schlosser eine ganze Anzahl von sehr verschiedenen Schriftstellern angegriffen; die dort erwähnte erkünstelt philosophische, affektirt natürliche und süßliche Rede bezieht sich mit dem phantastisch-philosophischen Schwulst gewiß auf die neu aufkommende romantisch katholisirende Richtung, wovon Schlosser in Stolbergs „Religionsgeschichte" und in Schlegels 1815 erschienener „Geschichte der alten und neuen Litteratur" abschreckende Beispiele gesehen haben wird. Die in der letzten Schrift zur Verherrlichung des Mittelalters erfundene Reformationsbeurtheilung lag Schlosser gewiß im Sinne, da er sich der Epoche der Kreuzzüge näherte. Man muß auch hier fortwährend das hohe Alter Schlossers im Auge haben. Man bezieht unwillkürlich alles, was Schlosser gesagt hat, auf litterarische Verhältnisse, die uns zu nahe stehen. Als Schlosser gegen den philosophischen Schwulst polemisirte, war weder Humboldts Aufsatz, noch Schlegels, noch Hegels Philosophie der Geschichte erschienen. Auch was Schlosser von der einseitig politisch sophistischen Declamation sagt, ist zu einer Zeit gesprochen, wo alle unsere jetzt kursirenden Geschichtschreiber noch nicht geschrieben haben, zum Theil noch nicht geboren waren.

welt, welche hinter den Erscheinungen der Geschichte zu suchen wäre.[1]

Wie aber nun der Historiker dieser Ideenwelt habhaft zu werden vermöchte, darüber gehen die Methoden allerdings sehr stark auseinander und Schlosser sucht sich in diesem Punkte deutlich von seinen philosophirenden Gesinnungsgenossen zu unterscheiden. Wenn man aufrichtig sein soll, so muß man gestehen, daß auch er im ungewissen Dunkel mehr die Ideen umhertappend zu fangen, als zu erforschen weiß, und daß ihn ebendeshalb nicht selten ein Mißbehagen über die „durchlesenen Folianten" ergreift, welche am Ende nichts zu sagen scheinen, als „daß im Leben stets ein Schatten dem andern weicht, um endlich dem Nichts den Platz zu lassen".[2] Es wäre nicht schwer, eine ganze Reihe von Stellen zu finden, aus denen man glauben machen könnte, der eifrige Vertreter der Prinzipien in der Geschichte sei eigentlich Nihilist gewesen und hätte sich in die unendliche Masse von Einzelheiten nur hineingestürzt, um seinen ungestillten Drang nach den in der Gottheit ruhenden Ideen der Weltgeschichte zu be-

[1] Unter allen philosophischen Aufsätzen über Geschichte und Geschichtschreibung erfreut sich keiner einer gleichen Autorität wie der Humboldts, und wird mit einem gewissen Respekt auch heute noch gerne citirt, obwohl die heutige Geschichtschreibung wenig damit gemein hat. Anders steht es noch bei Schlosser. Nicht von Humboldt angeregt, aber aus denselben Anregungen Kant-Schillerscher Gedanken heraus hat Schlosser den Versuch gemacht, praktisch zu lösen, was theoretisch aufgestellt worden war. Was von Humboldt über die Kunst der Geschichtschreibung gesagt wird, wird sehr gerne wiederholt; einige Bemerkungen über die Natur des Geschichtschreibers wie über die erforderliche Feststellung der Ideen, die zu erkennen seien, werden niemals besser gesagt werden, doch ist es merkwürdig, daß außer in Tomascheck, Schiller S. 130, nirgends der trefflichen Kritik gedacht ist, durch welche Alexander v. Humboldt die Abhandlung fast mit einigen Worten vernichten konnte. A. v. Humboldt an Varnhagen S. 40. Man kann übrigens desselben Bemerkung gegen Hegel ebd. 43: „damit erfüllet werde, was der Philosoph verheißt", wohl auch schon gegen die Naturabsicht Kants und gegen die „Ideen" seines Bruders anwenden.

[2] Merkwürdig ist übrigens, daß sich in Schlossers allgemeinen Sätzen die unbewußten Reminiscenzen an seine Philosophen bis zur Wörtlichkeit einstellen. So spielt ihm in dieser Vorrede Herder, den er doch gar nicht zu mögen versicherte, offenbar einen Streich: „Vorübergehend ist also alles in der Geschichte; die Aufschrift ihres Tempels heißt: Nichtigkeit und Verwesung. Wir treten den Staub unserer Vorfahren und wandeln auf dem eingesunkenen Schutt zerstörter Menschenverfassungen und Königreiche; wie Schatten steigen sie aus den Gräbern hervor und zeigen sich in der Geschichte." Ideen III. 15.

graben. Aber eine Ansicht solcher Art über Schlosser wäre sicherlich falsch. Was er gleichmäßig scheute, war einerseits jede philosophische Einseitigkeit, welche sich über die unmittelbar gegebene Erfahrung erhebt, und andererseits die Selbstgenügsamkeit und Trockenheit jener, welche in dem äußeren Gerüste das Wohnhaus erblicken. Wie freilich Gervinus behaupten konnte, daß es sein Meister in der Vermittlung dieser Gegensätze zu einer kanonischen Harmonie für die Geschichtschreibung gebracht hätte, ist von einem entfernteren Platze besehen, allerdings unbegreiflich. Ebensowenig aber hatten spätere ein Recht, Schlosser darüber Vorwürfe zu machen, daß er es bei seinem kritischen Bestreben in der Enthüllung der Ideen nicht weiter brachte.

Man hat sich bei dieser Gelegenheit zuweilen der Streitigkeiten erinnert, welche Schlosser in Gegensätze zu F. A. Wolf, Niebuhr und Otfried Müller brachten; in der geringen Würdigung philologischer Kritik von Seite Schlossers glaubte man auch die Ursache mancher sachlichen Irrthümer und Mißerfolge seiner „Alten Geschichte" erblicken zu sollen. Wenn aber Schlosser die Philologen überhaupt, und F. A. Wolf für besonders eingebildet hielt, so ist dies freilich kein Gegenstand, bei welchem eine exakte Entscheidung über sachliche Fragen gewonnen werden konnte. Da man aber nachträglich den Siegespreis in diesen Dingen mit Leichtigkeit und ohne großen Scharfsinn vertheilen kann, so dürfte zu erinnern sein, daß andere auch fragen können, wieviel denn heute in Bezug auf die Einzelheiten der Forschung von Niebuhr und Otfried Müller aufrecht besteht. Beachtet man die Wandelbarkeit, die sich in den Urtheilen und Auffassungen über das einzelne Moment der geschichtlichen Erscheinungen zeigt, so wird man genöthigt sein, auf den ephemeren Streit der Gelehrten nur eine sehr untergeordnete Rücksicht zu nehmen, falls man eine richtige Summe von dem Leben und der Thätigkeit eines schriftstellerischen Geistes ziehen und seine Stellung in der Litteratur im allgemeinen bezeichnen will. Es würde auch hier viel zu weit führen, jede einzelne Frage der Kritik in ihrer nur für die Gelehrtengeschichte wichtigen Stellung zu erörtern. War es uns doch nur zur Aufgabe gemacht, Schlossers allgemeine Leistungen im Gebiete der sogenannten Universalhistorie zu bezeichnen.[1]

[1] Ich erinnere hier nur noch, daß von Schlossers Schriften überhaupt nur

III.

Nach manchen Richtungen hin mußte schon der „Geschichte des 18. Jahrhunderts" Erwähnung geschehen. Die Berührungspunkte zwischen der Universalhistorischen Uebersicht und dem „18. Jahrhunderte" in Betreff der methodischen Darstellung der Litteraturen der Völker sind so schlagend und eingreifend, daß sich eine getrennte Besprechung der hiebei in Frage kommenden Prinzipien nicht wohl geben ließ. Es ist jetzt ins Auge zu fassen, worin die eigenthümliche Leistung Schlossers in der „Geschichte des 18. Jahrhunderts" lag, und welche Umstände es bewirkt haben, daß dieses Werk zu den gelesensten Geschichtsbüchern, und zwar zu jenen gehörte, aus welchen die Nation thatsächlich einen großen Theil ihrer politisch staatlichen Anschauungen großgezogen hat. Bekanntlich waren die staatlichen Zustände der Zwanziger Jahre nicht ohne Einfluß auf den Gedanken Schlossers geblieben, die nächste Vergangenheit mit ausdrücklich eingestandenen politischen Lehrzwecken einer eingreifenden Darstellung zu unterziehen.

Als er zuerst an diese Arbeit ging, war er ein Mann von 47 Jahren, als er das Werk endgiltig und in der Form verfaßte, in welcher es eigentlich erst recht bekannt wurde, stand er im Alter von 57 bis 71 Jahren. Die Epoche, die er vorzuführen unternahm, stand ihm ohne Zweifel geistig näher, als der Generation, zu deren ausdrücklicher Belehrung, ja Besserung und Umkehr die Vergangenheit als ein Spiegelbild vorgestellt werden sollte. Die „Geschichte des 18. Jahrhunderts" war eigentlich das einzige staatsgeschichtliche Werk, das Schlosser überhaupt schrieb, er verfaßte es in seinen späten Lebensjahren und er trat an diese Aufgabe der Geschichtschreibung überhaupt unter dem Gesichtspunkte politischer Didaktik heran. Die Historiographie hatte aber im Gebiete der Staatsgeschichte damals in Deutschland eben einen Schritt gemacht, welcher überhaupt seit Pütters Zeiten als der bedeutendste und wichtigste zu verzeichnen

---

jene berührt werden, welche für die prinzipiellen Fragen der Geschichtschreibung von Wichtigkeit sind; übrigens sei bemerkt, daß es an einer Zusammenstellung aller Werke und Schriften Schlossers fehlt und ein Verzeichniß in Webers Buche wohl sehr erwünscht gewesen sein würde.

war.[1] Was war natürlicher, als daß von dem erſten Moment des Erſcheinens der „Geſchichte des 18. Jahrhunderts“ der fortwährende Vergleich zwiſchen Ranke und Schloſſer üblich geworden iſt, und daß man neben der Gleichheit der Erſcheinungsjahreszahlen der Bücher vergaß, daß dieſer bereits ein alter und jener ein ganz junger Mann war, als beide in eine gleichſam unwillkürliche Konkurrenz ſtaatsgeſchichtlicher Geſchichtſchreibung geriethen. Man konnte jedoch nicht leicht einen weniger paſſenden Vergleich machen, als zwiſchen Schloſſer und Ranke, welche von ganz verſchiedenen Ausgangspunkten zu ihren ſtaatsgeſchichtlichen Arbeiten kamen. Der Univerſalhiſtoriker Schloſſer hatte ſich gleichſam nur von der Zeitſtrömung ein Intereſſe für die ſpezifiſch politiſchen Dinge insbeſondere der neueren Zeit abringen laſſen. Seine Jugend war noch erfüllt von der Abneigung gegen die politiſche Hiſtorie, welche in der Behandlung von Haupt- und Staatsaktionen mit trefflichen pragmatiſchen Maximen ihre Aufgabe ſah. Pütter, der der Hauptvertreter dieſer Richtung genannt werden konnte, war in Göttingen von dem jungen Schloſſer kaum beachtet worden. Gerade umgekehrt war Ranke von der Staatshiſtorie ausgegangen und im Begriffe, ſich von dieſem feſten Punkte aus zu univerſalhiſtoriſchen Tendenzen durchzuarbeiten. Ranke iſt ſtets ein Staatshiſtoriker geblieben und wenn er in ſeinen alten Tagen die Geſammtheit ſeiner geſchichtlichen Einſicht zu einem Totalausdruck bringt, ſo zeigt das eigenthümliche und eigenartige Werk wohl am wenigſten den Charakter von dem, was man ſonſt Univerſalhiſtorie ge-

[1] Es iſt vielleicht nicht überflüſſig, zu erinnern, daß Rankes Geſchichte der romaniſch-germaniſchen Völker 1824 erſchien. Man wird die Wandlungen der Hiſtoriographien von Pütter bis auf Ranke nicht zu unterſchätzen brauchen. Wenn man dennoch in dem Erſcheinen der Geſchichte der romaniſch-germaniſchen Völker eine Epoche der Geſchichtſchreibung erblickt, ſo braucht man nur die Vorrede zu der Geſchichte der romaniſch-germaniſchen Völker zu leſen, um dies gerechtfertigt zu finden. So wunderbar in ihrer Einfachheit und geraden Abſichtlichkeit iſt das, was Ranke hier von den Aufgaben ſeiner Geſchichtſchreibung ſpricht, daß man wohl ſagen kann, mit gleicher Entſchiedenheit, Klarheit und Feſtigkeit des Programms hat noch niemals ein Geſchichtſchreiber von jenem Standpunkt Beſitz ergriffen, den er im weſentlichen unverrückt und unverändert nunmehr durch fünfzig Jahre feſtgehalten hat. Dieſe phänomenale Erſcheinung in der Hiſtoriographie gewinnt noch an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß durch das Eingreifen der Romantik die Geſichtspunkte für die Geſchichtſchreibung in den erſten Jahrzehnten des Jahrhunderts nicht gerade an Klarheit gewonnen hatten.

nannt hat. Keinem Versuche könnte es je gelingen, Ranke aus der Reihe der rein politischen Schriftsteller und Staatsgeschichtschreiber herauszuziehen.[1] Betrachten wir aber die Methoden und die inneren Aufgaben, welche beide Männer ihrer Geschichtschreibung vorgesetzt haben, so sind dieselben ebenso unvergleichbar zu finden, wie ihre Ausgangspunkte verschieden waren; und wenn wir auf die beliebte Parallele von Schlosser und Ranke überhaupt Rücksicht nehmen, so geschieht es nur, um zu zeigen, daß zwischen den gleichzeitig schreibenden, aber altersungleichen Männern der Unterschied einer historiographischen und philosophischen Entwickelungsepoche von mindestens fünfzig Jahren liegt.

Was dachte sich Schlosser als Aufgabe der Staatsgeschichte? Er sprach sich bestimmt niemals über das Wesen derselben aus, auch in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" würde er uns den Unterschied von Staatsgeschichte und Universalhistorie, welchen wir als das einzig sichere Prinzip der Historiographie festhalten, nicht einmal recht zugestehen wollen. Auch hier, wo er seine Erzählung ausschließlich auf die hervorragendsten europäischen Völker beschränkt, spricht er mit großer Vorliebe von der Menschheit und ihrer Entwickelung und lebt in einer Art von universalhistorischem Traume, indem er über die rechtschaffensten Intriguen des täglichen politischen Geschäftsverkehres aus den höchsten weltgeschichtlichen Gesichtspunkten

---

[1] Die von Ranke in der Einleitung zu den „romanisch-germanischen Völkern" hervorgehobenen Gesichtspunkte sind wesentlich dieselben, welche er auch neuestens in der Weltgeschichte festgehalten hat. Sie richten sich in erster Linie gegen den Begriff der Allgemeingiltigkeit der christlichen Geschichte und die Idee der Einheitlichkeit in der Entwickelung der Welt und selbst Europas. „Die Absicht des Historikers", sagt er, „bleibt, indem sie das Fremde, nur wo es sein muß, als ein Untergeordnetes und im Vorübergehen berührt, in der Nähe bei den stammverwandten Nationen, entweder rein germanischer oder germanisch-romanischer Abkunft, deren Geschichte der Kern aller neueren Geschichte ist". Ebenso entschieden hat Ranke bereits im Jahre 1824 die Aufgabe bezeichnet, welcher er immer treu geblieben ist: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen: so hoher Aemter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen". In der vollen Tiefe seines Anspruchs wie in der Beschränkung und Begrenzung seiner Absicht kann eigentlich dieser Satz als das bezeichnendste Merkmal aller Rankeschen Geschichtschreibung gelten, obwohl man oder vielleicht weil man denselben durchaus nicht für so bescheiden ansehen muß, als er auf den ersten Blick zu sein scheint.

heraus seine Kritik der praktischen Vernunft auseinanderfaltet. Er würde auch in Bezug auf sein „18. Jahrhundert" trotz des offenbar politischen Hintergrundes des Werkes, nie zugegeben haben, daß er in der Darstellung von Staatsgeschichte seine Aufgabe erfüllt sehe. Da er indessen das Werk auch äußerlich von seiner Universalhistorie abgetrennt hatte, so wird er sich um so eher gefallen lassen können, unter den Gesichtspunkten der Staatshistorie aufgefaßt zu werden, als wir unsererseits den Fragen, welche für seine universalhistorische Auffassung maßgebend waren, schon hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt haben und dieselben in Bezug auf die Geschichte des 18. Jahrhunderts ganz bei Seite liegen lassen können.

Was Schlosser anstrebte, bemerkte er in der Widmung seines Werkes durch den treffenden Hinweis auf Dante. Lag es auch nahe, der Großherzogin Stephanie gegenüber an den gemeinsam verehrten Dichter zu erinnern, so ist es doch keine bloße Redensart, wenn er in Dantes Werk ein ewiges Vorbild für den Geschichtschreiber erblickt. Dantes Dichtung füllte bekanntlich alle Epochen von Schlossers Leben mit stets steigendem Interesse, welchem er in Schrift und Vortrag Ausdruck gab.[1] Dürfte man das eigentümliche geistige Verwandt-

[1] Aus Schlossers Abhandlung über Dantes Divina comedia (Archiv für Geschichte und Litteratur I. II. IV) kann selbstverständlich hier nur das hervorgehoben werden, was zu den prinzipiellen Fragen der Geschichtschreibung in einiger Beziehung steht. Doch sind die Briefe über die ersten sechs Gesänge des Paradieses, Band I und II, vornehmlich eine Untersuchung über die kosmischen Vorstellungen Dantes und haben wenig mit seiner Stellung zu der Geschichte zu thun. Dagegen ging Schlosser im IV. Bande des Archivs aus Anlaß der Schriften von Rossetti und Witte auf die staatlichen Ansichten Dantes ein; bezeichnend für Schlossers eigene Stellung zur Geschichtswissenschaft ist, was er S. 20 f. von Dante sagt: „Auf den Grund seines wissenschaftlichen Systems baute er sein politisch-moralisches Gebäude und nahm dabei Himmel und Erde, das Sichtbare und das Unsichtbare, Engel und Teufel, Gott und Satan zu Hilfe. Er brachte alles vorher Erwähnte mit seiner Vorstellung vom Wesen des Menschen in Verbindung. Seine große Seele umfaßte das Weltall .... Er stieg vom Laster zur Strafe herab und von der Tugend zur Belohnung hinauf. Selbst in Beziehung auf seine lasterhaften Freunde, die er in die Hölle versetzte, und auf seine tugendhaften Feinde, denen er eine Stelle im Paradiese gab, war er unparteiisch. Man hat ihn mit Recht oft als den Philosophen unter den Dichtern bezeichnet, er erscheint aber noch in einer würdigeren Rolle, als wahrer und rechtschaffener Mann. .... Er zeigte sich, um uns seiner eigenen Worte zu bedienen, als furchtloser Freund der Wahr-

schaftsgefühl des Geschichtschreibers mit dem alten Dichter nach dem, was jener selbst darüber äußerte, zergliedern, so lag es wohl darin, daß Dante ein inneres, sittliches Bedürfniß Schlossers gleichsam in monumentaler Sicherheit und mit unbeugsamer Zuversicht erfüllte, indem er allem menschlichen Thun die Wage des göttlichen Richters gegenüberstellte. Wenn Schlosser von der Verwendbarkeit Dantescher Weltanschauung für die Zwecke der Geschichte spricht, so kann er dabei nothwendig nur daran gedacht haben, daß die Geschichtschreibung den menschlichen Handlungen gegenüber ebenso unwillkürlich Stellung nehmen müsse, wie der Dichter der göttlichen Komödie gegenüber seinen poetisch-historischen Gestalten. Und wenn Schlosser noch die frappante Bemerkung macht, daß bei „so bekannten Geschichten", wie denen des vorigen Jahrhunderts es weniger auf die Forschung „als vielmehr auf die Auswahl und Stellung der „Thatsachen" ankomme, so zeigt sich auch hierin die Absicht, den beurtheilenden Standpunkt der Darstellung in den Vordergrund treten zu lassen. Das Dantesche Weltgericht, die Vorführung von Himmel, Hölle und Fegefeuer, als unmittelbarste Aufgabe der Geschichtschreibung wollte Schlosser nicht wie einen Akt subjektiver Entscheidung, sondern als den Ausdruck dessen erscheinen lassen, was lediglich durch die Auswahl und Stellung der Thatsachen von selbst sich bietet. Wollte man das, was auf diese Weise beabsichtigt war, in ein großes Wort zusammenfassen, so könnte man sagen, Werthbeurtheilung ist es, was der Geschichtschreiber erreichen will.

Es soll später noch untersucht werden, wie Schlosser diese Werthbeurtheilung handhabte, welche Grundlagen sie hatte; vorher wollen wir nur zweier Einwürfe gedenken, welche sehr häufig gegen diese Schlossersche besonders im „18. Jahrhundert" hervortretende Beurtheilung erhoben wurden. Fürs erste meinte man, daß der Geschichtschreiber hierin absolut willkürlich verfahre — ja man verstieg sich, diese Willkürlichkeit des Urtheils zu identifiziren mit dem allerdings

---

heit, entfernte von sich jegliche Lüge und ahmte dem Winde nach, der die höchsten Gipfel am heftigsten schüttelt". Auch jenen Versen hatte Schlosser eine Art von divinatorischer Bedeutung für sich selbst gegeben: „Verfolge deinen Weg und lasse reden die Leute. Steh fest wie der Thurm steht, der niemals benget die Spitze, wenn ihn umstürmen die Winde".

auch etwas verschwommenen Begriff von subjektivischer Geschichtschreibung, und fürs zweite bemerkte man gegen Schlosser, daß er vermöge seiner schwachen Studien in den Archiven des vorigen Jahrhunderts nicht berechtigt war, vorschnell zu urtheilen. Man setzte ihn in dieser Beziehung in einen Gegensatz gegen die gelobte sogenannte diplomatische Geschichtschreibung, welche vorsichtig sei und daher niemanden in das Dantesche Purgatorio sende, bevor nicht alle Quellen der Rechtfertigung vollständig durchgeprüft wären.[1]

Es sei gestattet, diese, Schlossers Absichten gleichsam von vornherein verurtheilenden, Anklagen genauer zu besehen und auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Was zunächst die Frage der Forschung anbelangt, so ist es allerdings richtig, daß Schlossers archivalisches Material mit dem verglichen, was man heute für nöthig erachtet, um eine Sache spruchreif zu finden, äußerst dürftig war. Verkehrt wäre es aber, hierauf einen prinzipiellen, auf die methodische Absicht Schlossers zurückzuführenden Gegensatz zwischen ihm und der sogenannten diplomatischen Geschichtsforschung zu gründen. Abgesehen davon, daß Schlosser zweimal zum Zwecke archivalischer Forschungen in Paris war, so hat er es auch in deutschen Landen an vielfachen

[1] Den Ausdruck „diplomatische Geschichtschreibung" gebrauche ich nur der Kürze wegen, für verständlich und deutlich vermag man ihn gewiß nicht anzusehen. Was über diesen Gegenstand im allgemeinen zu sagen ist, hat Gervinus in der Vorrede zur „Geschichte des 19. Jahrhunderts" musterhaft geäußert, wobei es ihm auch gewiß nicht darauf ankam, die Nachforschung in den Archiven der handelnden Menschen irgend zu verkleinern. Bei aller Hochschätzung der Ausdauer und des Fleißes, welche in der letzteren Richtung herrschen, seit Ranke den kanonischen Satz der modernen Geschichtschreibung ausgesprochen, daß Memoiren, Tagebücher, Briefe, Gesandtschaftsberichte die Grundlage der Geschichtskenntniß bilden, und gezeigt hat, daß alle Ueberlieferungen von Geschichtschreibern — selbst wenn sie von einem Guicciardini vermittelt wären, dem kritischen Messer unbarmherzig anheimfallen, darf man zweierlei nicht vergessen: 1. daß Ranke selbst eines seiner herrlichsten Bücher geschrieben, ohne auch nur im Besitze eines einzigen geheimen diplomatischen Aktenstückes über den Gegenstand zu sein, und 2. daß man über die Methodik der Benutzung und Verwerthung des amtlichen Aktenstückes in dem ganzen halben Jahrhundert erstaunlicher Regsamkeit und großartiger Publikationen auch nicht zu den geringsten feststehenden und anerkannten Grundsätzen der Kritik gelangt ist, ja das Meiste in dieser Beziehung unter der Herrschaft des Zufalls der Auffindung oder Entdeckung steht. Weil nun der Zufall freilich nichts „Subjektives" ist, scheint man sich einzubilden, daß die sogenannte diplomatische Geschichtschreibung „objektiv" wäre.

Nachfragen nicht fehlen lassen. Weil er nach Sachlage jener Zeit aber wenig Erfolg bei seinen archivalischen Studien hatte: nur deshalb einem hochgestellten Geiste eine thörichte Geringschätzung dieses Stoffes prinzipiell zu unterschieben, muß man für unerlaubt bezeichnen. Es gehört wahrlich erschreckend wenig Verstand dazu, um zu begreifen, daß es nützlich sei, dasjenige zu lesen, was irgend ein Machthaber geschrieben, geäußert, vertraulich mitgetheilt hat, wenn man verstehen will, was er gewollt oder gethan hat. In einer so einfachen Frage der historischen Kritik überhaupt einen Unterschied zwischen zweien das historische Handwerk jahraus jahrein betreibenden Männern im Prinzipe vorauszusetzen, heißt in der That die Sache selbst sehr geringschätzen und es wäre kaum zu begreifen, daß man Schlossern den Vorwurf machte, er hätte grundsätzlich die Kenntnißnahme geheimer Papiere verweigert, wenn nicht in der Fülle der Lobrede Gervinus selbst zu solchen Mißverständnissen Anlaß gegeben hätte.[1] Mittheilung von Aktenstücken, Denkschriften, Gesandtschaftsrelationen war schon in Schlossers Jugendzeit nicht nur eine sehr beliebte, sondern auch begehrte Beschäftigung und das Interesse für die in den Archiven verborgenen Papiere war niemals im großen Publikum verbreiteter, als damals, wo die ängstliche Geheimhaltung der amtlichen Papiere als Regierungsgrundsatz galt. Welche Erfolge schon Schlözer gerade dadurch erzielte, daß er der politischen Neugierde in einer Zeit der größten Geheimnißkrämerei entgegenkam, ist bekannt, und recht in dieser Strömung des öffentlichen Geistes, welcher heißhungrig nach allen „geheimen" Papieren, Briefen, Memoiren spähte, war Schlosser herangewachsen. Wenn ihm aber der Werth der Staatskanzleien und Akten nichts Unbekanntes war und sein konnte, so schließt dies allerdings nicht aus, daß er im einzelnen Falle der Kritik den Quellen, welche von der handelnden Diplomatie ausgingen, eine viel untergeordnetere Glaubwürdigkeit beimessen konnte, als andere Forscher

[1] Sehr viel unvorsichtiger, als in seinen eigenen Büchern sprach sich Gervinus im Nekrolog Schlossers besonders S. 24 über dieses Verhältniß Schlossers zur „diplomatischen und archivalischen Geschichtschreibung" aus. Ich kenne wenigstens keine einzige Stelle in Schlossers Werken, aus der zu ersehen wäre, daß er die archivalische Forschung geringgeschätzt hätte. Die jetzt vorliegenden Briefe an Frau Schmidt lassen sogar das gerade Gegentheil ersehen.

gleichzeitig oder später gethan haben. Wie weit aber durch zu geringe Werthschätzung amtlicher Materialien Schlosser in Irrthümer verfallen ist, läßt sich natürlich nur in jedem einzelnen Punkte besonders konstatiren, für den durchschlagenden Unterschied des Forschungsprinzipes wird hierbei sicher nichts zu deduziren sein. Nur so viel wird man vielleicht sagen können, daß Schlosser, mehr infolge seiner gleichsam oppositionellen Stimmung als infolge seiner kritischen Grundsätze, ebenso sehr in Gefahr war, das geschriebene Wort des Staatsmannes und Diplomaten (das Aktenstück) zu unterschätzen, als es unsere heutige Geschichtschreibung nicht selten zu überschätzen pflegt.

Mit dieser Darlegung des wirklichen Sachverhaltes in Betreff der Forschung Schlossers über die Geschichte des 18. Jahrhunderts, sind wir nun bei der andern Anklage angekommen, daß seine Maxime steter Beurtheilung der geschichtlichen Ereignisse ein subjektives Moment in die Darstellung gebracht habe, welchem keine wissenschaftliche Berechtigung zuerkannt werden könnte. Auch diesem Vorwurfe liegt ohne Zweifel eine richtige Beobachtung zu Grunde, aber die Formulirung, in welcher derselbe gewöhnlich hervortritt, gibt zu den schädlichsten Mißverständnissen Anlaß. Vor allem scheint es ein Mißbrauch von Worten, wenn man alles das, was sich als Urtheil in einer Darstellung geltend macht, subjektiv, und dasjenige, was sich auf die einfache Mittheilung der sogenannten Thatsachen bezieht, als objektiv bezeichnet. In Wahrheit gibt es überhaupt keinen Bericht von Thatsachen, der nicht subjektiv wäre, und ein Urtheil ohne die Beziehung auf ein Objekt ist ein logischer Unsinn. Man sollte nicht erst an die bekannte Anekdote Humes erinnern müssen, um darüber klar zu sein, daß die Ungleichheit der Berichte über den Raufhandel der beiden Fuhrleute vor dem Fenster des englischen Philosophen eben nur zu erklären war, wenn man sich erinnert, daß keiner der Zeugen einen Bericht von der Sache anders, als auf dem Wege seiner Anschauung, seines Eindrucks, seines Urtheils geben konnte. Und wenn die Meinungen der Berichterstatter gleich darüber auseinandergingen, welcher der Fuhrleute den Handel anfing, so kam das doch daher, daß eben jeder ein anderes Urtheil über den Anfang eines Raufhandels schon mitgebracht hatte. Wenn es wahr wäre, daß Hume

über die in dieser Anekdote gezeigte Erfahrung an der Möglichkeit der Geschichtschreibung zu zweifeln begann, so müßte man sich wundern, daß man diese fruchtlose Kunst noch bis auf den heutigen Tag eifrig fortsetzt, denn an der Qualität menschlicher Berichte über geschehene Ereignisse hat und wird sich nichts verändern. Wenn man aber trotzdem noch immerfort von objektiver und subjektiver Geschichtschreibung, wie von einem Kanon der Wissenschaft spricht, nach welchem sich die Darstellung geschichtlicher Dinge unterscheide, so beweist dies mindestens, daß man in unserer historiographischen Terminologie nicht übermäßig wählerisch zu Werke geht. Soll man nicht unter subjektiver Geschichtschreibung jenen tadelnswerthen Vorgang verstehen, daß jemand ohne gehörige Information, leichtsinnig und grundlos Meinungen und Ansichten über Menschen und Ereignisse ausspricht, so muß wohl angenommen werden, daß hinter den von so vielen ernsthaften Leuten gebrauchten Ausdrücken irgend etwas anderes versteckt sein wird.

Ohne Zweifel kann man eine zusammenhängende Reihe von Begebenheiten so erzählen, daß man sich lediglich darauf beschränkt, die Reihe und Aufeinanderfolge derselben zu bestimmen und etwa das Hervorgehen der einen aus der anderen zu erklären. Auch bei Uebung dieser Thätigkeit gehen wir subjektiv zu Werke und kommen in keinem Moment aus unserer eigenen Haut heraus, dennoch aber wird die Darstellung sich damit begnügen können, ausschließlich solches zu enthalten, was als Begebenheit erscheint. Daneben aber wird man auch die Dinge so erzählen können, daß man hinzufügt, was man selbst als Zuschauer in jedem Augenblicke von den handelnden Personen denkt. In gewissem Sinne kann diese Darstellungsweise die objektiv zutreffendere sein, da man durch die Mittheilung des eigenen Urtheils zugleich die Handhabe bietet, die Beschreibung der Begebenheit zu korrigiren. In formaler Hinsicht wird allerdings die letztere Methode bei weitem subjektiver scheinen, aber auch nur scheinen, denn der Leser oder Hörer erfährt dabei nicht nur das, was nach Urtheil des Erzählers die Handelnden gethan und gedacht, sondern auch das, was der Erzähler mitempfunden. In der Wiedergabe des Ereignisses erscheint der Darsteller gleichsam als mithandelnder oder mitdenkender und mitfühlender Faktor: Sehr natür-

lich, daß man bei dieser Methode der Darstellung eine deutlichere Vorstellung von dem erzählenden Subjekt erhält, als bei der erstern, ohne daß jedoch der objektive Gehalt des Ueberlieferten im mindesten ein anderer zu sein braucht. Wenn demnach die unglücklich gewählten Ausdrücke von subjektiver und objektiver Geschichtschreibung überhaupt einen Sinn haben sollen, so können sie sich nur auf die formale Frage der Darstellung beziehen und werden eigentlich gar nichts über die sachliche Leistung und Darstellung, über die Frage der Richtigkeit des Erzählten besagen. Ein Zeuge, der in einer Gerichtsverhandlung den Hergang des Verbrechens in sehr lebhafter und deutlicher Weise schildert, dabei aber fortwährend die Schlechtigkeit des Verbrechens und die Abscheulichkeit des Lasters versichert, kann möglicherweise dem Richter viel werthvollere Aufschlüsse gegeben haben, als der andere, welcher sich bemüht hatte ohne jeden Beisatz einen Zusammenhang von Begebenheiten vorzutragen, in welchem alle Glieder haarscharf stimmen und dennoch in der Hauptsache die Möglichkeit des reinen Zufalls offen bleibt. Würde der Richter immer die letztere Art der Darstellung als die objektiv richtigere ansehen, — so behielte niemand in der Welt mehr Recht, als der Advokat.

Wir sagen es kurz: was man von Schlossers subjektiver und Rankes objektiver Geschichtschreibung zu bemerken pflegte, erscheint uns als das nichtigste und unwesentlichste Moment der ganzen Frage und trifft in keinem Punkte auch nur entfernt die Tiefe dieser Gegensätze und das Geheimniß der Geschichtschreibung. An der Oberfläche rathlos herumirrend, unterschätzt diese Charakteristik die große Kluft zwischen zwei Felsen und vermag das Wesen der Schlosserschen Leistungen ebensowenig zu enthüllen als den gewaltigen Fortschritt zu bezeichnen, welchen die Historiographie in dem zwischen Ranke und Schlosser liegenden Menschenalter gemacht hatte. Was in Wahrheit den größten Unterschied zwischen diesen Geschichtschreibern begründet, liegt weder in dem formalen Prinzip der Darstellung, noch in der Stellung der Aufgabe als solcher, noch in den höchsten Zielen der Wissenschaft, sondern in der Art und Weise der Lösung jenes Problems, welches man als die Werthbeurtheilung in der Geschichte zu bezeichnen hat. Daß von dieser Werthbeurtheilung der Dinge als einer Errungen-

schaft der neueren Geschichtschreibung gegenüber der mittelalterlichen überhaupt nicht mehr abgesehen werden darf, muß man als ein Axiom betrachten, welchem sich längst kein Schriftsteller mehr entziehen konnte. Dasselbe liegt in der allgemeinen litterarischen und philosophischen Entwickelung, wie schon früher bemerkt wurde, zu tief begründet, als daß jemand überhaupt historiographische Beachtung finden könnte, der prinzipiell gegen jede Beurtheilung des Werthes der historischen Dinge sich erklärte.[1] Aber freilich fängt die Schwierigkeit für alle gleichmäßig eben da an, wo man im Prinzip einig ist, daß es in der Geschichte einen Werth der einzelnen Dinge geben, und daß dieser zur Erkenntniß gebracht werden muß. Denn auf welchem Wege der Geschichtsforscher zum Maaßstabe dieses Werthes gelangt, in welcher Weise er den Werth des Einzelnen vom Allgemeinen abhängig zeigt, welche Grenzen dem Urtheile des Einzelnen in dieser Beziehung gesteckt sind, aus welchen Momenten die Begründung der Werthbeurtheilung von Erscheinungen, Personen, Handlungen — selbst von ganzen Zeitaltern herzunehmen sein würde, dies sind Fragen von so ausgedehnter Schwierigkeit und Ungleichheit der Lösung, daß man es wohl begreift, wenn zwischen den bedeutendsten Geistern auf diesen Gebieten die schärfsten Gegensätze bestanden und um so sicherer bestehen werden, je bedeutender sie sind. Denn jenen Glücklichen, welche sich jahrelanger friedlicher Beschäftigung mit der Geschichte erfreuten, denen aber niemals die Stunde geschlagen, in welcher sie unruhig nach den Werthen des ganzen geschichtlichen Lebens der Staaten und Menschen ausblickten, jenen zufriedenen Seelen — darüber sind ja alle Parteien einig — wird Schlosser nicht beigezählt werden können.

Man unterschätzt ohne Zweifel die Kämpfe und inneren Erfahrungen, aus welchen Schlossers messerscharfe Beurtheilungen hervorgingen. Man hat zuweilen getadelt, daß er sich über manche Personen oder Sachen zu verschiedenen Zeiten verschieden aussprach — sicherlich kann man darin nur einen Beweis erblicken, welche gewaltige Gährung den Urtheilen des Mannes voranging, und wie er immer bemüht war, den wahren Werth der Dinge zu erkennen. Sich so als redlicher Forscher nach dem Festen und Dauernden zu bemühen!

[1] Vgl. Anmerkung Seite 11 u. 18.

der That man darf sich nicht wundern, daß der Geschichtschreiber sich hierin mit Dante vergleichbar findet; und wenn es sich auch zeigen sollte, daß wir heute in keinem Urtheil mit Schlosser einverstanden wären, so hätte man doch wahrlich das Streben nicht verlästern dürfen, daß er ein Werthurtheil suchte und ohne dasselbe die ganze Aufgabe der Geschichtschreibung für ein nichtiges und grausames Spiel hielt. Gerade in der Energie und Festigkeit, mit welcher sich Schlosser immer und immer zur Urtheilsschöpfung gedrängt sah, liegt das Merkmal seiner historiographischen Bedeutung. Wie er von dem Schauspiel der Weltbegebenheiten in seinem ganzen und tiefsten Innern erfüllt und erschüttert war, fand er sich keinen Augenblick gleichgiltig und theilnahmslos; indem er sich in das Ereigniß, um es verstehen und darstellen zu können, hineinlebte, empfand er sich überall als mitwirkenden Geist.

IV.

Daß in der Fähigkeit des Historikers, die Ereignisse fernerer und näherer Vergangenheiten innerlich mitzuerleben, die einzige sichere Gewähr dafür liegt, daß er sie allseitig zu beschreiben vermag, und daß hierin zugleich das Merkmal und die Beschaffenheit des wahrhaft historischen Geistes zu erblicken sei, wird wohl von niemand geläugnet werden können; aber ebenso sicher ist es, daß in dieser höchsten und erforderlichsten Eigenschaft des Historikers zugleich die häufigste Gefahr seiner Irrthümer liegt. Denn wenn auch die Lebendigkeit und Stärke der Reproduktion des Geschehenen in dem Geiste des Historikers von der Antheilnahme unzertrennlich ist, so gibt es doch eine scharfgezogene Grenze für die letztere, welche in der subjektiven Operation einer Erzählung und Darstellung nur durch die äußerste Selbstbeobachtung, Beschränkung und Entsagung erreichbar ist. Das gewonnene Resultat der lebendigen Anschauung der Vergangenheit, welches nur durch Mitempfindung möglich wurde, kann erst dadurch wieder rein zur Darstellung gelangen, daß man sich des eigenen Antheils so viel wie möglich wieder entschlägt. Aber diese letzte Anstrengung ist oft den begabtesten und stärksten Geistern am

schwierigsten erreichbar gewesen, während andere Talente sich darin stark erweisen, daß sie die Fähigkeit der größtmöglichen Selbstentäußerung im letzten Stadium der historischen Reproduktion besitzen. Wir wollen diesen inneren Vorgängen der Geschichtsdarstellung nicht weiter nachgehen und nicht im einzelnen ausmalen, wie sich die eigenthümlichen Begabungen der größten Meister eben in der stärkeren oder geringeren Kraftanwendung ihres Geistes während der einzelnen Stadien ihrer langen innerlichen Arbeit bei der Reproduktion des Geschehenen zeigen; nur in Bezug auf jene, welche gerade den letzterwähnten Vorzug in hohem Maße besitzen, möchte noch bemerkt werden, daß derselbe mit den Eigenthümlichkeiten des Stils aufs innigste verwandt ist, und ohne Zweifel mit einem besonders ausgeprägten Vermögen plastischer Gestaltung zusammenhängt, von welchem später noch gesprochen werden soll.

Die Ungleichheit, welche zwischen den Historikern und ihren Fähigkeiten im einzelnen besteht, findet sich aus den erwähnten Gründen auch zwischen den historiographischen Perioden im großen. Der Mensch des 18. Jahrhunderts, eine in ihrer Totalität überhaupt noch kaum gewürdigte Erscheinung, bietet der Geschichtsforschung die mannigfachsten Räthsel und es mag sich später zeigen, warum es für Schlosser besonders schwierig sein mochte, den Geist desselben zu erfassen, von dem er selbst ein wesentliches Stück war. In der Geschichtschreibung im allgemeinen wird man bemerken, daß jene Darstellungen, in welchen die Antheilnahme des Historikers an den Ereignissen den kräftigsten und durchschlagendsten Ausdruck zu nehmen pflegt — die Memoiren — im 18. Jahrhunderte bei weitem am meisten in der Blüthe standen. Auch jene, welche nicht die Form der Memoiren wählten, erzählten Dinge näherer Vergangenheit mit der vollen Theilnahme, welche wirklich oder scheinbar Miterlebtes zu bewirken pflegt. Die brillante Erzählung, der sichere Standpunkt, die klare Stellung zu dem Erzählten, das allzeit bereite Urtheil kennzeichnen die meisten Autoren des letzten Jahrhunderts. Zeigen diese Merkmale nun gleich auf den ersten Blick die Verwandtschaft mit Schlossers spätbegonnenen und noch später vollendeten Werken, so wird es nicht schwer sein, auch die sachlichen Anknüpfungspunkte nochmals aufzudecken, welche speziell zwischen dem philosophischen Geiste

der Zeit und dem ſtaatsgeſchichtlich politiſchen Hauptwerke Schloſſers beſtehen. Macht ihn die Art ſeiner inneren Arbeit geeignet, in formeller Beziehung neben die Memoirenlitteratur des 18. Jahrhunderts geſtellt zu werden, ſo weiſen die Urtheile, Anſchauungen, Standpunkte des Geſchichtſchreibers auf ein feſtes Syſtem, welches man ſchon vermöge der gereizten Ausfälle Schloſſers gegen die ſpätere Philoſophie und Politik unſerer heutigen Zeit ſicherlich nicht in unſerem Jahrhundert ſuchen dürfte.

Trachten wir uns kurz zu vergegenwärtigen, welche Momente das Geſchichtswerk des 18. Jahrhunderts bezeichnen. Wir ſprechen dabei nicht von jenen Dingen, die wir zum Theil ſchon früher charakteriſirt haben. Wenn Schloſſer als ſeinen Hauptzweck anſieht, „den Zuſammenhang der politiſchen Begebenheiten mit dem häuslichen und bürgerlichen Leben und ſeinen Erſcheinungen nachzuweiſen“, und wenn er „die ganze Geſtaltung des Aeußeren der civiliſirten Geſellſchaft, den Gang der inneren Bildung, die Hauptveränderungen des Theils der Litteratur, welcher nicht ausſchließend die Gelehrten allein angeht, zu entwickeln beabſichtigt“, ſo ſind dies Geſichtspunkte, die ſich nach alledem, was wir über ſeine univerſalhiſtoriſchen Ideen ſagten, gleichſam von ſelbſt auch bei der Geſchichte des 18. Jahrhunderts erwarten ließen. Die größere Fülle der Ereigniſſe, die ihm für die neuere Geſchichtsepoche zu Gebote ſtanden, erleichterte ihm gewiſſermaßen den Verſuch, die Ereigniſſe des Staatslebens in ihre pſychologiſchen Vorausſetzungen aufzulöſen und die Ideen des wirklichen Geſchehens aus dem, was man kurzweg den „öffentlichen Geiſt“ zu nennen pflegte, zu entwickeln. Daß gerade in dieſer Beziehung einzelne Schilderungen, wie der Abſchnitt über die Pariſer geiſtreichen Kreiſe, einen packenden Eindruck niemals verfehlen werden, wäre wahrlich überflüſſig, im beſonderen zu zeigen. Was jedoch das Werk über das 18. Jahrhundert gegenüber allen anderen bezeichnet, iſt das beſtimmte Hervortreten mit einem politiſchen Standpunkt — der Hinzutritt der politiſch ſtaatlichen Geſichtspunkte zu der Werthbeurtheilung der Ereigniſſe. Wenn man es kurz bezeichnen wollte, ſo dürfte man ſagen, daß der kategoriſche Imperativ, welcher als ſteter Werthmeſſer und Regulator die geſchichtliche Erſcheinung in allen Zeiten und Ländergeſchichten begleitet hatte, bei der Geſchichte des

18. Jahrhunderts einen spezifisch politischen Charakter angenommen und daß das allgemein menschlich gehaltene und gestaltete Sittenprinzip, welches uns bei den universalhistorischen Arbeiten Schlossers schon früher entgegentrat, nunmehr mit einer spezielleren politischen Ueberzeugung durchsetzt erscheint.

Man bezeichnete Schlossers Standpunkt unzählige Male als einen moralisirenden, allein die Eigenthümlichkeit seiner Beurtheilungen ist damit nicht erschöpft.[1] Was seine Kritik besonders in der „Geschichte des 18. Jahrhunderts" auszeichnet, ist die vollständige Identifizirung der Forderungen von Politik und Moral. Diese fast naiv erscheinende Abmessung und Anpassung jeglicher politischen Handlung, jedes die Staats- und Rechtsverhältnisse betreffenden Ereignisses auf die Maßstäbe dessen, was er das Sittengesetz nennt, diese vollständige Ausschließung aller in sich beruhenden politischen Erwägungen dürfte man doch im Ernste nicht als einen Ausfluß einer bloß schulmeisterlichen Stimmung erachten, welche durch Dezennien angestrengter Arbeit sich immer mehr verrannt und verbittert haben müßte. Er war ein Feind aller sogenannten Staatspraxis, welche mit den als vernünftig erkannten Prinzipien des gesellschaftlichen Lebens im Widerspruche stand.[2] Niemand wurde heftiger getadelt,

[1] In diesem Punkte kann man wohl sagen, daß Gervinus, wenn er Schlosser als den Urtypus des rein historischen Geistes im Nekrolog darstellte, von den Gegenschriften, insbesondere in dem Aufsatze der historischen Zeitschrift a. a. O. VIII. vollständig und mit Grund widerlegt wurde. Gervinus scheint von den philosophischen Grundlagen Kants nichts gewußt, dieselben nicht erkannt oder nicht aufgesucht zu haben. Gervinus selbst, dessen schwache Seite die Geschichte der Philosophie und diese selbst stets gewesen, hatte keine Ahnung mehr davon, wie die nächst vor ihm stehende Generation von der Aufklärungslitteratur im allgemeinen und von Kant im speciellen geradezu imprägnirt war. Weil davon nicht viel geredet wurde — eben weil es den älteren Männern selbstverständlich war —, glaubte Gervinus nicht an den Zusammenhang seines Meisters mit der Philosophie, obwohl dieser selbst erzählt, wie eifrig und lange er sich mit dieser Sache beschäftigt hatte.

[2] Bekanntlich war Schlosser ein eifriger Gegner von Hobbes, dessen Lehre in der gleich zu erwähnenden Abhandlung von Kant in einer für die Beurtheilungen Schlossers so bezeichnenden Weise widerlegt wird, daß man den ganzen betreffenden Abschnitt hier wiederholen müßte. Kant nennt den Satz, daß das Staatsoberhaupt durch Vertrag dem Volke zu nichts verbunden sei und dem Bürger nicht Unrecht thun kann, erschrecklich. Aber auch die oft hervorgehobene scharfe Verurtheilung jener, welche sich dem Staatsoberhaupte mit Gewalt wider-

als solche Personen, welche, wie Kant es faßte, dem „Gemeinspruch" huldigten: „Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis".[1] Nicht die Freude am Tadel, wie man wohl fälschlich vorwarf, sondern die tiefgehende Ueberzeugung, daß es ein sicheres, sittliches Maß auch in der Politik für jeden Handelnden giebt, war es, was einzig und allein den Muth zu verleihen vermochte, so nachhaltige und unbeugsame Kritik zu üben.

Sehen wir nun aber näher zu, so ist die Identifizirung von Politik und Moral durchaus kein Gedanke, welcher ursprünglich aus Schlossers historischen Studien erwachsen oder ihm besonders eigenthümlich wäre. Mehrere Generationen waren davon völlig erfüllt und nährten den Glaubenssatz, daß zwischen Moral und Politik kein Widerspruch sein könne. Daß diese weit verbreitete Anschauung schulmäßig auf Kants Lehren zurückging, mochte man in weiteren Kreisen vergessen haben und auch Schlosser war zu sehr ein Feind alles schulmäßigen Autoritätsglaubens, als daß er sich irgend zu seiner Rechtfertigung auf den großen Philosophen zu berufen für nöthig gefunden hätte; aber der Einfluß der Kantischen Anschauungen wird wohl nicht zu verkennen sein, wenn wir den Anhang zur Abhandlung „zum ewigen Frieden" lesen:[2] „Die Moral ist schon an sich selbst eine Praxis in objektiver Bedeutung als Inbegriff von unbedingt gebietenden Gesetzen, nach denen wir handeln *sollen*, und es ist offenbare Ungereimtheit, nachdem man diesem Pflichtbegriff seine Autorität zugestanden hat, noch sagen zu wollen, daß man es doch nicht könne. Denn alsdann fällt dieser Begriff von selbst weg (ultra posse nemo obligatur); mithin kann es keinen Streit der

---

setzen, worüber man sich bei Schlossers demokratischen Prinzipien so oft verwundert hat, ist ganz Kantisch. Will man die geistigen Differenzpunkte zwischen Schlosser und Ranke bis in die tiefsten Gedanken verfolgen, so muß man „Englische Geschichte" Buch 15, Kap. 12 lesen; aus der Stellung zu Hobbes wird man dann die wirklichen Gegensätze des historischen Urtheils beider fließen sehen.

[1] W. W. VI. 305.

[2] W. W. VI. 437. Ueber die Mißhelligkeit zwischen der Moral und der Politik, in Absicht auf den ewigen Frieden. „Das Recht muß nicht der Politik, wohl aber die Politik jederzeit dem Rechte angepaßt werden", heißt es ebd. 311 in dem Aufsatz gegen Benjamin Constant (Ueber ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen) und S. 446: „Es gibt objektiv gar keinen Streit zwischen der Moral und Politik" u. s. w.

Politik, als ausübender Rechtslehre mit der Moral, als einer solchen aber theorethischen (mithin keinen Streit der Praxis mit der Theorie) geben; man müßte denn unter der letzteren eine allgemeine Klugheitslehre, d. i. eine Theorie der Maximen verstehen, zu seinen auf Vortheil berechneten Absichten die tauglichsten Mittel zu wählen, d. i. leugnen, daß es überhaupt eine Moral gebe". Und wenn Kant weiter sagt: „Ich kann mir nun zwar einen moralischen Politiker, d. i. einen, der die Prinzipien der Staatsklugheit so nimmt, daß sie mit der Moral zusammen bestehen können, aber nicht einen politischen Moralisten denken, der sich eine Moral so schmiedet, wie es der Vortheil des Staatsmannes sich zuträglich findet", — so wird man wohl deutlich den Standpunkt bezeichnet finden, den Schlosser in seinem ganzen Werke mit starrster Konsequenz aufrecht hält.

Es kann uns nicht darauf ankommen, den ganzen politischen Katechismus zu erschöpfen, nach welchem man fast mit mathematischer Sicherheit jegliches Urtheil Schlossers in seinem 18. Jahrhundert zu konstruiren vermöchte, aber wie vieles davon geradezu und ausdrücklich von dem großen Philosophen ausgesprochen wurde, möchte doch eine kurze Erörterung verdienen: Wenn Kant als die sophistischen Maximen jenes Politikers, welcher die Moral läugnet, hinstellt: 1. Fac et excusa, 2. si fecisti nega, 3. divide et impera,[1] so wird man so ziemlich die größten Verbrechen genannt haben, welche jedesmal dem vernichtendsten Urtheile in dem Geschichtswerke Schlossers anheimfallen. Nicht leicht geräth Schlosser in glühenderen Zorn als wenn er die Fallen und Hinterthüren der Diplomaten geißelt, welche, indem sie den Frieden verhandeln, schon den Anlaß zum nächsten Kriege bereiten. Der erste Präliminarartikel zum ewigen Frieden unter den Staaten

[1] Man muß nur die Stelle (ebd. VI. 440) lesen, wo Kant gegen die „Praktiken" der Politiker redet, welche in allen Sätteln gerecht sind, welche eben so recht aus dem Vollen der Zustände des 18. Jahrhunderts geschrieben ist, um die Verwandtschaft dieser Kritik mit derjenigen Schlossers zu empfinden. Was die von Kant bezeichneten sophistischen Maximen anbelangt, so ist freilich richtig, daß man, um den Abscheu Schlossers gegen dieselben zu erklären, nicht nothwendig auf Kant verweisen müßte. Wenn man aber Kants Erklärungen dieser Grundsätze liest (ebd. 442), so wird man auch wohl sagen können, es sind bewußt oder unbewußt dieselben politisch-moralischen Ansichten, welche Schlosser in der geschichtlichen Beurtheilung ausschließlich vertritt.

lautet bei Kant:[1] „Es ſoll kein Friedensſchluß für einen ſolchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden". Wer hat nicht öfters über Schloſſers Grimm gelächelt, wenn er von dem Länder- und Seelenſchacher des vorigen Jahrhunderts handelt. Zweiter Artikel des ewigen Friedens: „Es ſoll kein für ſich beſtehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleichviel) von einem anderen Staate durch Erbung, Tauſch, Kauf oder Schenkung erworben werden können." Wenn Kant ferner die Staatsſchulden zum Zwecke äußerer Staatshändel verpönt, und wenn der fünfte Artikel des ewigen Friedens lautet: „Kein Staat ſoll ſich in die Verfaſſung und Regierung eines anderen Staates gewaltthätig einmiſchen," ſo wird man ſich nur einigermaßen in Schloſſers Büchern umgeſehen zu haben brauchen, um ſofort in den angeführten Sätzen die wahrhaften Lieblingsmaximen unſeres Geſchichtſchreibers wiederzuerkennen. Unter „den Grundzügen" der Geſchichte des 18. Jahrhunderts hat Weber einmal die „demokratiſche Färbung" als vorzugsweiſe charakteriſtiſch mit vielen Beiſpielen nachzuweiſen geſucht.[2] Schloſſer ſelbſt hätte ſich ſicherlich nicht gerne als

---

[1] W. W. VI. 408 ff. Man darf wohl auch an den S. 419 vorkommenden Satz erinnern: „Alle Regierungsform nämlich, die nicht repräſentativ iſt, iſt eigentlich eine Unform, weil der Geſetzgeber in einer und derſelben Perſon zugleich Vollſtrecker ſeines Willens" u. ſ. w.

[2] Die Stellen, welche Schloſſers demokratiſche Geſinnung beweiſen ſollen, ſtellt Weber a. a. O. S. 331 zuſammen; er ſcheint aber denn doch empfunden zu haben, daß ſich der Meiſter ebenſo häufig gegen die Demokratie erhebt, und ſammelt auch die entgegengeſetzten Stellen, indem er ſagt: „Schloſſer iſt weniger aus demokratiſchen Grundſätzen Sachwalter des Volkes, als aus einem echt menſchlichen Mitgefühl mit dem Schwachen und Bedrückten". Staunenswerth iſt, daß ſich auch Gervinus mit der demokratiſchen Geſinnung Schloſſers nicht recht zu helfen wußte: „Seine demokratiſche Geſinnung ruhte vielmehr auf den edelſten menſchlichen Grundlagen, auf denen ſie überhaupt gedacht werden kann". (!) Nekrolog S. 39. Wir denken, ſeine demokratiſche Geſinnung ruhte vielmehr in Immanuel Kant: „Unter den drei Staatsformen iſt die der Demokratie im eigentlichen Verſtande des Wortes nothwendig ein Despotismus, weil ſie eine exekutive Gewalt gründet, da alle über und allenfalls auch wider einen (der alſo nicht mitſtimmt), mithin alle, die doch nicht alle ſind, beſchließen; welches ein Widerſpruch des allgemeinen Willens mit ſich ſelbſt und mit der Freiheit iſt". Doch wir müſſen es faſt für nutzlos halten, aus Kant einzelne Sätze ſolcher Art herauszureißen; der Kenner dieſes Philoſophen und der Kenner dieſes Geſchichtsſchreibers kann — wir ſind deſſen gewiß — die Verwandtſchaft

Demokraten bezeichnet gesehen, und man kann auch wohl nicht anders sagen, als daß es einem tieferen Geiste gegenüber unfein erscheint, mit einem so vieldeutigen und zum Theil anrüchigen Begriff die ganze Grundlage einer sorgfältig durchgearbeiteten Werthbeurtheilung geschichtlicher Dinge charakterisiren zu wollen. Sollten wirklich neun Bände nöthig gewesen sein, um in unserer Zeit etwas demokratische Luft zu verbreiten? Würde man sich ernsthafter den großen, geistigen Zusammenhang der Wissenschaften vergegenwärtigen und sich nicht begnügen, mit einigen Schlagworten zu charakterisiren, sondern die Ideen, von welchen die Geschichtschreibung stets beeinflußt war, in den benachbarten Gebieten und Litteraturen aufzusuchen, so hätte man ebenfalls in Kants Werken ein bezeichnenderes Kapitel für das bemerken können, was man in dem unsicheren Begriff der „demokratischen Färbung" ausdrückt; denn in welchem Sinne und Umfang Schlosser die „Gleichheit" verstand, findet man nirgends besser erklärt, als in der Abhandlung über das Verhältniß der Theorie zur Praxis im Staatsrecht. Wenn wir aus derselben einige Hauptsätze hervorheben, so möchten wir nur den Standpunkt angedeutet haben, den auch Schlosser ohngefähr einnimmt; von einer förmlichen Benutzung und bewußten Uebertragung und Anwendung Kantischer Sätze in die Darstellung der Geschichte des 18. Jahrhunderts kann natürlich keine Rede sein. Den sogenannten vernünftigen Staat aber und die moralische Staatskunst findet man hier wie dort „auf folgende Prinzipien a priori" gegründet: „1. die Freiheit jedes Gliedes der Societät, als Menschen; 2. die Gleichheit desselben mit jedem anderen, als Unterthan; 3. die Selbständigkeit jedes Gliedes eines gemeinen Wesens als Bürgers" u. s. w.[1]

Hiermit glauben wir die Maßstäbe und Grundlagen der Schlosserschen Werthbeurtheilung in der „Geschichte des achtzehnten

ihrer Ansichten keinen Augenblick läugnen, sobald einmal der gleichsam das Räthsel lösende Hinweis gemacht ist.

[1] W. W. VI. 322, wo auch für die Freiheit die so oft wiederholte Kantische Formel zu finden, daß jeder davon so viel zu seiner Glückseligkeit genießt, als er nur der Freiheit anderer, einem ähnlichen Zwecke nachzustreben u. s. w. nicht Abbruch thut. Dasselbe gilt von dem Begriffe der Gleichheit, und von dem Unterschiede des imperium non paternale sed patrioticum — alles Grundsätze, wovon die beurtheilende Nutzanwendung fortwährend bei Schlosser zu finden ist.

Jahrhunderts bloßgelegt zu haben. Es mag geſtattet ſein, es nochmals zu wiederholen, daß es ſich dabei nicht um rechthaberiſche Anpreiſung des Kantiſchen Einfluſſes im einzelnen, ſondern um die Feſtſtellung der allgemeinen geiſtigen Strömung handelt, unter welcher Schloſſers ganze Thätigkeit zu erklären iſt. Daß er für ſeine Perſon auf einem feſten Gefüge von Ueberzeugungen und Gedanken ſtand, iſt allgemein zugeſtanden worden, daß aber ſeine Geſchichtſchreibung in der That nichts als der Ausdruck einer ausgeprägten philoſophiſchen Epoche der deutſchen Litteratur war, ſcheint bisher etwas zu wenig beachtet worden zu ſein, obwohl die Geſchichte aller Wiſſenſchaften den immenſen Einfluß Kants auf die verſchiedenen Gebiete und Disziplinen nachweiſt und die gleiche Erſcheinung in der Geſchichte als ſolcher daher weder auffallend und unerwartet, noch beſonders überraſchend ſein könnte.

Erinnert man ſich nun an die in der Einleitung und Widmung von Schloſſer erregte Hoffnung, daß er als ein anderer Dante unter den Leichen des 18. Jahrhunderts wandeln werde, ſo muß man ſagen, daß ſein Standpunkt zwar vermöge des gemeinſamen Rigorismus Aehnlichkeit mit demjenigen Dantes hatte, daß es aber doch eine durch jene ſogenannte demokratiſche Zeitfärbung ſehr verſchiedene Weltanſchauung war, die Schloſſer vertrat, und von welcher Dantes Paradies vollkommen unbeeinflußt blieb. Wenn man aber näher zuſieht, ſo entpuppt ſich das feierlich verkündete Danteſche Weltgericht als der ſchulmäßige Kantiſche Kritizismus, von welchem der deutſche Bürger und Gelehrte eine lange Epoche hindurch vollkommen erfüllt war, und welcher denſelben innerlich befriedigte, mochte er ihm in Form einer rationaliſtiſch angeſäuſelten Predigt, mochte er ihm in den ſyſtematiſchen Darſtellungen der Rechts- und Staatslehre, oder in dem ſtrengen Gewande des geſchichtlichen Richters erſcheinen.

Wäre nun aber der ethiſche Standpunkt Kants für die Geſchichte ein- für allemal geeignet, ſo müßte derſelbe um ſo mehr gegenüber den Ereigniſſen und Perſonen des 18. Jahrhundets ganz vorzugsweiſe die Probe halten, da er ja ſelbſt in die Zeit und zu der Zeit gehört, die er meſſen und beurtheilen will. Und da der Maßſtab der Werthe, welcher von Schloſſer angelegt wurde, nicht aus einer fremden Epoche, nicht aus einem fernen Zeitalter hergenommen,

sondern ein solcher ist, der gleichsam mitten aus der geistigen und sittlichen Welt des 18. Jahrhunderts selbst hervorgewachsen war, so müßte, wenn es nur darauf ankäme, keine Anachronismen in den geschichtlichen Werthurtheilen zu begehen, der Kantische Rigorismus für die Geschichte des 18. Jahrhunderts ein wahres Arkanum historischer Gerechtigkeit dargeboten haben.[1]

Leider wird sich aber niemand mehr heute finden, welcher von der Schlosserschen Geschichte des 18. Jahrhunderts nicht gerade das Gegentheil behaupten würde. Einer außerordentlichen Menge von Personen ist auch nicht entfernt jene Würdigung zutheil geworden, welche sie verdienten, und daß das ganze Zeitalter mit seinen sorgfältig gepflegten Staatsgeheimnissen, lange vorbereiteten Plänen und verschlungenen politischen Pfaden im ganzen richtig gezeichnet wäre, wird ebensowenig behauptet werden können. Selbst die individuellen Gestalten, der Mensch als solcher, der Schriftsteller, der Staatsmann werden — man wird dies zugestehen — von Schlosser mit wenig Verständniß für die persönlichen Eigenthümlichkeiten und überall gewissermaßen nur nach der Schablone ihres Standes behandelt. Während der Mensch des vorigen Jahrhunderts ein in der That

[1] Für diejenigen selbst seiner eifrigsten Verehrer, welche mit den Gemeinworten des Demokratismus und Liberalismus Schlossers Geschichtschreibung charakterisiren zu können meinten, bildete das erst im Archiv für Geschichte und Litteratur Bd. 5 und 6, dann selbständig erschienene Werk über Napoleon immer eine Art von Räthsel. Wenn Schlosser selbst bemerkt, daß sein Buch über Napoleon im Gegensatze zu dem moralischen Standpunkte der Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts die Begebenheiten mehr von der politischen Seite betrachten solle, so schien hierin allerdings eine gewisse Abweichung von seiner sonst Politik und Moral identifizirenden Beurtheilungsweise zu liegen, allein es scheint auch nur so. Das Werk über Napoleon ist im Grunde eine Leistung, welche sich im Gebiete der kritischen Feststellung des Thatsächlichen bewegt, wobei die Einflußnahme solcher Personen, welche Napoleon nahe gestanden hatten, unverkennbar ist. Daß dieses persönliche Zeugniß für Schlosser den höchsten moralischen Werth zu gleicher Zeit hatte, das ist es was man gewöhnlich außer Acht läßt. Im übrigen hat nie jemand leugnen können, daß die zum Theil treffliche Kritik französischer und deutscher Schriftsteller über Napoleon eine solche war, welche bleibenden Werth hatte. Es liegt aber außerhalb unserer hier anzustellenden Betrachtungen, diese kritische Geschichtstudie näher zu besprechen. Nebenbei bemerkt, zeichnete sich das Buch über Napoleon durch einen glatten Stil und manche trefflich gerundete Darstellung aus, worin man Schlosser kaum wiederzuerkennen meint.

ſehr verſchnörkeltes Weſen war, gleich dem Stil ſeiner Bauten und den Formen ſeiner Kleidertrachten, erſcheint er in dem Schloſſerſchen Geſchichtswerk faſt überall nur in der gleichmäßigen Uniform eines Diplomaten oder Soldaten, nicht ſelten auch da in karikirter Geſtalt. Die haſtig zufahrende Art, jeden ſofort unter das allgemeine Maß zu beugen, läßt den Geſchichtſchreiber ſelten zur nöthigen Ruhe gelangen, um feinere Nuancen des Seelenlebens glücklich zu charakteriſiren. Unter dem Eindruck eines Moralgeſetzes, welches vermöge ſeiner weiten Dehnbarkeit und ſeines formaliſtiſchen Charakters überall und jederzeit und bis in die kleinſten Nebenumſtände hinein anwendbar iſt und ſich geltend machen darf, kann keine freie hiſtoriſche Darſtellung gedeihen, kein Ereigniß vermag ſich vor den Blicken des Leſers zu entwickeln. Bevor noch die Handlung eines Menſchen in ihrer hiſtoriſchen Verzweigung nach allen Seiten hin beobachtet und dargelegt wurde, wird ſie bereits von dem Schickſal des gleichſam im Hintergrunde lauernden Rigorismus erfaßt und ſittlich vernichtet.

So iſt die „Geſchichte des 18. Jahrhunderts“ nirgends zur Vollendung eines wirklich ergreifenden Gemäldes gekommen, überall bricht das Urtheil plötzlich und mächtig herein, und wenn die Geſchichte des 18. Jahrhunderts ſchon ſtofflich die Schwierigkeit bietet, daß am Ende der Epoche die franzöſiſche Revolution viele Keime deſſen zerſtörte, was auf dem Wege innerer Geſetzgebung und legaler Entwickelung angebahnt war, ſo wirkten in Schloſſers Darſtellung gewiſſermaßen ſubjektive und objektive Momente wetteifernd zuſammen, um jeden ruhigen Eindruck unmöglich zu machen. Wer erinnert ſich hierbei nicht gewiſſer ewig wiederkehrender Phraſen: „Ohne Scheu und Scham“ werden nach Schloſſer Verträge gebrochen, regieren die Maitreſſen der Fürſten, ohne Scheu und Scham wird das Ausſaugungsſyſtem eines Grafen Brühl oder des Juden Süß in Anwendung gebracht, und wenn vollends Katharina II. geſchildert wird, ſo iſt der moraliſchen Verdammung kein Ende. Selbſt der Stil Schloſſers benimmt ſeiner Darſtellung die Anſchaulichkeit, obwohl Gervinus, der eine ähnliche Art zu ſchreiben hatte, auch hierin ein Muſter der Hiſtorik erblicken wollte.

Heinrich Laube hat einmal im Hinblick auf die das Theater betreffenden Urtheile von Gervinus die Bemerkung gemacht, daß ihm,

wie den meisten Gelehrten, die plastische Phantasie fehle, und man kann in der That sowohl über Schlosser wie über Gervinus nichts Treffenderes in Bezug auf ihre Schreibart sagen. Laube sieht ganz richtig in diesem Mangel an plastischem Geiste die Ursache eines unruhigen Stils, wie wenn sich die Gedanken in einer dunkeln Kammer drängen, schieben, stoßen und nirgends zur Ruhe kommen können. Auch steht damit im innigsten Zusammenhange, daß der Schriftsteller selbst keine rechte Empfindung davon erlangt, wenn er dem objektiven Gehalt eines Ereignisses in der Erzählung nicht genug gethan und das eigene Urtheil nicht an der Stelle angebracht hat, wo es wirkungsvoller und doch weniger störend wäre. Wer die historiographischen Geheimnisse einigermaßen belauscht hat, der wird wissen, daß jemand, welcher die Kunst plastischer Darstellung besitzt, oft nur eine ganz unscheinbare kleine Lichtöffnung bedarf, um eine ganze Situation in die grellste Beleuchtung des historischen Urtheils zu setzen, und während manche geneigt sein werden, in diesen Dingen die Merkmale der sogenannten objektiven Geschichtschreibung zu sehen, sind es nichts als Wirkungen eines plastisch angelegten Kopfes, welche sich im Stil wie in der Darstellungsweise äußern. Es wäre leicht die Namen unter den alten und neuen Geschichtschreibern zusammenzustellen, welche in hervorragendem Maße die von Laube so trefflich geschilderten Eigenschaften des Geistes besitzen, durch welche sich in der That eine gewisse Verwandtschaft zwischen einem Theaterdirektor und einem Geschichtschreiber behaupten läßt.

Wenn nun aber trotz der ungünstigen Verhältnisse, unter welchen alle Werthbeurtheilung der Dinge in der Schlosserschen Geschichtschreibung erscheint, getrübt durch Mängel, welche wir hauptsächlich auf die Darstellungskunst und den Stil beziehen müssen, der Eindruck des Werkes doch ein gewaltiger war und im ganzen und großen auch heute noch sein wird, so muß man zu der Einsicht gelangen, daß gerade dieser feste markige Standpunkt, der so vielfach von der Kritik verlästert worden ist, seine Wirkung macht. Das, was Schlosser das „Dantesche Element" seiner Geschichtschreibung genannt wissen wollte, ist es, was das Wohlgefallen an seinen Büchern hervorrief; daß er mit unerbitterlicher Konsequenz über den Häuptern der Mächtigen, wie der Schwachen die Zuchtruthe des Rechts und des

unveräußerlichen Sittengebots zu schwingen verstand, trug ihm die Bewunderung seiner Leser ein. Man täusche sich nicht darüber, es gewährte eine trostvolle Genugthuung zu sehen, wie auch der Geschichtschreiber die Pfade der Unterwelt zu betreten wagte, in die Hölle verstieß, und ohne Sorge um Gunst oder Ungunst Könige und Kaiser verdammte. Und mußte es andererseits nicht auch wieder einen erhebenden Eindruck machen, wenn man die auserwähltesten Geister des Jahrhunderts, denen die Zukunft der Welt gehörte, in paradiesische Räume versetzt sah? — die Dichter und Philosophen, die Sprecher der Menschheit, welche dem politischen Leben der Völker voranschreiten, öfters unbemerkt, nicht selten verketzert, immer aber in jene lichten Höhen gestellt, wo der Geschichtschreiber bereits das Donnergebrause der Menschenrechte vernimmt, während die Politiker und Diplomaten noch um die Erbfolgefragen der Könige streiten.

Was man auch sagen mag, die scharfe, gewaltige Werthbeurtheilung ist es allein und ganz ausschließlich, welche dem Schlosserschen Geschichtswerk Leser, Bewunderer verschaffte, ja sagen wir es nur offen, worin das wirkliche und unvergängliche Verdienst des Mannes ruht. Das nie und nimmer zurückzudrängende Bedürfniß der Werthbeurtheilung geschichtlicher Dinge hat Schlosser wohl im Uebermaß und allzu hastig befriedigen wollen, dennoch aber sicherte es ihm den Erfolg. Sollte die neuere Kritik sich wirklich einbilden, daß sie den Standpunkt der Werthbeurtheilung entbehren könnte, so wird sie nur zu bald die Erfahrung machen müssen, daß jeder gebildete Mensch das geistlos trockene Brot, welches eine sogenannte exakte Geschichtschreibung in Form von Urkundenregesten und Jahrbüchern darbietet, ungenossen bei Seite liegen läßt und lieber gar keine historische Kenntniß, als einen bloßen Brei von Thatsachen annehmen wird. Der Platz, welcher Schlosser in der Geschichte der Historiographie dauernd gebührt, ist der, daß er für die wirkliche Aufgabe des Geschichtschreibers eine konkrete Empfindung geschaffen hat, die man vergeblich bemüht sein wird, noch einmal hinwegzuraisonniren.

Wenn wir nun aber Schlosser die volle Gerechtigkeit in Bezug auf seinen Standpunkt einer strengen Werthbeurtheilung widerfahren lassen, sagen wir damit etwa, daß *seine Werthbeurtheilung die richtige war*? widerspricht diese Meinung dem andern früher ge-

zeigten Resultate unserer Betrachtung, daß die Geschichte des 18. Jahrhunderts unter den Maßstäben Schlossers vielfach verzerrt und verrenkt wurde? Sind es seine Maßstäbe, die man etwa kanonisiren muß, weil wir einsehen, daß eine Geschichtschreibung ohne Maßstäbe überhaupt besser dem Strom der Vergessenheit angehörte?

V.

Indem wir uns dem Ende unserer Erörterungen nähern, möge es gestattet sein, die Entwickelung ins Auge zu fassen, welche die Geschichtschreibung überhaupt genommen. Als Schlosser sein Werk beendigte, fand er sich bekanntlich wie in einer fremden Welt; der historische Beifall, der ihm sonst allgemeiner entgegenkam, hatte sich zum Theil anderen Richtungen zugewendet; er selbst legte, mit harten Worten über seine Zeit seinen Griffel nieder: „Diese ganze Zeit und ihre Bildung ist in den letzten Jahren von uns abgewichen und wir von ihr, so daß wir gewissermaßen aufgehört haben, Zeitgenossen der Begebenheiten zu sein, die rund um uns vorgehen". Er hatte die richtige Empfindung, daß eine Welt lebte, welche seine Maßstäbe nicht mehr als die ihrigen annahm.[1] Der Kant'sche Rigorismus hatte sich auch in der Geschichtschreibung längst vollständig überlebt. Nur achselzuckend vermochten die jüngeren Historiker eine moralische Schulmeisterei zu erblicken, welche den großen Apparat der Geschichtswissenschaft in Anspruch nahm, um das zu lehren, was man über Politik und Staatswesen aus dem Vernunft- und Naturrecht kürzer und einfacher erfahren konnte. Was die Ideen der Geschichte betraf,

[1] Wozu noch zu bemerken ist, daß er gleichsam selbst das Eingeständniß machte, er habe Geschichte zu dem Zwecke geschrieben, um ein verdorbenes Geschlecht zu ermahnen und dadurch zu verbessern! „Wir überlassen übrigens in unserem vierundachtzigsten Jahre die Kritik unserer Zeit und unserer Zeitgenossen anderen Beurtheilern, weil wir eingestehen, daß wir der Aufgabe, ein auf verschiedenen Seiten und nach verschiedenen Richtungen verdorbenes Geschlecht zu ermahnen und dadurch zu verbessern, nicht gewachsen sind." Heute wird es viele junge Historiker geben, die gar nicht begreifen, was der alte Mann mit diesem Worte in einem Geschichtsbuche sagen wollte: So sehr ist uns die Frage Schillers, wozu man Geschichte studire, durch deren Beantwortung er ein ganzes Menschenalter hingerissen hat, völlig abhanden gekommen.

ſo war man durch eine Reihe von Syſtemen und Philoſophien hindurchgetrieben worden, welche mehr Entmuthigung, Enttäuſchung und Gleichgiltigkeit, als wirkliche Reſultate zurückgelaſſen hatten.[1] Die Frage der Werthbeurtheilung wurde zwar von keinem bedeutenderen Geſchichtſchreiber bei Ausübung ſeines hiſtoriſchen Berufes umgangen, aber zu einer klaren Löſung des Begriffes und der Aufgabe der Geſchichtſchreibung iſt es in dieſer Beziehung auch heute durchaus nicht gekommen. Blicken wir ohne auf die Stadien der hiſtoriographiſchen Entwickelung Rückſicht zu nehmen, nur auf das was heute der Geſchichtſchreiber gewöhnlich über die Werthbeurtheilung zu denken pflegt, ſo ſchallt von allen Seiten der Ruf nach Sittlichkeit ſofort entgegen. Eine gewiſſe Hochachtung ſogenannter ſittlicher Grundſätze wird gewöhnlich als ein Hauptmoment der Geſchichtſchreibung verlangt. Soweit ſich neuere Geſchichtsforſcher über Prinzipienfragen ausgeſprochen haben — es geſchah aber ſelten —, ermangelten ſie faſt nie, an die Grundſätze der Sittlichkeit zu appelliren. Man wird ſich vielleicht erinnern, daß der jetzt längſt verſtummte Streit gegen Buckle von deutſchen Hiſtorikern hauptſächlich im Namen des Sittengeſetzes geführt worden iſt.[2] Freilich von was für einer Sittlichkeit,

[1] Als Hegels „Philoſophie der Geſchichte" erſchienen war, wunderte ſich Alexander von Humboldt, daß der Philoſoph „fabelt", das europäiſche Rindfleiſch ſei beſſer als das amerikaniſche (An Varnhagen 1. Juli 1837). Um weniges ſpäter wollte kein Hiſtoriker mehr davon wiſſen, daß die Völker, ein jedes etwas repräſentiren müſſen, „damit erfüllet werde", „was der Philoſoph verheißt", wie auch Alexander von Humboldt gleich anfänglich bemerkte. Ob man von dieſen Erſcheinungen die volle Loslöſung der Geſchichtswiſſenſchaft von der Spekulation datiren will, muß dem Geſchichtſchreiber der Hiſtoriographie zu entſcheiden überlaſſen bleiben. Darin werden alle einverſtanden ſein, daß die letzte Phaſe unſerer hiſtoriographiſchen Entwickelung mit der allgemeinen Ueberzeugung beginnt, daß die Geſchichtsforſchung auf ſich ſelbſt geſtellt, in eigener und eigenſtändiger Methode ihre wiſſenſchaftlichen Aufgaben faßt und löſt. Darüber iſt, ſoviel wir ſehen, kein Streit, welches aber ſind die Aufgaben?

[2] Es iſt nicht entfernt unſere Abſicht, in die Prüfung der Anſichten des wunderlichſten Geſchichtsphiloſophen Englands einzutreten, der das Verdienſt hatte, die Hiſtoriker Deutſchlands einigermaßen aufgerüttelt zu haben. Wir erwähnen ihn hier nur inſofern, als Droyſen in dem Proteſt gegen deſſen Anſichten (Hiſtoriſche Zeitſchrift IX. 1—22, allerdings etwas kurz geſchürzt) die Bedeutung des ſittlichen Verſtändniſſes (?) der Geſchichte ſehr entſchieden betonte. Leider ſprach ſich aber Droyſen über das, was Ethik ſei, nicht aus, und wir geſtehen unſererſeits, es durchaus nicht von ſelbſt zu wiſſen. Droyſen ſagt:

von welchem sittlichen Maßstab der Historiker eigentlich Gebrauch machen soll, darüber herrschte bei Besprechungen dieser Frage gewöhnlich eine tiefe Dunkelheit. Sollen wir die Schlosserschen Sittenprinzipien, d. h. den kategorischen Imperativ Kants noch einmal zur Anwendung bringen, oder ist es darauf abgesehen die Geschichtschreiber auf die vor Kant liegenden Vorstellungen, vielleicht gar auf die Grundsätze der christlichen Sittenlehre zurückzuweisen?

Es ist sicher merkwürdig, daß in einer Generation wie unserer heutigen die einschneidendsten Verwerfungsurtheile gegen Schlossers rigoristisch moralisirenden Standpunkt so tiefgreifend auftreten konnten, daß man überhaupt jede werthbeurtheilende Methode in der Geschichte angriff, und andererseits ein großes Geschrei darüber erhoben wurde, als Buckle erklärte, er könne vom historischen Standpunkt den sittlichen Faktor in den Ereignissen nicht in Rechnung ziehen, weil derselbe überhaupt ein konstanter und daher nicht zu erklärender sei.[1]

„Die ethische, die geschichtliche Welt verstehen wollen, heißt vor allem erkennen, daß sie weder nur doketisch, noch nur Stoffwechsel ist". Auch weiters stellt er ethisch und geschichtlich zusammen, er scheint also alles Geschichtliche für ethisch und umgekehrt zu halten. Wenn aber der Satz wahr ist, daß alles, was sich ereignet, d. i. geschichtlich ist, auch ethisch ist, so folgt, daß entweder alles Geschehende dem Sittengesetz entspricht oder alles demselben widerspricht, womit ich dann keinen Maßstab gewonnen habe, sondern nur eine Umschreibung derselben Sache. Falls aber einiges Geschehende dem Ethos gemäß ist, anderes nicht, so muß ich doch nothwendig wissen, was ethisch ist, und dann ist nicht alles Geschichtliche ethisch, sondern nur einiges. Im letzteren Falle scheint Droysen etwas verschwiegen zu haben oder selbst nicht zu wissen, was eben das punctum quaestionis wäre. Im übrigen bemerke ich noch, daß die Willensfrage, welche bekanntlich eine alte ist, mit der Frage der Beurtheilung gar nicht im nothwendigen Zusammenhange steht, sondern für die Geschichte gewiß erst in zweiter und dritter Linie in Betracht kommt. Denn es kann jemand in einer geschichtlichen Handlung großen Werth finden, wenn er die Freiheit des Willens leugnet, ebenso gut wie der, welcher vollständiger Indeterminist ist. — Auf dieses interne Gebiet der Philosophie, oder, um bei Kant zu bleiben, auf die Metaphysik der Sittenlehre überzugehen, ist für den Historiker jedenfalls vollkommen überflüssig, und es ist bedenklich, wenn er diese Frage auf vier Seiten erledigen will.

[1] Ganz vortrefflich handelte Usinger über Buckle, historische Zeitschrift XIX. 24 ff., der, indem er die wichtige Anregung des Werkes anerkennt, das Beste und Treffendste mit wenigen Worten gegen dasselbe eingewendet hat: „Damit ist ein Grundfehler von Buckle berührt, der, wie in seiner Anschauung, so in seiner Forschung begründet ist. Es ist ein oft begangener Fehler, seine Ansicht steht fest, bevor er die Untersuchung beginnt, so daß seine Forschung sich darauf

Sicherlich bedurfte Buckles Behauptung einer ſtarken Korrektur, allein niemand fiel es ein, den eigentlichen und wahrhaften Meiſter der ſittlichen Werthbeurtheilung, den alten Schloſſer gegen ihn ins Treffen zu führen; es wäre doch zu deutlich geweſen, daß ſein Standpunkt nur von den allerwenigſten Gelehrten heute mehr getheilt werden kann. Wenn aber keiner die ethiſchen Maße ganz entbehren will,[1] von welcher Ethik ſoll man denn heute eigentlich als Hiſtoriker

---

beſchränkt, Material für die Beſtätigung einer Anſicht zu gewinnen, die ſich bei ihm aus Lebensanſchauungen und Studien auf zum Theil weit entlegenen Gebieten gebildet hat". Ob nun aber der poſitive Theil der Uſingerſchen Erörterungen genügen könnte, ſoll hier nicht unterſucht werden, da es uns nicht auf die dort erörterten Fragen ankommt.

[1] Es iſt ja Vieles und Vortreffliches über die mannigfaltigſten Punkte der Hiſtorik geſchrieben worden. Gewiß lieſt niemand ohne die dankbarſte Belehrung Gieſebrechts Charakteriſtik der heutigen Geſchichtsſchreibung, hiſt. Zeitſchr. I. 1. Ebenſo ſind die beiden Vorträge v. Sybels (Vorträge und Aufſätze, Berlin 1874) „Ueber die Geſetze des hiſtoriſchen Wiſſens" und „Drei Bonner Hiſtoriker" für die Prinzipienfragen von allergrößter Relevanz. Doch iſt es merkwürdig, daß in allen dieſen Abhandlungen gewiſſe Begriffe vorausgeſetzt werden, welche eben erſt erläutert werden ſollten. So ſpricht Gieſebrecht fortwährend von der Geſchichtswiſſenſchaft, als ob das Gebiet derſelben gar nicht fraglich wäre. Hat man ſich nicht vielmehr die Frage zu beantworten: Was iſt denn Geſchichte? es kann doch nicht gemeint ſein, daß Geſchichte die Darſtellung von *allem Geſchehenen* iſt, und wenn ſie nur Darſtellung von einigem iſt, was geſchah, woran erkennt man denn, wo ihr Forſchungsgebiet anfängt und aufhört? Ebenſo können auch die angeführten ſchönen Eſſays v. Sybels nicht ohne die geheime Vorausſetzung beſtehen, daß über gewiſſe Begriffe eine Einigung vorhanden ſei, welche aber in Wahrheit fehlt. Dies zeigt ſich insbeſondere in dem, was von Sybel aus Anlaß Niebuhrs ſagt. Wo er mit trefflichen Worten Niebuhrs ſittliche Energie lobt, heißt es etwas allgemeiner ſchon früher: *Die Quellenkritik, gerade wenn ſie gewiſſenhaft und methodiſch gehandhabt wird, kann ihrer Natur nach nur den Beſtand der einzelnen Thatſache ermitteln: dann erſt erſcheint aber die eigentliche Aufgabe des Hiſtorikers, aus dem äußeren Beſtande auf den inneren Gehalt dieſer Fakta zu ſchließen, ihren geiſtigen Zuſammenhang feſtzuſtellen und ſo zu ihrer ſittlichen Würdigung zu gelangen.*" Goldene Worte, nur ein kleiner Satztheil iſt zu erklären vergeſſen: „zu ihrer ſittlichen Würdigung zu gelangen". Aber woher nehme ich denn die Sittlichkeit? Etwa aus der Bibel? — das kann Sybel nicht gemeint haben. Bei dem kategoriſchen Imperativ würden ihm, dem Kenner des 18. Jahrhunderts, Schloſſers Irrgänge ſofort eingefallen ſein. Hier ſtehen wir alſo vor der großen Lücke in den „Geſetzen des hiſtoriſchen Wiſſens". Wir verlangen ſittliche Würdigung und drehen uns aalglatt herum, wenn wir ſagen ſollen, was denn eigentlich das für ein Ding iſt, dieſe ſittliche Würdigung.

sprechen? In der That, es wäre schwer, diese Frage zu beantworten, wenn man sich nicht eines trefflichen Ausspruchs von Trendelenburg hier erinnerte, der im Jahre 1856 schon bemerkte, daß das, was bis auf den heutigen Tag die allgemeinste Giltigkeit habe, nichts anderes sei, als die Aristotelische Ethik, von der die Greifswalder Universität schon 1545 ganz richtig gesagt hätte, daß es für diesen Theil der Philosophie nichts Besseres und Vollendeteres (praestantius et absolutius) gebe. Wir wollen also gerne annehmen, daß in unseren neueren Historikern, wenn sie sich auf Werthurtheile einlassen, ein Stück Aristoteles lebendig wird, und daß mehr oder weniger bewußt, die εὐπραξία des alten Stagiriten an die Stelle des Schlosserschen Rigorismus getreten ist. Sollte aber darin der Fortschritt unserer heutigen Geschichtswissenschaft gelegen haben, daß wir von Kant auf den Aristoteles zurückgekommen sind, und wäre dies der ganze Triumph, den wir über die Schlosserische Geschichtschreibung davongetragen haben?

Es ist allerdings richtig, die Aristotelische Ethik ist so viel nichtssagender und leerer als die Kantische, daß die Anwendung derselben auf die Geschichte gewiß unschädlicher sein und weniger Anlaß geben mag, von Seite des Darstellers Personen und Sachen fortwährend zu hofmeistern. Am Ende ist es auch sehr erklärlich, daß die meisten Historiker, wenn sie im Aristotelischen Begriff die Glückseligkeit als Hauptmoment des ethischen Wollens gepriesen finden, sich rasch für die Anwendung eines so bequemen Maßstabes der Werthbeurtheilung entscheiden. Wie aber die Glückseligkeit bei Aristoteles von der Tugend und die Tugend von dem ethischen Wollen bedingt wird, so dreht sich auch in der Anwendung dieser Sittenlehre auf die Geschichte die ganze Werthbeurtheilung nicht selten in einem verhängnißvollen Zirkel. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, in eine Kritik der Aristotelischen Ethik einzugehen, und für unsern Theil vermögen wir uns bei den kritischen Ausführungen zu beruhigen, welche Männer, wie Hartenstein über dieses Kapitel der alten Philosophie längst vorgebracht haben.[1] Was die Anwendung davon auf die ge-

[1] Die schon 1859 erschienene Abhandlung Hartensteins: „Ueber den wissenschaftlichen Werth der Ethik des Aristoteles", Historisch-philosophische Abhandlungen, Leipzig 1870 Nr. VII. S. 240. Merkwürdig genug, daß der Mann, welcher

ſchichtliche Werthbeurtheilung anbelangt, ſo iſt es aber klar, daß der Unterſchied nicht ſehr erheblich iſt, ob man die Maßſtäbe aus dieſer oder jener Philoſophie entnimmt.

Soll die Geſchichtſchreibung nicht gänzlich auf jede Werthbeurtheilung der Dinge verzichten, ſo beſteht die Aufgabe, ihre Maßſtäbe auf eigenem Grund und Boden aufzuſuchen. Was man als eine erſte Forderung der Hiſtoriographie mehr ahnt, als deutlich zu begreifen pflegt, liegt zumeiſt in der Zurückweiſung jedes fremden Elements, durch welches Perſonen und Ereigniſſe aus ihrer eigenen Stellung und ihrem ſelbſtſtändigen Weſen herausgeriſſen werden. Will man den geſchichtlichen Dingen wirklich gerecht werden, ſo muß man ſich aller Vorausſetzungen entſchlagen, welche der Darſtellung eine Zuthat des Geſchichtſchreibers verleihen. Was man gemeiniglich als ſubjektive Aeußerung des Erzählers empfindet oder tadelt, iſt nichts als jenes Urtheil, welches aus einer vorgefaßten Meinung von den Werthen des menſchlichen Wollens und Handelns entſtand.

Die Geſchichte als auf ſich beruhende eigenſtändige Wiſſenſchaft gefaßt, muß ihre Werthe ſelber finden, aus ſich heraus gewinnen. Daß dieſe Aufgabe im Vordergrunde aller Forſchung ſteht, wird

---

gewiß das vernichtendſte über dasjenige geſagt hat, was nach Trendelenburg auch noch für die Gegenwart giltig wäre, doch, ſoviel ich weiß der erſte, ernſtlich darauf aufmerkſam gemacht hat, daß Ariſtoteles ſelbſt weit entfernt war, ſeiner Ethik jene kanoniſche Bedeutung beizulegen, welche — ſagen wir es kurz — der Scholaſticismus ihr bis heute gerne erhalten möchte. Vgl. S. 245. Intereſſant war mir ſchon bei dem Erſcheinen der Hartenſteinſchen Abhandlung eine unbewußte Uebereinſtimmung zwiſchen Hartenſtein und Bonitz in Bezug auf einen kleinen Punkt ihrer Beweisführungen. In den unvergeßlichen Vorleſungen des letzteren erinnere ich mich vor mehr als fünfundzwanzig Jahren ſchon die überraſchende und mir damals höchſt erſtaunlich klingende Bemerkung am Ende ſeiner Kritik des Ariſtoteliſchen Begriffs gehört zu haben, daß die Sache genau ſo wäre, wie wenn Goethe die Erfahrung als das definiren läßt, was ein Erfahrener erfahrend u. ſ. w. Nachher las ich mit Vergnügen, was Hartenſtein S. 280 bemerkt: „Der Zirkel, in welchem ſich die Ariſtoteliſche Ethik bewegt, erinnert faſt unwillkürlich an die Art, wie Behriſch in Goethes „Dichtung und Wahrheit“ die Erfahrung definirt“. Da thatſächlich weder der eine noch der andere von dieſen beiden Gelehrten die Bemerkung des anderen vorher gekannt hatte, ſo wird man es einem Hiſtoriker, der geſchäftsmäßig auf die Uebereinſtimmung der Quellen halten muß, wohl nicht verdenken, daß er ſich von den ſogenannten ſittlichen Urtheilen unſerer Geſchichtſchreiber nie ſehr einſchüchtern laſſen konnte, da er ſich dabei immer an Goethes Behriſch erinnern mußte.

vielleicht eher zugestanden werden, als die Wege betreten werden dürften, die einzig und allein zu diesem Ziele führen können. Denn hier ist der Punkt, wo unsere Forschung mit den bisherigen Methoden auszureichen nicht im Stande ist. Daß das Geschäft des Kritikers über das Thatsächliche hinaus zu einer Feststellung der Werthe, die für die zeitlichen Erscheinungen entscheidend sind, vorschreiten müsse, ist heute noch kein Grundsatz, der sich der allgemeinen Zustimmung erfreut. Soll aber auf diesem Gebiete nicht das Unerreichbare angestrebt und das Wesentliche nicht verloren gehen, so ist in erster Linie eine Verständigung über jene Werthe nöthig, welche innerhalb des erfahrungsmäßigen Wissens der Geschichte gefunden werden können. Was man nun auch von dem Begriff des Absoluten in der Philosophie denken mag, die Geschichtswissenschaft als solche kennt nur ein zeitliches und mithin auch nur ein relatives Maß der Dinge. Alle Werthbeurtheilung der Geschichte kann daher nur relativ und aus zeitlichen Momenten fließen, und wer sich nicht selbst täuschen und den Dingen nicht Gewalt anthun will, muß ein- für allemal in dieser Wissenschaft auf absolute Werthe verzichten. Nun könnte es leicht erscheinen, als werde die Geschichte dadurch in ihrer Stellung und Bedeutung wesentlich herabgesetzt. Während sie bis jetzt sich zu den Wissenschaften zählte, welche die absoluten Werthe des Lebens aufzuzeigen meinen, soll sie nunmehr sich begnügen, darnach zu urtheilen, was einer bestimmten Epoche angehört, was von der zeitlichen Grenze unserer eigenen Anschauungen bedingt ist? Sieht man indessen näher zu, so wird man finden, daß die Wissenschaft nur durch das redliche Bemühen nach relativen Werthen gewinnen kann. Denn während jene absoluten Werthe, wie wir klar und vorzugsweise an Schlossers Beispiel zeigten, überhaupt gar nicht aus der Geschichte genommen, sondern in dieselbe aus einer anderen wissenschaftlichen Gedankenreihe hineingetragen wurden, ersparte man sich bisher die exakte und methodische Erforschung jener Momente, welche als echte historische Werthe den Historiker befähigten, ein allgemein giltiges Urtheil über die einzelne Erscheinung zu fällen. Während man gewissermaßen aus den Wolken, aus Dantes Paradies, aus Kant, aus Aristoteles die Maße nahm und sich dabei noch recht erhaben über das Mittelalter fühlte, welches bloß im Dienste der Theologen stand

und alſo den Ariſtoteles beim Hinterpförtchen einführte —, während man ein abſolutes Urtheil in Anſpruch nahm und Weltgericht extemporirte, blieben die naheliegenden aus der Erfahrung zu gewinnenden praktiſchen Werthe der Geſchichte faſt ganz ununterſucht, und manche, die recht tapfer mit den ewigen Moralgeſetzen ſpielen, finden es bequemer, ihre Anſicht über die nächſtliegenden hiſtoriſchen Werthfragen, beſonders wenn ſich dieſe auf kirchliche, auf ſtaatliche, auf religiöſe und ſelbſt auf litterariſche Dinge beziehen, in möglichſtes Dunkel einzuhüllen. Und in der That, wer etwa die heutige Geſchichte Frankreichs einſt beſchreiben will, dem wird es gewiß weit angenehmer ſein, von einer göttlichen Höhe aus alle Parteien gleichwerthig abzuurtheilen, als den wahren Werth und Unwerth ihrer Beſtrebungen im einzelnen nachzuweiſen. Und wer dereinſt über das, was man heute in Deutſchland den Kulturkampf nennt, ein Urtheil fällen will, der muß ſo oder ſo den Werth berechnet haben, welchen die unfehlbare Papſtkirche hiſtoriſch für die menſchliche Geſellſchaft haben konnte, ſonſt bleibt er uns ein Stümper, wenn er noch ſo ſehr den unparteiiſchen Weltenrichter ſpielen wollte.

Die Auffindung der relativen Werthe kann allein der Geſchichtſchreibung, wie ſie heute beſteht, einen größeren wiſſenſchaftlichen Boden und eine fortſchreitende Zukunft ſichern. Wenn man fürchtet, daß die relativen Werthe als Maßſtab der Beurtheilung des Einzelnen Willkür und Parteiung in das „objektive Verfahren" der Wiſſenſchaft zu bringen vermöchten, ſo wäre erſt zu beweiſen, daß es früher anders war und daß etwa Kant, Schloſſer oder Schiller mit ihrem abſoluten Maße zu einer allgemeinen Zuſtimmung gelangt wären. Allerdings aber wird die Forſchung nach den Werthen erſt dann der Willkür und Laune des Einzelnen mit Nachdruck entgegentreten können, wenn dieſe Forſchung ſyſtematiſch und methodiſch und nach logiſchen Geſetzen geordnet als ein geſicherter Zweig der Wiſſenſchaft daſteht.[1] So gut man aber heute meiſtens annimmt,

[1] Daß Letzteres durchaus fehlt, wird nicht beſtritten werden können und ich möchte ein leiſes Eingeſtändniß davon in den Worten Sybels erblicken, wenn er von Niebuhr ſagt: „Eine andere Konſequenz ſeines höchſten Grundſatzes iſt der jetzigen deutſchen Geſchichtswiſſenſchaft vielleicht etwas weniger gegenwärtig geworden oder geblieben." Das was Herr v. Sybel mit Thiers als

daß in einer Frage der Quellenkritik, der Feststellung einer einzelnen Thatsache vermöge allgemein geübter Methoden auch allgemeine Uebereinstimmungen des Urtheils erzielt werden können, ebenso muß es möglich sein, zu einem hohen Grade von gleichen Ueberzeugungen über die historischen Werthe und über die Maße der Beurtheilung der einzelnen Ereignisse zu gelangen. Wenn es der Wirthschaftslehre und Statistik gelingen kann, den materiellen Werth des Lebens und der Gesellschaft mit einer fast von niemand angezweifelten Sicherheit zu bestimmen, so muß es auch eine Methode geben, um die geistigen Werthe zu definiren. Der Historiker lehnt sich ohnehin zum guten Theile an die Bestimmung der materiellen Werthe an, wenn er Staatsgeschichte schreibt. Das Gebiet der idealen Werthe erschließt sich ihm zwar schwerer und unter heftigeren inneren und äußeren Kämpfen, aber in der methodischen Eröffnung desselben liegt seine Aufgabe, liegt die Probe seiner Kraft. Vermag er hier nicht einzu-

die erforderliche „Einsicht" in die Dinge bezeichnet, würde ohne Zweifel bei näherer Ausführung uns mit v. Sybel auf dem fast gleichen Boden der Anschauung finden; wie wir denn kaum hinzuzufügen brauchen, daß ja spezielle, auf Werthe gerichtete Untersuchungen wirklich mit dieser ausdrücklichen Tendenz von Sybel unternommen worden sind. Denn man kann über die Resultate der Untersuchung, wie sich von selbst versteht, mit Herrn v. Sybel streiten, aber seine bekannte Abhandlung „über einige neuere Darstellungen der Kaisergeschichte" war eine Untersuchung nach dem faktischen historischen Werth zum Zwecke der Werthbeurtheilung und daher eine eminente Leistung auf dem Gebiete, von welchem wir sprechen. Hierauf schritt bekanntlich Ficker zu einer methodisch gleich hochstehenden Untersuchung über den allgemeinen Werth des Kaiserthums und die Kontroverse beider gelehrten Männer bleibt in der angedeuteten Richtung der Werthuntersuchungen eines der bedeutendsten und epochemachendsten Ereignisse der modernen Historiographie. Leider sind nachher die in dem höchst interessanten, historiographisch unbedingt wichtigsten gelehrten Streite der Neuzeit aufgetauchten Fragen fast gänzlich fallen gelassen worden, als wenn sie gleichsam gar nicht zur Sache gehört hätten, oder wie wenn man dergleichen Dinge eben nur „pour la bonne bouche" geschrieben hätte. In den ungemein zahlreichen Untersuchungen, welche seit zwanzig Jahren die Geschichte der Kaiserzeit erfahren, ist oft kaum die Existenz einer solchen fundamentalen Kontroverse zu bemerken. Man hätte vielmehr erwarten können, daß nun die im großen aufgestellten Fragen im einzelnen in gleicher Richtung verfolgt werden würden, zumal als besonders Ficker auf Grund seiner großen Detailkenntniß dieser Dinge die Stellen wohl bezeichnet hatte, von welchen aus die Erörterung über den allgemeinen Werth des deutschen Kaiserthums weitergeführt werden konnte.

bringen, ſo iſt jedes neue Wiſſen von geſchehenen Dingen, jede neue Kenntnißnahme von Thatſachen der Vergangenheit ein neuer Beweis der Unbrauchbarkeit der Geſchichte und eine beſchwerliche, läſtige und unnöthige Zumuthung an den lebendigen Menſchen und das nachkommende Geſchlecht.

Soll die Inangriffnahme der Forſchung nach den Werthen des geſchichtlichen Lebens von Erfolg begleitet ſein, ſo wird freilich Methode und Unterricht in dieſer Wiſſenſchaft mancher durchgreifenden Veränderung unterzogen werden müſſen. Und dieſem mehr gefühlten als erkannten Umſtande iſt es ohne Zweifel zuzuſchreiben, daß Schloſſer vielleicht mehr als billig war, getadelt und raſcher als erwartet wurde, vergeſſen worden iſt. Hier iſt auch der Punkt, wo die heutige Geſchichtswiſſenſchaft gleichſam inſtinktiv und mit vollem Recht am weiteſten von Schloſſers Idealen abgegangen iſt. Was er mit Kant und Herder als Aufgabe der Menſchheits- und Univerſalgeſchichte betrachtete, friſtet heute nur noch ein elendes Daſein in den Lehrbüchern, mit welchen die Jugend der Mittelſchulen in Deutſchland grauſam gequält zu werden pflegt. In den Kreiſen der Gelehrten hat die Menſchheitsgeſchichte längſt ausgerungen und ſucht vergebens nach einem Anwalt, der ihre Vertretung vermöge ſeiner wirklichen Kenntniß von der Sache übernehmen könnte. In dieſem Punkte iſt mithin die Entwicklung der Hiſtoriographie vollſtändig von Schloſſer abgewichen, niemand macht mehr den Anſpruch, ein Univerſalhiſtoriker ſein zu können.

Freilich iſt dieſe Einſicht meiſt mehr eine perſönliche als eine ſachliche. Wenn aber die Ueberzeugungen noch nicht dahin gelangt ſind, daß es überhaupt eine Menſchheitsgeſchichte wiſſenſchaftlich nicht zu geben vermag, ſo beweiſt doch die entſetzliche Sterilität, die auf dieſem Gebiete herrſcht, daß die Zeit der univerſalhiſtoriſchen Beſtrebungen vorüber iſt. Kaum daß die neu erſtehenden Weltgeſchichten ſich auch nur nach einem Prinzipe bemüht hätten, nach welchem der Gegenſtand dargeſtellt werden will. Was heute geleiſtet wird, iſt Abklatſch des Syſtems, welches Schloſſer verfolgte, und was man als Inhalt der Univerſalgeſchichte mühſelig fortſchleppt, wird meiſtens mit Kants verſprechenden Worten angekündigt und heute ſo wenig befolgt, als Schloſſer es vermochte. „Man kann die Geſchichte der

Menschengattung im großen als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur ansehen, um eine innerlich und zu diesem Zwecke auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann." So sagte Kant in der „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht", so liest man es noch heute in den Büchern, aus welchen der junge Mensch von vornherein eine unhistorische Anschauung der Dinge erhält. Mag man den Plan der Natur als Chiliasmus oder als Gotteswerk fassen,[1] wer mit diesem Reste einer theologisch philosophischen Auffassung in die Geschichte eingeführt worden ist, wird immer große Mühe haben, um endlich voraussetzungslos an die Forschung der empirischen, realen und zeitlichen Werthe der Geschichte zu kommen.

Wenn wir nicht irren, steht die Historiographie heute im Stadium eines vollständigen Uebergangsprozesses. Die universalhistorische

[1] Es gehört übrigens zu den seltsamsten Erscheinungen, daß Kant in seinem neunten Satz des Aufsatzes „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" im Grunde selbst alles das zurücknimmt, was er vorher aufgebaut hat. Die im neunten Satz verborgenen Klauseln werden gewöhnlich von denen nicht bemerkt, welche den achten Satz aus einer dritten oder vierten Quelle abgeleitet haben. Schon bei Tomaschek, Schiller S. 123 sage ich deshalb: „Mit großer Vorsicht fügte Kant am Schlusse seiner Abhandlung hinzu, daß er mit dieser Idee einer Weltgeschichte, die gewissermaßen einen Leitfaden a priori habe, die Bearbeitung der eigentlichen, bloß empirisch abgefaßten Historie nicht verdrängen wollte: es sei nur ein Gedanke von dem, was ein philosophischer Kopf, der übrigens sehr geschichtskundig sein müßte, noch aus einem anderen Standpunkt versuchen könnte." Noch energischer hat neuestens Zimmermann gegenüber v. Comte auf diese Seite der Ausführungen Kants im neunten Satze aufmerksam gemacht. Sitzungsb. d. Wiener Akad. 1877, 31—97: Kant und die positive Philosophie, vgl. S. 92, wo Zimmermann sehr gut hervorhebt, daß Kant sogar sich nicht scheute, von seiner Voraussetzung, daß in der Geschichte eine Naturabsicht der Vervollkommnung hervortrete, den Ausdruck zu gebrauchen, daß es möglicherweise ein „Roman" sei, was auf diese Art zu Stande gebracht werden würde. Wie wenig übrigens der Empirismus es verstanden hat, in allem, was sich auf jene Fragen bezieht, die die Menschheitsentwicklung betreffen, auf eigenen Füßen sich fortzuhelfen, ist sowohl für die positive Philosophie, wie für die exakte Geschichtschreibung gleich sicher nachzuweisen. Zimmermann hat das erstere gezeigt, es wäre nicht schwer, an den verschiedensten Weltgeschichten zu zeigen, daß außer der Kantischen Definition am Anfang des Buches von der Erfüllung der Naturabsicht oder des Vervollkommnungsplanes der Menschheit im Buch selbst gewöhnlich nicht viel zu bemerken ist.

Richtung ist unhaltbar, die staatsgeschichtliche leidet an dem Mangel zuverlässig erkannter Werthe und sicherer Urtheile, von der chronistisch antiquarischen zieht sich der gebildete Mensch mehr und mehr zurück und schaudert vor dem Abgrund eines den Geist ertödtenden, unermeßlich nichtigen Wissens. Daß wir diesen nothwendigen Prozeß in der Historiographie durchmachen müssen, um zu einer der Gesellschaft und der Nation überhaupt werthvollen historischen Wissenschaft zu kommen, ist gewiß, und die Anfänge dazu sind von einer gewissen Reihe hervorragender Männer und Schriftsteller in Deutschland praktisch gemacht.

Der große Zeiger auf der Uhr der Geschichtschreibung ist heute von dem Standpunkt Schlossers mit voller Deutlichkeit zu dem volltönenden Stundenschlag Heinrich von Treitschkes vorgerückt, dessen ganze Stellung in der deutschen Litteratur unendlich viele Aehnlichkeiten mit Schlosser erkennen läßt. Es gilt dies nicht nur von der äußerlichen Wirkung, sondern auch von der innern Energie seines historischen Urtheils. Treitschke beweist überall, daß man auf dem Grunde einer festen Ueberzeugung von historischen Werthen allerdings zu den eingreifendsten, in der Form stark an Schlosser erinnernden Beurtheilungen schreiten kann und darf. Aber er ist dem alten Kantianer durch die historisch begrenzte, naheliegende Faßbarkeit seiner Maßstäbe ebenso überlegen, wie in der plastischen Kunst der Darstellung und in hinreißender Sprache und Stil.

Wenn man die beiden gewaltigen Denker der Geschichte mit einander im einzelnen vergleichen wollte, so würde man die Frage der historischen Werthbeurtheilung theoretisch ohne Zweifel zu vollster Klarheit erheben können.

Treitschke hat sich gesagt, oder seine Entwickelung zeigt wenigstens eine innere Logik, als ob er sich gesagt hätte: um die deutsche Geschichte und ihre darin handelnden Personen beurtheilen zu können, muß ich vor allen Dingen jedenfalls wissen, was ich von dem deutschen nationalen Staate überhaupt zu halten habe. Er hat alle Möglichkeiten historisch erwogen, den Staatenbund, den Bundesstaat, den nationalen Einheitsstaat. Er hat sich durch diese streng historisch kritischen Untersuchungen, Selbstprüfungen und Läuterungen zur Höhe eines feststehenden Prinzips erhoben. Er hat auf historischem Weg

einen unzweifelhaften Werthmaßstab erworben. Mit diesen Maßstab in der Hand hat er seine deutsche Geschichte ebenso tapfer, charaktervoll, großdenkend, unbeugsam, wahrheitstrebend und in sehr vielen Fällen ebenso unliebenswürdig geschrieben, als es Schlosser gethan hat. Gleich diesem hat er in einer Epoche momentaner geschichtschreiberischer Versumpfung alle politisch denkende Welt zu ergreifen und hinzureißen gewußt und durch Aufzeigung eines positiven Werthmaßstabes thatsächlich den wissenschaftlichen Nihilismus aufs Haupt geschlagen.

Was sind denn nun aber die Maßstäbe, mit welchen so große Wirkungen erzielt werden konnten? Warum spricht man denn auch bei diesem starken Geiste, gleichwie bei Schlosser von sittlicher Kraft seiner Rede u. dgl. m.? Wird sich etwa Treitschke einbilden, daß seine Werthbemessungen das ewige Gottes- und Weltgericht zu ersetzen vermögen? Man wird schwerlich irgendwo in seinen Schriften die aufdringliche Ruhe und Selbstgewißheit nachzuweisen vermögen, als habe er Dantesche Gelüste, seine Leute geradenwegs in den Himmel und in die Hölle zu senden. Er macht doch überall bei aller schneidenden Schärfe den Eindruck, als wäre er sich des menschlich relativen Werthes seiner Beurtheilungen wohl bewußt. So hoher Dinge, wie einer Entscheidung darüber, wer von den Hunderten von Menschen, die er diesseits als deutscher Geschichtschreiber verantwortlich macht, vor Gottes Antlitz etwa zu den Böcken gehören mochte — so hoher Dinge unterwindet auch er sich nicht. Aber man erfährt doch überall klar und deutlich, was vom Standpunkt seines — zugegebener Weise — ganz relativen Maßstabes gut und schlecht, nützlich und unnütz, werth und unwerth war.

Dies ist der einleuchtende Fortschritt, welcher von Schlosser zu Treitschke besteht. Man kann nicht über die Mittelglieder dieser Bewegung zweifelhaft sein. Daß sich dieselben weit weniger aus Beziehungen der jüngeren Generationen zu Schlosser, als vielmehr aus Rankes Wirksamkeit herausgestaltet haben, liegt auf der Hand. Die Aufgabe einer Geschichte der Geschichtschreibung, welche uns hier selbstverständlich ferne liegt, wäre es, diesen eigenthümlichen Verlauf zu schildern. Sie würde zu zeigen haben, wie zunächst die philosophische Schule Kants den vollen Gegensatz Rankes hervortrieb,

wie sich aber auf den Wegen v. Sybels, in der Richtung Treitschkes eine Rückbiegung vollzog, die den Forderungen beurtheilender Darstellung auf Grund von wirklich historischen, zeitlichen und relativen Maßstäben immer mehr gerecht zu werden vermag.

VI.

Es wird zum Schlusse passend erscheinen, die Hauptsätze zusammenzufassen, welche sich aus der Betrachtung einer litteraturgeschichtlich eingreifenden Erscheinung, wie derjenigen Schlossers für die Prinzipien und Aufgaben der Geschichtschreibung überhaupt ergeben haben.

Beschränkung und Vertiefung sind die Forderungen, welche sich gegenüber der älteren durch die philosophische Bewegung des vorigen Jahrhunderts beeinflußten Geschichtsforschung für unsere heutigen wissenschaftlichen Aufgaben ergeben. Wenn es sich gezeigt hat, daß der in die Geschichtswissenschaft von außen her eingeführte Begriff der Menschheitsentwicklung sowohl nach seiner räumlichen und zeitlichen Ausdehnung, wie auch seinem Inhalte nach ein von einer einzelnen Wissenschaft, von einem einzelnen Zweig der Forschung schlechterdings nicht zu erfassendes Objekt sein kann, so ergiebt sich hieraus mit Nothwendigkeit, daß die Versuche einer Weltgeschichte in dem bisherigen Verstande des Wortes an der Unzulänglichkeit der bloß historischen Methoden der Forschung immer scheitern werden. Die menschheitliche Entwicklung, welche Gegenstand der Weltgeschichte sein soll, könnte der Natur des Gegenstandes nach nur dann vollständig erkannt werden, wenn alle jene Methoden bei Erforschung derselben zur Anwendung kämen, die dem Begriff der Welt und Menschheit in seinem ganzen Umfange entsprechen. Da aber diese Methoden alle Gebiete des menschlichen Wissens umspannen müßten, weil sich in der Geschichte der Menschheit alle Thätigkeit der Menschen mit allen Kräften der Natur in kausalem Zusammenhang befinden, wenn es überhaupt eine Wissenschaft der Geschichte in dem Sinne von allem Geschehenen geben sollte, so folgt weiters, daß für die bloße historische Forschung ein großer Theil der sich darbietenden

Thatsachen immer unerreichbar sein wird. Soll also die historische Wissenschaft als ein in sich ruhendes Gebiet der allgemeinen Erkenntniß eine bestimmte, abgegrenzte Stellung einnehmen und demgemäß innerhalb des ganzen Gebietes von dem, was der Mensch überhaupt weiß und erforscht, auch eine erfüllbare Aufgabe besitzen, so bleibt sie darauf angewiesen, sich auf jene Wirkungen zu beschränken, deren Ursachen auf ihrem Wege, vermöge ihrer Methoden der Forschung gefunden werden können. Sie kann also auch nicht hoffen, sofern sie auf dem Wege ihrer Erfahrung vorgeht und es unterläßt, in andere Wissenschaften überzugreifen, eine Erklärung jener Erscheinungen zu finden, welche für den Bestand der Welt und der darauf wohnenden Menschheit in irgend einem gegebenen Zeitpunkt maßgebend wären.

Wenn aber das Forschungsgebiet der eigentlichen Geschichte nicht alle Aeußerungen und Wirkungen des Welt- und Menschenlebens umspannt, sondern nur auf gewisse Erscheinungen beschränkt sein kann, so wird man schon auf dem analytischen Wege der Ausschließung alles dessen, was nur durch mathematische, naturwissenschaftliche, philologische und andere Methoden verstanden werden kann, zu einer richtigeren Vorstellung von dem, was die eigentlich historische Untersuchung zu leisten hätte, gelangen. Es ist aber klar, daß die einzelnen Wissensgebiete nicht bloß negativ begrenzt werden dürfen, sondern daß auch die positiven Momente ihres Inhalts festzustellen sind.

Welche Erscheinungen nun der Historiker zu erklären unternimmt, geht aus den ihm zu Gebote stehenden Erkenntnißquellen hervor. Im Allgemeinsten handelt es sich dabei um Wirkungen, welche von Menschen, und in einer Zeit ausgegangen sind, in welcher sie selbst für absichtliche Ueberlieferung ihrer Handlungen gesorgt haben, aber da auch nicht alle überlieferten Handlungen in Betracht kommen, sondern nur solche, welche für den gesellschaftlichen Charakter des Menschen entscheidend sind, der gesellschaftliche Zustand aber nicht unter allen Umständen, sondern nur in der Erscheinung als Staat sich der geschichtlichen Forschung eröffnet, so darf man sagen, die Aufgabe der Geschichte ist in erster Linie auf den Staat gerichtet und das Gebiet ihrer Thätigkeit wird durch das staatliche Moment gegen die anderen Wissenschaften hin abgegrenzt.

So weit darf man vielleicht hoffen, durch die Reihe der Schlüſſe eine allgemeine Uebereinſtimmung erzwingen zu können, und im allgemeinen dürfte der ſtaatsgeſchichtliche Charakter unſerer Wiſſenſchaft nicht abgeleugnet werden. Es reicht aber nicht hin, eine Einſchränkung auf das ſtaatliche Moment überhaupt zu machen, wenn man nicht vermöge der weiten Ausdehnbarkeit des Begriffs vom Staat wieder in die Reihe von Vorſtellungen zurückverfallen will, welche eben ausgeſchloſſen worden iſt. Denn wer den Staatsbegriff in vager Allgemeinheit faſſen wollte, müßte nothwendig wieder mit dem erſten Menſchenpaar beginnen und käme im ſchönen Zirkel bei der Geſchichte der Menſchheit wieder an, die wir ſoeben als kein beſonderes Forſchungsziel einer einzelnen Wiſſenſchaft erkannt haben. Man wird demnach auch bei der Beſchränkung unſerer Aufgaben auf den Staat nicht abzuſehen vermögen von den individuellen Erſcheinungen, deren Geſchichte zu erforſchen iſt. Es giebt ohne Zweifel eine Geſchichte von Japan, wie von Abyſſinien und Haiti und ſicher iſt es nur eine ſtille Vorausſetzung, wenn wir bei dem Worte Geſchichte zuerſt an uns, an unſeren Staat oder an jene Gruppe von Exiſtenzen denken, welche uns und unſerem Staate verwandt ſind und uns wenig darum bekümmern, daß es große Staaten gibt, die eine an ſich ebenbürtige Geſchichtswiſſenſchaft beſitzen mögen.

Daß die Forſchung eine nähere und entferntere Verwandtſchaft ſtaatlicher Geſchichten ſchon ſeit langer Zeit erkannt und nachgewieſen hat, und daß demnach auch die Geſchichtſchreibung ſtets bald einen allgemeineren, bald einen ſpezielleren Charakter annahm und mit Recht auf eine weitere Verallgemeinerung dringt, ſteht ſicher nicht im Widerſpruch mit dieſen Sätzen, ſondern ergänzt dieſelben in erwünſchter Art, denn wie der Nachweis größerer oder geringerer Verwandtſchaft von Völkern als ein Reſultat der Sprachforſchung ſich ergab, lag auch die engere und weitere Betrachtung ihrer geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Verhältniſſe im nächſten Bereiche der Geſchichtsdarſtellung. Wenn Ranke die völlige Gemeinſamkeit der ſtaatlichen Erſcheinungen in den romaniſchen und germaniſchen Völkern der modernen Zeiten als ein großes Reſultat feſthalten konnte, ſo braucht man nicht zu zweifeln, daß die Erfahrungswiſſenſchaft noch manche andere Beziehungen zwiſchen Völkern und Staaten erkunden mag,

von welchen heute noch keine klare Einsicht vorliegt. Nur dürfen die angestrebten Resultate, auch wenn sie noch so sehr wahrscheinlich scheinen würden, nicht als Prinzip für eine einheitliche Auffassung verschiedener Geschichten vorausgesetzt werden, wenn man den Weg erfahrungsmäßiger Betrachtung nicht abermals verlassen will.

Die Begrenzung der Wissenschaft in Raum und Zeit auf das staatsgeschichtliche Gebiet menschlicher Handlungen und Wirkungen könnte indessen kaum als ein erheblicher Gewinn betrachtet werden, wenn derselben nicht eine wesentliche Vertiefung der Untersuchung in Hinsicht der Beurtheilung und der Erforschung bestimmter Werthe der Erscheinungen zur Seite treten würde. Sollte unsere Wissenschaft auf die Entdeckung von Werth und Unwerth, indem sie sich als Erfahrungswissenschaft gestaltet, ein- für allemal verzichten, so könnte es eine große Frage sein, ob es nicht nützlicher gewesen wäre, bei den philosophischen Voraussetzungen zu bleiben und den Roman im Sinne Kants oder im Sinne der beiden Staaten Ottos von Freising oder des einen Staates Augustins mit ungeschwächten Kräften fortzusetzen. Wir sagen, es könnte zweifelhaft werden, ob nicht der größte Theil der Menschen für das Danaergeschenk einer Geschichte dankte, welche die Illusion zerstört hat, um nichts zu wissen, als von Stößen, Drangsalen und pergamentner Lüge, womit sich unsere Vordern so gut wie wir gequält haben.

Hier haben wir eine wahre und eingreifende Gefahr zu erkennen gemeint, wenn unsere historiographische Entwickelung das letzte Maß, wie es noch Schlosser aus teleologischer Voraussetzung einer stark auf das Moralische gerichteten Philosophie entnahm, über Bord geworfen haben sollte und nichts mehr übrig wäre, als der „heilige Brennen" des „Pergaments".

Was über die Werthbeurtheilung, welche die heutige Wissenschaft anstrebt, noch zu sagen wäre, ist in wenig Sätze zusammenzufassen. Man darf vor allem nicht daran denken, daß es sich dabei um die Entdeckung irgend eines ganz besonders tiefen Weltgeheimnisses, oder etwa eines Weltgesetzes handle. Nein! was dem Historiker unentbehrlich ist, das ist ein Richtmaß — nicht aller Dinge — sondern einer gewissen Reihe in bestimmter historischer Zeit zu Tage tretender Erscheinungen. Nur durch solche Werthmesser vermag er Staaten,

Zeiten, Perſonen mit einander zu vergleichen; und es kommt dabei eigentlich weit weniger auf die Schwierigkeit an, ſolche Grundſätze zu finden, als ſie muthvoll zu vertreten und anzuwenden. Die Zahl der Beiſpiele aus dem politiſchen, ſozialen und geiſtigen Leben der Völker, welche beweiſen, daß man ohne eine beſtimmte Ueberzeugung vom Beſſern und Schlechtern nichts beurtheilen kann, drängt ſich überall heran. Wer die Ueberzeugung hätte, daß die Erfindung der Eiſenbahnen ein Unglück für die Menſchen geweſen ſei und daß es beſſer geweſen wäre beim Zufußgehen zu bleiben, für den kann nun einmal, wenn er ſich auf das Gebiet der Geſchichte begiebt, kein Auskunftsmittel gefunden werden; er wird immer, wenn er den nöthigen Muth dazu hat, die Leute zu tadeln haben, welche dieſes Teufelswerk jemals beförderten. Janſſen hat in unſern Tagen den nicht übel mißlungenen Verſuch gemacht, unſere ſämmtlichen Werthbeurtheilungen ins Gegentheil verwandeln zu wollen. Wer nicht im Stande iſt, ſein ganzes Prinzip über den Haufen zu rennen, der wird ohne Zweifel vergeblich über die Tugenden und Laſter der Reformatoren mit ihm ſtreiten.

So ſicher nun jede Zeit, wie jeder Menſch, den vollen Anſpruch hat, ſo genommen zu werden, wie ſie wirklich war, ſo wenig kann man dem Geſchichtſchreiber beſtreiten ſein Urtheil darnach zu formuliren, was er ſelbſt für das Richtige hält.

Daß die Forſchung auf erfahrungsmäßigem Wege zur Erkenntniß abſoluter Werthe menſchlicher Dinge im Staat und in der Geſellſchaft je gelangen könnte, iſt ſehr unwahrſcheinlich und ſie muß ſich daher begnügen, die relativen Maßſtäbe feſtzuhalten, mittelſt welcher eine Thatſache an der andern, ein Ergebniß an dem andern, eine Urſache an der andern abgeſchätzt werden kann. Die Werthbeurtheilung verlangt aber vor allem die Erkenntniß der handelnden Perſonen und ihrer Motive. Vom Standpunkt der kritiſchen Unterſuchung iſt es die Motivenforſchung, auf welche nach dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft zunächſt alle Geſchichtsfragen überhaupt hindrängen. So unmöglich es iſt, aus den Rauchwolken eines Schornſteins die Pferdekräfte zu ermeſſen, die in einer Maſchine thätig ſind, ſo gewiß kann die bloße Betrachtung der äußern Thatſachen der Geſchichte keine Handhabe zu einer Beurtheilung der Dinge geben.

Es wird eine Reihe feinerer und tieferer Untersuchungen nöthig sein als die, welche gemeiniglich den nackten Thatbestand zu sichern streben, wenn man hier zum Ziele kommen will. Es fehlt zur Zeit an einer allseitig genügenden Methodologie. Es ist kaum daran gedacht worden, planmäßig und systematisch an eine neue Einschätzung des überlieferten historischen Stoffes zu schreiten. Doch sind es nicht etwa neue Wege wie sie von den Kulturhistorikern und Naturforschern anempfohlen werden, welche man betreten müßte. Wahrlich dürfte man nicht glauben, daß hier Ueberraschungen bevorstehen können und werden. Es soll vielmehr in einigen nächsten Abschnitten gezeigt werden, daß alle die Versuche, den innern Gang der Geschichtsforschung zu durchbrechen, lediglich zu Abwegen und Irrthümern geführt haben.

Was noth thut, liegt vor vielen Augen klar zu Tage. Die hervorragendsten Geschichtschreiber arbeiten in stiller Kammer mit vollem Bewußtsein an der Feststellung der wahren geschichtlichen Maßstäbe, was fehlt, ist nur die Anerkennung der Nothwendigkeit einer kritischen Schulung auch nach dieser Seite hin.[1]

---

[1] Die voranstehende in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften zuerst erschienene Abhandlung hat eine überaus lehrreiche und dankenswerthe Besprechung in Jahresber. der Geschichtswissenschaft I. 631 ff. von J. G. Droysen in Berlin erhalten. Wie der kundige Leser bemerken wird, sind infolge der Einwendungen des Mannes, welcher, wie wenige, die Prinzipienfragen der Historik beherrschte, einzelne Theile geändert und vielleicht besser formulirt worden. Einer Verwunderung darüber wird es indessen gestattet sein Ausdruck zu geben, daß Wegele, in der Geschichte der Geschichtschreibung S. 1062, den Aufsatz citirt hat, aber ohne irgend eine auch nur geringfügigste Einwendung dagegen die Stellung Schlossers (auf den letzten Seiten des Werkes) und die Einreihung desselben in den ganzen Gang der Litteratur in den nur erdenklichsten Gegensatz zu den darin ausgesprochenen Anschauungen gestellt hat. Wer sich dem Buche von Wegele künftig vertrauen würde, könnte mich leicht als einen Gewährsmann citirt glauben für eine Beurtheilung und Anschauung, gegen die meine ganze Abhandlung ein selbstredender Protest ist. Da auch von anderer Seite, wie ich aus der von Herrn Prof. Maurenbrecher vor kurzem in Leipzig gehaltenen Antrittsvorlesung ersehe, die Arbeit ignorirt und über Schlosser so geredet wird, als wenn meine Ausführungen auch nicht der leisesten Beachtung würdig wären, so durfte ich wohl diese neue Veröffentlichung derselben für nicht überflüssig erachten. Wie sehr ich mich an der markigen, in Einfachheit und plastischer Sicherheit gezeichneten Darstellung v. Treitschkes Deutsche Geschichte III. S. 696 zu erfreuen habe, leuchtet dagegen ein. Es ist eine angenehme Sache, namentlich in einer so eminent geschichtslitterarischen Frage, die so vielen Staub

Die Pforte zu einer neuen über die philoſophirende Geſchichtſchreibung hinaus fortſchreitenden Bahn iſt längſt eröffnet, ſie braucht nicht eingeſtoßen zu werden, aber woran es mangelt, iſt zuweilen die Einſicht in die prinzipiellen Fragen und die klare Orientirung über die wahren Aufgaben, die noch zu erfüllen wären. Indem man in früheren ethiſch und philoſophiſch angeregteren Perioden von der Geſchichtſchreibung zuweilen mehr erwartete, als dieſe Wiſſenſchaft überhaupt zu bieten vermag, wurde auf der nächſtfolgenden Stufe der Entwickelung der raſtloſeſte Fleiß und die ungeheuerſte Rührigkeit ausſchließlich dem Bau und der Ausſchmückung der Vorhallen des Tempels zugewendet, ohne anerkennen zu wollen, daß ein großes, ſteinernes, prachtvolles Treppenhaus noch kein Wohngebäude iſt.

---

aufgewirbelt hat, mit Herrn v. Treitſchke ſich in voller, gerade die Tiefe der Sache treffender Uebereinſtimmung zu wiſſen.

II. Abſchnitt.

Die politiſche Geſchichtſchreibung.

(Fr. Chr. Dahlmann.)

Es waren bis auf die neueste Zeit vorzugsweise ethische Gesichtspunkte, welche in der Geschichtschreibung vorgeherrscht haben. Der geschichtlichen Erkenntniß der Dinge einen Selbstzweck zuzuschreiben, das historische Studium als eine sich selbst genügende und in sich ruhende Wissenschaft zu empfinden, schien lediglich das Eigenthum vereinzelter Geister sein zu können. Sowie der Historiker aus sich selbst heraustrat und sich an sein Publikum wendete, entstand das Bedürfniß, Belehrungen über gewisse, dem Menschen unentbehrliche Probleme zu liefern: über die göttliche Weisheit in der Regierung der Welt, über die menschliche Natur und ihre Civilisation, über die Bedingungen des Staates und der Kirche. Selbst in den dürftigsten Ueberlieferungen vergangener Zeiten versteckte sich ein lehrhaftes Moment. Sobald die Erzählung vergangener Ereignisse den kindlichen Charakter des Mährchens abgestreift hatte, suchte sie ihren Werth durch Beziehungen zu solchen Fragen zu beweisen, welche das praktische Leben stellt. Das geschichtliche Interesse ist seit Moses nie etwas anderes gewesen, als eine rückwärts schauende Gegenwart.

Unter diesen Umständen gestattete die Geschichtschreibung nirgends von den bestehenden Verhältnissen, aus denen sie hervorgegangen ist, abzusehen. Durch viele Zeiträume hindurch war sie eine reine Dienerin anderer Aufgaben und in den meisten Wissenschaften hat sie auch heute noch eine Stelle im Vorsaale des Tempels. Wenn sie seit hundert Jahren mehr hervortrat, sich selbständiger und siegesgewisser geltend machte, einen eigenen Hausstand gründete, so dankte sie dies erst dem allumfassenden Interesse, welches die Philosophie erwirkte und

nachher dem Bedürfniß politischer Einsicht, welches der freie Staat und die Selbstregierung der Völker zeitigte.

Es giebt eine Gruppe unter den älteren deutschen Historikern, welche in der Mitte der philosophischen Bewegung stehen und nicht einen Augenblick von einander getrennt werden können, Schiller, Schlosser, Johannes von Müller, und wieder andere, welche mit der Lehre und Praxis der Politik unlösbar verbunden sind, wie Schlözer und Dahlmann. Erst nach diesen allen folgt eine Epoche in der Geschichtschreibung, welche den Versuch macht, nichts zu lehren, nichts beweisen zu wollen, und nur zu zeigen, wie die Dinge waren und wie alles gekommen ist. Der Hervorragendste unter denen, welche dieser letzteren Aufgabe rein genügen wollten, hat mit einem Anflug von Ironie einmal bemerkt, so großer Dinge, wie man sie sonst mit der Geschichtschreibung zu verbinden pflegte, wollte er sich nicht unterwinden.

Wer die neuere Geschichtschreibung sachgemäß und auf ihre geistigen Grundlagen hin zu periodisiren verstände, der müßte für das letzte Jahrhundert drei große Richtungen anschaulich zu machen wissen, die philosophische, die politische und die historisch-kritische. In den Bahnen des historischen Kriticismus oder des kritischen Historismus bewegt man sich heute, aber dem starken Selbstgefühl dieser Richtung treten leise Zweifel entgegen. Die ersten Angriffe kulturhistorischer und naturgeschichtlicher Auffassungen mögen mißlungen sein, aber sie sind vorhanden und ziehen weite und weitere Kreise. Innerhalb der historischen Schule achtet man das Gewicht des Anwurfs nicht, und meint mit leichter Mühe darüber hinwegzukommen, aber im Zentrum aller Denkungsweise steht in unseren Tagen die Naturwissenschaft, wie vor hundert Jahren die Philosophie.

Damals herrschte die Philosophie über die Theologie, Jurisprudenz und Naturlehre unbedingt und schickte sich an, auch von dem großen Gebiete gesellschaftlicher und staatlicher Erfahrungen Besitz zu ergreifen. Nichts ist für die unumschränkte Herrschaft Kants bezeichnender, als die oft beneidete Sicherheit, mit welcher Schiller von seinem historischen Lehrstuhl Besitz ergreifen konnte. Mochte das Spezialwissen mitleidsvoll auf die Kenntnisse des Dichters herabblicken, an der Hand der Kantschen Lehre vermochte er Fragen auf-

zuwerfen und Aufgaben zu stellen, welche die Historie nicht mehr von der Hand zu weisen vermochte. Das philosophische Zeitalter war zu mächtig, als daß die Antwort darauf zu verweigern gewesen wäre, zu welchem Ende man Universalgeschichte studire. Es folgte eine unendliche Reihe von Versuchen, das historische Räthsel durch große bändereiche Werke zu lösen. Der Inhalt der Weltgeschichte vergrößerte sich immer mehr. Geist und Natur wurden Objekte der historischen Forschung. Sprache, Litteratur und Naturwissenschaft schienen sich vereinigen zu müssen, um das ganze Problem zu lösen. Es wurde als selbstverständlich betrachtet, daß die Geschichte der Menschheit mit der Periode des Affenthums beginne, und merkwürdig genug hat man es heute vergessen, daß eigentlich Herder der erste historisirende Darwinianer war.

Es bezeichnete eine Wendung in der Geschichtsauffassung, als man sich zu besinnen begann und den Staat im strengen Sinn des Wortes als das Objekt der Erforschung erkannte. Diese Wendung hat wesentlich Dahlmann herbeizuführen geholfen. Er hat die natürliche Verbindung von Geschichte und Politik in ihr Recht wieder eingesetzt und zu allgemeiner Geltung gebracht. Hierin liegt seine wenig erkannte Bedeutung; an dieser Stelle findet er seinen unbestreitbaren Platz in der Historiographie. Er hat so äußerst wenig geschrieben, daß ihn heute die kleinsten Geister in Ansehung des Umfangs der Werke und Publikationen übertreffen; man dürfte ihn in der historischen Litteraturgeschichte mit zehn Zeilen abfertigen, wenn man nur davon spräche, was er Bleibendes in der eigentlichen Geschichtsforschung gethan hat. Wer ihn bloß vom Standpunkte des gelieferten Stoffes in der Wissenschaft behandelt, wird immer nur ein Bild entwerfen, welches den Eindruck eines wohlwollenden Protektorats zu machen geeignet ist. Weil er bei allerlei merkwürdigen Begebenheiten eine Rolle gespielt hat, läßt man ihn auch als Gelehrten gelten, bemüht man sich wohl auch seine historischen Werke in das möglichst beste Licht zu setzen. Man nimmt die Miene einer sonst wenig geübten Milde und Nachsicht an, und bringt es noch fertig, einige seiner Geschichtsbücher mit freundschaftlicher Bewunderung zu nennen, während man unter anderen Umständen höchstens von Arbeiten eines eifrigen Dilettanten sprechen würde. Man thut ihm nach dieser Seite zu

viel des Guten, weil man nach der andern Seite seine wahre Bedeutung nicht kennt, oder nicht anerkennen mag.[1]

Nur wenn man ihm seine richtige Stelle in der Entwickelung der Geschichtswissenschaft anweist, darf man hoffen, sein Andenken dauernd zu sichern. Leute, wie Schlosser und Dahlmann können nicht von einem Schulstandpunkt gewürdigt werden. Sie haben als Marksteine der geschichtlichen Erkenntniß Bedeutung; und man muß für die merkwürdigen Relationen der Wissenschaften untereinander einiges Verständniß mitbringen, um ihnen gerecht zu werden. Es kann niemand verwehrt werden, sich über Schillers historische Irrthümer zu erheitern, oder über Dahlmanns englische oder französische Revolution zu spötteln, aber dem einen und dem andern wird damit nichts von der Wirkung genommen, die beide übten und nachwirkend üben. Dahlmann gab seiner Geschichtschreibung eine Tendenz auf die Politik, wie Schlosser ihr eine solche auf die Ethik gegeben hatte und diese Tendenzen machten beide unvergeßlich. Es giebt immer Tendenzen in der Welt, von welchen der Vorwurf des Tendenziösen so abprallt, wie die Bohnen, mit welchen der Knabe gegen den Schiffspanzer wirft. Die Größe Dahlmanns ruht in seinen Tendenzen, denn seine Tendenzen waren wissenschaftlich berechtigt.

Eigenartig, autodidaktisch, unzusammenhängend und schulwidrig

---

[1] Die trefflichen Reden von Waitz und Weiland zur Feier von Dahlmanns Geburtstag — anderes zu dieser Zeit Erschienenes beruht zu ausschließlich auf Springers Biographie — sind mir erst nach der Konzeption meiner Arbeit bekannt geworden und enthalten vieles Bessere, als das, was ich zu sagen wußte. Namentlich konnte ich ja nicht mit der persönlichen Anschaulichkeit des Bildes von Waitz konkurriren. Ich unterscheide meine Darstellung jedoch durch eine stärkere Anlehnung an die ältere Abhandlung v. Treitschkes und bin durch die Rücksicht nicht gehemmt worden, Dahlmann als einen großen Geschichtsforscher betrachten zu müssen, was er niemals war. Hier waren ihm Hunderte von Vorgängern und Zeitgenossen überlegen. Es kommt also vielmehr darauf an seine politisch-wissenschaftliche Bedeutung genau zu charakterisiren und zu zeigen, wo seine epochale Stellung in der Historiographie zu suchen sei, was in den folgenden Zeilen geschehen soll. Nur über diesen Punkt hatte ich einiges in einer Rede gesagt, welche ich in Jena zur Zeit der Geburtstagsfeier gehalten habe. Der auf das Jahr 1848 bezügliche Theil meines Aufsatzes enthält einige auf das Verhältniß von Friedrich Wilhelm IV. zu Dahlmann und zur Kaiserfrage bezügliche Stellen, die auf besonderen und, wie ich glaube, guten Informationen beruhen.

ist Dahlmann zu seinen geschichtlichen Studien gekommen, und ganz auf sich selbst gestellt, hat er sich einen neuen Weg gebahnt. Er war nur wenige Jahre jünger, als Schlosser, aber seine ganze Entwickelung zeigt nicht den leisesten Anhauch philosophischer Einwirkungen. Die Generation, der er angehörte, stand nicht mehr unter dem alles beherrschenden Szepter der Kantschen Lehre. Er war im selben Jahre mit Jakob Grimm geboren. Niebuhr, der ihm Freund, Vorbild und Gönner war, und Friedrich August Wolf repräsentirten eine für sich bestehende, abseits der philosophischen Welt liegende Richtung. Niebuhr war neun Jahre, Friedrich August Wolf, der im selben Jahre wie Schiller geboren wurde, dreiundzwanzig Jahre älter wie Dahlmann. Als Dahlmann in Halle Wolfs Schüler war, saß auch August Boeckh zu dessen Füßen. Schleiermacher entwickelte hier seinen versöhnenden Standpunkt in der Philosophie und sein Kolleg über theologische Encyklopädie wurde auch von Dahlmann besucht. Der deutsche Kreis von gelehrten Männern, zu welchen der junge Dahlmann in Beziehungen getreten war, lebte und webte in klassischer Alterthumswissenschaft. Wiewohl er den größeren Theil seiner Studienzeit in Kopenhagen zugebracht hatte, wo die Schule des Philologen Heyne vertreten war, so übte doch Halle den entscheidendsten Einfluß auf Dahlmanns geistiges Wesen.

Den Mittelpunkt einer neuen Kritik, wesentlich von derjenigen unterschieden, welche von Königsberg ausgegangen war, bildete Friedrich August Wolf. Die Philosophie wurde hier entthront oder wenigstens ihrer ausschließlichen Herrschaft beraubt, die zentrale Stellung in den Wissenschaften ging an die Philologie über. Wenn im Gebiete der Historie Herder und Schiller auf die Probleme der Philosophie zurückgriffen, wenn Schlosser die Geschichte als eine ethische Disziplin behandelte, so vertraten Niebuhr, Boeckh und Dahlmann den Standpunkt völliger Emanzipation. Die Alterthumswissenschaft schloß sich ab, die Philologie erfüllte sich mit einem neuen, viel größeren Inhalt, und wurde bald darauf von Boeckh recht eigentlich als eine Konkurrenzwissenschaft der Philosophie definirt.

Wenn der belebende Einfluß des kritischen Geistes der neuen philologischen Richtung an einem großen Beispiel deutlich gemacht werden wollte, so dürfte man auf das Verhältniß von Dahlmann zu

Friedrich August Wolf verweisen, auf die merkwürdige Thatsache, daß einer unserer bedeutendsten historischen Denker lediglich aus einer philologischen Schule, aber freilich einer solchen von der Richtung F. A. Wolfs hervorgehen konnte. Mag die geistige Ahnentafel auch noch manches andern neuern Historikers ähnliche Verwandtschaft erkennen lassen, für Dahlmann ist es charakteristisch, daß er überhaupt niemals eine historische Vorlesung gehört hat, daß ihm das, was man heute historischen Unterricht nennt, etwas völlig Unbekanntes war.

Indem er sich mit dem Ursprung der athenischen Komödie beschäftigte, an eine Uebersetzung des Aristophanes dachte und sich für ein philologisches Lehramt in Kopenhagen vorbereitete, entschlüpfte ihm gelegentlich in einem Briefe an Wolf auch der Gedanke an die Historie. Sie fällt ihm aus dem Begriff der klassischen Alterthumswissenschaft als reife Frucht heraus.

Als er aber wenige Jahre später daran ging, die geschichtlichen Momente zunächst im griechischen Alterthum thatsächlich aufzusuchen, entwickelt sich ihm ein wesentlich neuer Begriff der Historie hauptsächlich aus der Betrachtung und Beurtheilung der antiken Schriftsteller.

Eine bestimmte und klare Erklärung über diesen innern Fortschritt seines Denkens gibt Dahlmann selbst aber erst im Jahre 1820, d. h. also in seinen 35. Lebensjahr — auf der vollen Höhe seiner Entwickelung: „Mein Gedanke — sagt er — ist nicht allein Geschichte zu geben, sondern zugleich Politik zu lehren und über das Völkerrecht zu unterrichten. Nicht zwar nach theoretischen Grundsätzen, aber ich möchte zeigen, wie man praktisch die wichtigsten Aufgaben der Staatskunst gelöst hat, mehr oder weniger glücklich; ich möchte an der Praxis wenigstens einige Haupttheile der Theorie entwickeln".

So war aus dem Alterthumsforscher der Historiker geworden.

Gewiß will es in dieser Beziehung wenig besagen, daß Dahlmann seit einer Reihe von Jahren angefangen hatte, auch den Schriftstellern des Mittelalters seine Liebe zuzuwenden, daß er Beziehungen und Stellung zu der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde nahm, daß er mit dem Freiherrn v. Stein und mit Büchler über die Herausgabe der Monumenta Germaniae verhandelte,

— alles dies würde ja nicht nothwendig auf eine innere Veränderung seiner antiquarischen Anschauungen schließen lassen. Man brauchte darin nur ein erweitertes Interesse und eine universellere Lektüre zu erkennen, als sonst dem Philologen eigen war.

Aber Dahlmann hatte die Aufgabe der Geschichte bereits in einem ganz anderen Sinne und nach einer bestimmten Seite politischer Instruktion erfaßt. Er verehrte Schlözer, welcher, wie er sagte, die blinde, engherzige Verehrung des Alterthums in die Schranken gewiesen hätte. Ihn rühmte er jetzt deshalb vorzugsweise, „weil er die ersten tiefen Blicke in den Handel und das Kolonialsystem der Alten gethan, die größern neuern Staatsverhältnisse entfaltet habe und in den Staatsanzeigen auf das Recht der Gegenwart drang".

Von dieser geläuterten Anschauung war nur ein Schritt zu der Erkenntniß der allseitigen Ueberlegenheit des modernen Staatswesens gegenüber dem der alten Völker; schon erhebt sich der Schüler Friedrich August Wolfs zur höchsten Verehrung von Alt-England; bald erscheint ihm die überwältigende Größe der englischen Verfassung als die gezeitigte Frucht aller historischen Entwickelung: „Wir verdanken dem Muster Englands — sagt er — unbeschreiblich viel im Leben, vieles auch in der Wissenschaft, am meisten in der Geschichte, die nur aus dem (wirklichen) Leben Gedeihen erwartet".

Auf solche Weise erbaute sich in dem fortschreitenden Geiste Dahlmanns ein System von politischer Historie, oder wie andere sagen, von historischer Politik. Dieser merkwürdige Uebergang in der Gedankenwelt des Alterthumsforschers ist bei weitem nicht genügend bezeichnet worden. Der große Schritt, welchen Dahlmann in ganz eigener und eigenthümlicher Weise über die engere Anschauung des dominirenden Klassizismus in die weite Welt der politischen Forschung gemacht hat, ist kaum in seiner allgemein historiographischen Bedeutung erkannt worden. Die Lebensnachrichten von den inneren Kämpfen dieses starken und verschlossenen Geistes, selbst die Mittheilungen über Studien und Lektüre desselben sind zu dürftig, um ein volles Bild des mühsamen und verhältnißmäßig langsamen Weges zu entwerfen, auf welchem ein von dem Ausgangspunkt fast völlig verschiedenes Ziel erreicht worden ist.

Man sollte vermuthen, daß dieses Fortschreiten von den Forschungen über das klassische Alterthum zu der Würdigung der modernen Staatskunst ursprünglich auf das Studium Platos und Aristoteles zurückgeführt werden könnte. Es liegen aber starke Anzeichen vor, daß Dahlmann sich nur wenig mit der griechischen Philosophie beschäftigt habe. Er war so sehr ein Feind aller spekulativen Richtungen, daß ihm Platos Lehre vom Staate immer unsympathisch geblieben ist. In seinen historischen und politischen Schriften finden sich Andeutungen, welche den schärfsten Gegensatz gegen die spekulative Konstruktion des Staates erkennen lassen. Die starken Angriffe Dahlmanns gegen die Utopia von Thomas Morus lassen sich unschwer auch auf die Platonische Republik deuten. Anders ist allerdings das Verhältniß unseres Denkers zu Aristoteles, von welchem gewisse Grundbegriffe unbedingt acceptirt worden sind; allein man könnte die Behauptung wagen, daß Dahlmann dennoch des großen politischen Grundbuchs Aristotelischer Philosophie, besonders nach Seite der Methode, nicht vollkommen Herr geworden war.

Die griechische Philosophie überhaupt, dies wird man zugestehen, war es unter allen Disziplinen der klassischen Philologie am wenigsten, was Dahlmann zum Politiker gemacht hat. Man muß eine andere Bahn aufsuchen, um hinter das Geheimniß seiner Wandlung zu kommen.

Bei oberflächlicher Betrachtung möchte man geneigt sein, dem äußern Lebensgange Dahlmanns eine bestimmende Rückwirkung auf seine innere Beschäftigung mit den politischen Fragen der Gegenwart und Vergangenheit zuzuschreiben, aber die Chronologie seiner wissenschaftlichen Arbeiten und seiner praktischen Bethätigung in der Politik läßt keinen Zweifel, daß er seine veränderte Richtung wesentlich und zuerst aus theoretischen Studien gewonnen habe. In einer seiner ersten politischen Abhandlungen: „Ein Wort über Verfassung", macht Dahlmann die höchst merkwürdige Bemerkung, daß „die Griechen und Römer den Zeitpunkt, in dem es gut gewesen wäre zur Monarchie überzugehen, mißkannten und diese überhaupt nie mit Liebe umfaßten."

Dieser Gedanke tritt uns in dem System der Anschauungen jener Zeit fast unvermittelt entgegen, er erscheint von dem Standpunkt eines richtigen, taciteisch geschulten Philologen wie eine arge

Ketzerei. Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken, als den wüsten Idealismus, in welchem die Alterthumsforschung gerade in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts für die republikanisch reinen Epochen der Griechen und Römer schwärmte und dem gegenüber Dahlmanns nüchterne Erklärung, daß diese Völker den rechten Moment versäumt hätten, zur Monarchie zu gelangen. So sollte also diese als ein Fortschritt in dem Leben der Alten begriffen werden, während die klassische Orthodoxie forderte, daß man von Verfall, Zersetzung, Entartung sprechen müsse, wo in der griechischen und römischen Geschichte sich die Ansätze der Monarchie zeigen. Es war lange her seit man das Alterthum unter den Gesichtspunkten der römischen Kaisermacht zu erkennen und zu verstehen wußte; in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts dagegen erschien ein historischer Zweifel an der Vollkommenheit des griechischen und römischen Republikanismus als etwas höchst Singuläres, Sonderbares; erst viel später vermochte wiederum ein oder der andere fleißige Alterthumsforscher ein Buch unter dem Motto: „das Beste sei die Monarchie", zu schreiben. In Dahlmanns Jugend verlangte die Schule um so mehr das Vorrecht eines imaginären Kultus der antiken Freistaaten, je weniger man den Schüler für das öffentliche Leben erzog. Jeder klassisch gebildete Mann trug damals sein gymnasiales Impfungszeichen einer kleinen republikanischen Schwärmerei ungestraft an der Stirne, gleichwie in den Zeiten des Humanismus ein wenig heidnische Gelüste aus der klassischen Begeisterung zu saugen selbst bei der römischen Kirche unverwehrt war.

Dahlmann war viel zu ernst und strenge gegen sich selbst und seine Wissenschaft, als daß es ihm möglich gewesen wäre, die wichtige, schwere und eingreifende politische Frage über die Nothwendigkeit der Monarchie nur aus dem Gesichtspunkte eines schönen Phantasiegemäldes zu nehmen. Sein Sinn stand nach voller Werthschätzung des monarchischen Staates, er besaß eine tiefe monarchische Ueberzeugung, er nahm Partei für den monarchischen Willen, für die monarchische That. Es ist nicht leicht möglich, diese Grundstimmung von Dahlmanns Wesen auf bestimmte Eindrücke, Einwirkungen oder Umstände zurückzuführen, und es ist herzlich wenig gewonnen, selbst wenn man es vermöchte, gewisse politische Empfindungen gleich den religiösen auf

Vater, Mutter, Familie, Haus, Tradition und selbst Prädestination zurückzuführen. Nur insofern sich vorhandene Neigungen dieser Art zu begrifflicher Erörterung erheben, läßt sich eine Begründung für dieselben gewinnen. Wenn Dahlmann mit Aristoteles in der Familie die Grundform des Staates erblickte, so kam es eigentlich nur darauf an, in dem persönlichen Momente des Verhältnisses das eigentliche Typische des Staates und der Familie festzuhalten. Wem es nicht gegeben ist, den Begriff der väterlichen Gewalt in einer vagen Abstraktion zu verflüchtigen, wird immer Monarchist sein müssen, wenn er einmal den Aristotelischen Familienbegriff vom Staate ernstlich seiner Seele eingepflanzt hat. Allen Verallgemeinerungen und metaphysischen Spekulationen war Dahlmann von vornherein ganz abgeneigt, im Staat war ihm der leibhaftige Monarch, wie in der Familie der Familienvater das natürliche und von der Natur gesetzte Oberhaupt. Es ist daher begreiflich, wenn ihn das griechische Alterthum niemals und das römische nur sehr ungenügend politisch befriedigen konnte. Daß in der Entwickelung der römischen Verfassung die Monarchie erst zur rechten Geltung gelangte, als die Volksrechte und die Freiheit im Staate in Verfall gekommen waren, mußte als ein anormaler Verlauf der monarchischen Idee erscheinen; und während Dahlmann in der Ausgleichung von Monarchie und Volksfreiheit die Zielpunkte politischer Entwickelung suchte, fand er im Alterthum lediglich den Gegensatz der beiden Richtungen als den Abschluß einer hundertjährigen Entwickelung gegeben.

Wer sich, wie Dahlmann in erster Linie für das Verhältniß von Fürstengewalt und Staat, von Monarchie und Volksfreiheit interessirt, wird sich überhaupt bei der Geschichte der alten Völker nicht beruhigen können. Um die normale Entwickelung jener politischen Grundelemente historisch zu erforschen, wird man immer das Bedürfniß fühlen, zur neueren Geschichte Europas und insbesondere der germanischen Welt überzugehen. Kann man sich von der Vorstellung einer genetischen Entwickelung der Menschheit nicht lieber ganz befreien, so mag man zu einem System von Stufen und Vorstufen gelangen, in welchem die Griechen und Römer irgendwo ihr universalhistorisches Unterkommen gefunden zu haben pflegen. Aber schließlich muß auch diese Auffassung der Dinge dazu führen, die Vervoll-

kommnung, die Vollendung der staatlichen Verhältnisse des Alterthums in die moderne Zeit zu verlegen. Die politische Betrachtung führt auch auf diesem Wege zu den modernen Verfassungen, zu den modernen Staatseinrichtungen, und so war auch Dahlmann gleichsam unversehens von den Studien des klassischen Alterthums zu der Erforschung des germanischen Staatswesens und von diesem zu der Erkenntniß der englischen Verfassungsentwickelung getrieben worden. Aus einem klassischen Philologen wurde ein moderner Staatsmann.

Wenn in diesem inneren Fortschritt des historischen Denkens sich der logisch nothwendige Gedankengang nicht verkennen ließ, so traten in dem äußern Leben Dahlmanns mancherlei Umstände hinzu, welche ihm die Beschäftigung mit den Verfassungsfragen unserer Zeit nahe legten. Die napoleonische Gewaltherrschaft hatte alle Verhältnisse der kontinentalen Staaten umgeworfen. Nur das englische Staatswesen war innerlich unberührt geblieben. Die Zeit der Kongresse regte mehr als je zur Untersuchung des Problems der Monarchie in ihrem Verhältniß zu den Volksrechten und zur Volksfreiheit an. Praktische Fragen über den rechtlichen Bestand der holsteinischen Verfassung traten zu gleicher Zeit an den damaligen Kieler Professor heran. Schlözers Wort von dem „Recht der Gegenwart", welches sich dem Sinne Dahlmanns tief genug eingeprägt hatte, stellte unerbittliche, größere und umfassendere Forderungen an die historischen Studien desselben.

Indem aber der gewissenhafte Gelehrte seine politischen Aufgaben und Ziele historisch und methodisch zu lösen strebte, fehlte ihm eigentlich ein befriedigender Pfadfinder in der Litteratur. Nur eines stand in dem Geiste des neuen Geschichtsprofessors fest, daß kein politisches Lehrgebäude aus philosophischen Voraussetzungen aufgebaut werden und weder zu Platon noch zu Thomas Morus führen dürfe. Aus dem rasch entworfenen Aufsatz: „Ein Wort über Verfassung" war im Laufe der Jahre eine gereifte Untersuchung über die Politik im allgemeinen hervorgegangen, und das Werk, welches seinem Verfasser eine dauernde Stellung in der Litteratur sicherte, war vorzugsweise ein historisches, oder wie es Dahlmann selbst zutreffend betitelte: „Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt".

Dieses Buch, welches 1835 zuerst erschien, gedieh nie weiter als bis zu 328 weitläufig gedruckten Seiten eines ersten Bandes, und man fragt sich heute verwundert, wie es möglich war, daß dasselbe den unvergleichlichsten Einfluß auf Theorie und Praxis der Politik zu üben vermochte.

In gewissem Sinne darf man sagen, daß schon das Wenige, was Dahlmann darbot, unendlich viel mehr war, als was sonst in politischer Unterweisung gegeben zu werden pflegte. Das absolute Bedürfniß, aus dem Chaos historischer Einzelheiten zu einer geläuterten Ansicht von dem politisch Allgemeingiltigen zu gelangen, war eben so groß, als der Mangel an jeder kompendiösen Darstellung dieser Art in der deutschen Litteratur, und diese beiden Umstände vermochten genügend die große Verbreitung zu erklären, welche Dahlmanns Versuch fand. Aber in seiner Arbeit steckte etwas mehr. Der Vorzug des politischen Systems, welches in dem Werke gezeichnet war, lag vor jedem sehenden Auge darin, daß es auf historischen Thatsachen beruhte. Was es als Forderung des modernen Staates aufstellte, waren Zustände, welche geschichtlich bestanden. In dieser Richtung war die Wissenschaft der Politik seit Montesquieu nicht wesentlich höher entwickelt worden, und Montesquieu war durch die naturrechtliche und revolutionäre Staatslehre verdrängt worden. Jetzt knüpfte ein deutscher Forscher unverkennbar an Montesquieu an, so zwar, daß Bosheit und Einfalt, wie Treitschke stark aber richtig bemerkt, gegen ihn den Vorwurf eines bloßen Nachtreters erheben konnten.

Dahlmann selbst verhielt sich, indem er ein Mißverständniß dieser Art, wenn nicht fürchtete, so doch jedenfalls ahnte, so ablehnend wie möglich gegen Montesquieu und in der Feststellung des Thatsächlichen war er dem großen Franzosen vielfach überlegen. Für die Erkenntniß des geistigen Zusammenhanges der beiden politischen Denker ist aber der Vergleich ihrer Methode maßgebend. Wie Montesquieu, so gewinnt auch Dahlmann die Grundlage seines politischen Systems aus der Vergleichung. Alle Erörterungen über das Verfassungswesen mußten nach seiner wie nach Montesquieus Ueberzeugung auf drei historischen Punkten ruhen, Griechenland, Rom und England. Neben diesen Typen des verfassungsmäßigen Staates konnten französische oder deutsche Zustände nur zur Exemplifikation herangezogen wer-

den, sofern es sich um die Feststellung der Ziele der Entwickelung handelte.

Mit einem verhältnißmäßig sehr begrenzten und nach den heutigen Begriffen gänzlich veralteten Material hat es Dahlmann doch verstanden, einen ziemlich genauen Einblick in die englische Verfassung zu thun. Das praktische Handbuch von de Lolmes ist ihm dabei vielleicht am meisten zu Statten gekommen.[1]) Es schützte ihn wenigstens vor manchen Mißverständnissen der komplizirten englischen Verfassungsmaschinerie, deren genauere Kenntniß Dahlmanns Bewunderung wahrscheinlich sehr eingeschränkt haben würde. Wie schon v. Treitschke bemerkte, hatte Dahlmanns Verehrung für Charles Grey etwas Einseitiges, was auch damit zusammenhing, daß er den auflösenden Charakter der Reformbill in Rücksicht auf die historische Verfassung Englands kaum in seiner ganzen Tragweite erkannte. Indem er in dem Uebergang zu einem mehr repräsentativen System überall einen absoluten Vorzug der nothwendigen Entwickelung konstitutioneller Staaten erblickte, ahnte er in keinem Falle die Rückwirkungen davon in ihrer ganzen Ausdehnung. Sollte man überhaupt die schwache Seite von Dahlmanns historisch-politischen Deduktionen bezeichnen, so dürfte man vielleicht sagen, daß er den thatsächlichen Ereignissen überall zu viel Stabilität beizumessen geneigt war, und daß er den flüssigen und dynamischen Charakter der Geschichte unterschätzte. Seine Politik war eigentlich ein Versuch, die Geschichte der vorzugsweise politischen Völker — der freien Völker, sagte man im vorigen Jahrhunderte — an einer bestimmten Stelle, wie den Mühlgraben an dem Wehre, abzufangen und zu einer Doktrin zu verdichten.

Diese Doktrin nahm alsbald einen dogmatischen Charakter an, gleich den Lehrgebäuden, welche auf Rousseaus, Kants und Fichtes Ideen aufgebaut worden waren. Die Jurisprudenz hingegen fand in den Ausführungen des historischen Denkers zu wenig begriffliche Durcharbeitung und zu viel historische Kasuistik. Die Frage erhob sich, ob man auf dem eingeschlagenen Wege zu einer wirklichen Er-

[1] In der dankenswerthen neuen Ausgabe: Dahlmanns kleine Schriften und Reden, herausgegeben von Varrentrapp, vgl. S. 111—120. Es ist beachtenswerth, daß sich Dahlmann in der Frage vom Widerstandsrecht nicht auf De Lolme verlassen wollte, sondern Blakstone citirte.

kenntniß der politischen Wissenschaften gelangen werde. Was aber die Kritik dabei übersehen hat, ist dies, daß die Methode Dahlmanns durchaus nicht an dem Gebrechen litt, zu sehr historisch zu sein, sie war es vielmehr zu wenig. Gerade in seinen systematischen Ausführungen war dem dynamischen Charakter der Geschichte viel zu wenig Rechnung getragen worden. Wenn von manchen Seiten dem Buche Dahlmanns zu viel Geschichte vorgeworfen wurde, so zeigte sich nur, in welchem außerordentlich bescheidenen Maße die Staatslehre sonst von derselben Gebrauch gemacht hatte.

Es ist merkwürdig genug, daß man der Dahlmannschen Richtung in den politischen Wissenschaften die Prädikate einer historischen Schule beigemessen hat, während gleich der erste Satz seines Buches auf einer philosophischen Voraussetzung beruht, welche Aristoteles in die Welt gesetzt hat. Und hier darf man wieder sagen, daß in der ganzen Politik des griechischen Philosophen nicht ein einziger Satz weniger historisch begründet ist, als der von der Familie als dem Urtypus des Staatsbegriffs. Daß sich Dahlmann bestimmt fand, seinen Ausgangspunkt politischer Betrachtung einfach von Aristoteles zu entlehnen, obwohl man ihm sonst gewiß keine Vorliebe für die Philosophie zuschreiben durfte, beweist wohl am besten, wie wenig Muth und Entschlossenheit dem geschichtlichen Bewußtsein Dahlmanns zunächst noch innewohnte, um sich auf die eigenen Beine zu stellen.

Denn abgesehen davon, daß der Aristotelische Familienbegriff eigentlich nur etwas Typisches für den antiken Staat ist, und in der christlichen Familie der Familienvater doch nicht als Herr im Gegensatz zum Knecht bezeichnet werden könnte, so schöpfte Aristoteles seine Deduktion auch keineswegs aus irgend einer historischen Ueberlieferung. Die der Juden ist die einzige, welche das Hervorgehen des Staates aus der Familie geschichtlich behauptet, aber es ist ebenso gewiß, daß Aristoteles diese Quelle nicht kannte, als es ungewiß ist, ob Dahlmann derselben eine historische Beweiskraft zugeschrieben hätte.

So unterliegt es keinem Zweifel, daß der Ausgangspunkt des Dahlmannschen Systems nicht eigentlich historisch genannt werden kann. Wenn er im übrigen jede Erörterung über die Entstehung des Staates vermeidet, so eignet er sich auch in dieser Beziehung doch nur die Aristotelische Lehre an, nach welcher der Begriff des Staates

die schlechthin gegebene Erfahrung, oder Thatsache ist und nach der logischen Formel von dem Ganzen und den Theilen an den Anfang aller Dinge gestellt wird.

So weit ging Dahlmann also nicht in seinem Historismus, daß er sich nicht bestimmt um die philosophischen Grundlagen umgesehen hätte, welche seit Aristoteles für die politische Wissenschaft als maßgebend betrachtet worden sind. Es ist vielmehr, als wenn ihm die Geschichte gerade an dem Ende zu kurz geworden wäre, wo es sich darum handelte, den Staat in seinem Wesen und Ursprung zu erklären. Hier schien es vielmehr, als ob alle Mühen historischer Forschung seit Aristoteles vergeblich gewesen wären. Dagegen lag ein Fortschritt in der Erkenntniß der staatlichen Wirksamkeit nach innen und außen. Wenn Aristoteles den Staat wesentlich nur in seiner griechischen Gestalt und Auffassung seiner Politik zu Grunde zu legen vermochte, so stellt sich dem neueren Politiker in dem römischen Staat, in dem römischen und demnächst deutschen Kaiserthum ein Organismus von Gewalten, Rechten und Pflichten vor, von welchem Aristoteles zwar eine Ahnung hatte, aber diese doch nur in dem unbestimmten Umriß einer erst noch zu bildenden Monarchie auszusprechen vermochte. Die griechischen Republiken gestatteten in ihrem individuellen Sein und Leben nur eine geringe Erfahrung von den Beziehungen und Wechselwirkungen der Staaten untereinander. Auch das Wenige, was in dieser Beziehung aus der alten Geschichte zu entnehmen war, hat Aristoteles nur ziemlich oberflächlich gestreift. Hier vermochte Dahlmann einen wesentlichen Schritt über das System des alten Denkers hinaus zu machen und er sprach sich wenigstens theoretisch mit großer Kraft und Einsicht über die thatsächlichen und nie ruhenden Wechselbeziehungen zwischen Staaten und Staaten aus. Daß die Betrachtung des Staates immer etwas Einseitiges wäre, wenn man denselben nur als etwas Einzelnes, etwas für sich Seiendes auffaßte, dies war eine von Dahlmann mit voller Sicherheit erkannte Wahrheit. Er stellte hierüber in der Einleitung zur „Politik", im 16. und 17. Absatz die folgenden beherzigenswerthen Thesen auf:

„Der Staat ist aber nicht allein ein In Sich, er hat auch ein Neben Sich, die andern Staaten. Die Ausbildung auch dieses geselligen Verhältnisses ist eine beweisbare Aufgabe der Politik und steht

mit der innern Ausbildung in nothwendiger Wechselwirkung." „Darum zerfällt die Lehre vom Staat für den Darsteller in zwei Theile, die Lehre vom Staate für sich, im innern Bau und Leben betrachtet, und betrachtet als Glied der Staatengesellschaft."

In diesen Worten sind die eigentlichen historischen Fundamente der Politik aufgedeckt. Schärfer ausgedrückt darf man mit Dahlmann ohne weiteres sagen: Keine Verfassung ohne Wechselwirkung der Staaten. Das In Sich existirt nicht ohne das Neben Sich und kann also auch nicht als solches gedacht werden. Wenn man nun aber die von Dahlmann befolgte Methode in seinem Handbuch der Politik betrachtet, so wird man mit Erstaunen bemerken, daß er von seinen historisch unzweifelhaften Thesen gar keinen Gebrauch gemacht hat. Seine politische Lehre hat aus jenen Grundwahrheiten so gut wie gar keine Früchte und Vortheile gezogen. Und wenn sich eine Schule von Politikern, welche auf Dahlmann fußt, vorzugsweise als eine historische bezeichnet, so darf man behaupten, daß zwar das oberste historische Prinzip der Entwickelung im allgemeinen richtig bezeichnet, aber die Aufgabe, die sich aus demselben ergiebt, noch gar nicht in Angriff genommen worden ist.

Man wird dagegen einwenden, daß Dahlmanns Werk eben unvollendet geblieben sei, daß er in dem vorliegenden Bändchen lediglich die Lehre vom Staate „für sich selber" erörtert hätte. Allein es handelt sich nicht um eine bloße Ergänzung des halbvollendeten Systems. Eine Theilung des Gegenstandes in zwei verschiedene einander nicht durchdringende Hälften müßte ja überhaupt als unzulässig erkannt worden sein, wenn man einmal zugestand, daß der Staat nicht ohne das Neben Sich der andern Staaten gedacht werden kann. Statt die Koincidenzpunkte des In Sich und Neben Sich aufzuweisen, entfernt sich Dahlmann auf Grund einer abstrakten Analyse des Staates von der historischen Basis immer mehr und mehr. Erst behandelt er die Lehre vom Staate für sich selber, ohne sich im mindesten um die Wechselwirkung der Staaten zu kümmern. Dann theilt er wieder mit juristischer Logik seine Disziplin in zwei Theile, in die Lehre von der Staatsverfassung und die Lehre von der Staatsverwaltung. Mag hier im einzelnen noch soviel historisches Material verwerthet sein, mag sich in der Besonderheit ein tiefer Einblick in

die Geneſis der Dinge zeigen, dennoch wird ſich kein Geſchichtsforſcher bei den Gründen und Motiven beruhigen, welche für die Wandlungen im „Staate für ſich“ angeführt werden. Es drängt ſich vielmehr die Frage auf: durfte und konnte die Darſtellung auch nur in einem einzigen Stück des ſtaatlichen Lebens die Wechſelwirkung der Staaten ignoriren? Und dürfte eine ſo abgezogene Betrachtung der Politik noch eine hiſtoriſche genannt werden? In Dahlmanns Syſtem erſcheint die Wirklichkeit des Herganges immer nur von einer Seite beſehen, von der inneren, aber die wirkenden und treibenden Kräfte liegen überall in den ſogenannten äußeren Verhältniſſen. Es iſt, wie wenn jemand eine Biographie Goethes geſchrieben hätte, ohne zu bemerken, daß er in Weimar gewohnt und Miniſter war.

Die Erfahrung lehrt auf jedem Blatte der Geſchichte, daß der Staat für ſich weit mehr ein Produkt der Wechſelwirkungen, als des Lebens in ſich zu ſein pflegt. Dieſer Thatſache gegenüber erſcheint ſchon die Ariſtoteliſche Idee von der Uranfänglichkeit des Staates als eine ziemlich unglückliche Abſtraktion. Will man auf dem Grunde der Erfahrung und der Geſchichte ſtehen bleiben, ſo iſt nicht der Staat, die Familie das ſchlechthin Gegebene, ſondern es zeigt ſich unmittelbar und von Anfang an ein Nebeneinander der Staaten und Familien; ſie ſind entweder gar nicht oder als eine Vielheit vorhanden. Das Menſchenpaar im Paradies würde ſelbſt derjenige, welcher hier an Hiſtorie glaubt, nicht unter den Begriff der Familie zu ſetzen vermögen, und am wenigſten würde der Ariſtoteliſche Familienbegriff auf den paradieſiſchen Zuſtand paſſen.

Das erſte, was als hiſtoriſch begriffen wird, kann der Natur der Sache nach niemals ein bloßer Zuſtand ſein, ſondern wird überhaupt erſt durch die Handlung und Thätigkeit erkennbar; ſo kommen auch Staat, Familie, und ſelbſt jede thieriſche Vergeſellſchaftung nur in der Abſonderung von andern, alſo in dem Nebeneinander zur Geltung. Nicht ruhend, ſondern in der Bethätigung wird die Exiſtenz des Staates überhaupt erſt erſichtlich. Die Hiſtorie gelangt von dem Nebeneinander zu dem Fürſichſein der Staaten, nicht umgekehrt. Jede Methode, welche von der Wechſelwirkung abſieht, iſt daher im Grunde das gerade Gegentheil der Geſchichte, und kann nur zu einem Ergebniß doktrinärer Art führen; man darf ſich nicht ſcheuen, das,

was auf diesem Wege geleistet werden kann, ehrlich als bloße Doktrin zu bezeichnen, wenn man auch weit entfernt sein mag, damit irgend etwas die Sache Herabsetzendes auszusprechen.

In Wahrheit ist jedoch Dahlmanns Werk über die Politik ein doktrinäres und nur im uneigentlichsten Sinne kann man von ihm als dem Schöpfer einer historischen Schule auf diesem Gebiete sprechen. Was man sich infolge dessen gewöhnt hat mit diesem Namen zu bezeichnen, ist der verdienstliche Anfang einer Erkenntniß, welche der historischen Forschung Aufgaben stellt, die mehr geahnt, als gelöst worden sind, deren man sich auch heute wohl kaum bemächtigt hat. Die historische Methode hat einen Kampf gegen die Doktrin und Philosophie begonnen, aber sie ist wesentlich selbst in der letzteren stecken geblieben. Sie hat sich bei diesem Beginnen über eine gewisse vertraute Regelmäßigkeit historischer Exemplifikationen noch an keinem Punkte erheben können, und man darf sich nicht allzusehr wundern, wenn die ältere erbgesessene Staatsjurisprudenz achselzuckend den historischen Versuch betrachtete.

Die Fehler, welche bei demselben gemacht wurden, waren handgreiflich. Die Geschichte trat mit dem Anspruche hervor, die Politik zu einer Wissenschaft erheben zu können, und vermochte nur dadurch zu einem Resultate zu gelangen, daß sie ihre eigene Natur und Wesenheit verleugnete und ablegte. Diese neue politische Wissenschaft gab sich für Geschichte aus und verlegte die Erkenntniß der Dinge in das rein Zuständliche; sie sollte die Erscheinung aus thatsächlichen Vorgängen erklären und versagte sich von vornherein jede Motivenforschung, ohne welche alle Geschichte ein todter Buchstabe bleibt.

Die politische Doktrin arbeitet nach Dahlmanns Vorgang theoretisch und nicht selten auch im praktischen Leben immerfort an dem vergeblichen Versuch von dem Einflusse abzusehen, welchen Persönlichkeiten auf die Gestaltung der Dinge üben; die politische Historie weist uns dagegen auf Willensakte, denen die Urheberschaft, wie die Erhaltung des staatlichen Zustandes ausschließlich zuzuschreiben ist. Das schwierige Problem, in welchem Geschichte und Politik ineinander greifen, ist von Dahlmann mehr empfunden als gelöst worden. Man wäre fast geneigt, es für keinen bloßen Zufall zu halten, daß sein Werk unvollendet blieb, und es wäre wenigstens begreiflich, wenn er

ſelbſt ein Ungenügen über die völlig undynamiſche Staatsauffaſſung in demſelben empfunden hätte. Sein hiſtoriſcher Sinn zeitigte bald das Bedürfniß, der gewonnenen politiſchen Doktrin zu nachträglicher Belebung die Erörterung der hiſtoriſchen Motive zur Seite zu ſetzen. Er vertiefte ſich in das Studium der engliſchen und franzöſiſchen Revolutionsgeſchichten und wußte zunächſt einen zahlreichen Zuhörerkreis für ſeinen Kurſus angewandter politiſcher Doktrin zu enthuſiasmiren. Als er ſich zu einer Publikation dieſer raſch hingeworfenen Arbeiten entſchloß, befand ſich halb Europa in einem Zuſtand politiſcher Verſumpfung. Die „Geſchichte der engliſchen Revolution“ ſollte in die Bahn konſtitutioneller Regierungsformen leiten; die „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution“ die Gefahren unterdrückter politiſcher Triebe des Volkes nachweiſen. „Wilhelm III., ſo verſicherte Dahlmann ſeine Leſer, hat die größte von allen Staatsfragen, die von der politiſchen Freiheit der Völker ſo mächtig in den ganzen Welttheil mit ihrer ſcharfen Ecke hineingerückt, daß wer in ihrer Nähe bloß die Augen ſchaudernd zuzudrücken und allenfalls ein Kreuz zu ſchlagen weiß, ſich früher oder ſpäter daran den Kopf einrennen muß.“ Und bald erhebt ſich der doktrinäre Politiker zu der drohenden prophetiſchen Phraſe: „Und dennoch wollen die einen nicht lernen, daß es ein Unſinn und ein Frevel iſt, unſern von monarchiſchen Ordnungen durchdrungenen Welttheil in Republiken des Alterthums umwandeln zu wollen; die andern umklammern hartnäckig das geliebte Götzenbild einer monarchiſchen Unumſchränktheit, welche ja ihre unvergeßliche Zeit gehabt hat, gegenwärtig aber, verlaſſen von dem Glauben der Väter, ein ſo eitles Geräuſch treibt, wie die klappernden Speichen eines Rades, deſſen Nabe gebrochen iſt.“

Das waren tapfere und in jenen Tagen berechtigte Worte, aber die Geſchichtſchreibung ſchien hier nur noch die Bedeutung einer praktiſchen Anweiſung des Politikers auf ein rechtſchaffenes konſtitutionelles juste milieu zu beſitzen. Der Inhalt der Geſchichtswerke Dahlmanns ſcheint in dieſer Hinſicht dürftig; er macht den Eindruck einer gewaltigen Prinzipienreiterei; das wirkliche Leben iſt in ſeiner Mannigfaltigkeit nicht erfaßt; die geſchichtlichen Perſonen werden an einem einzigen Maßſtab konſtitutioneller Rechtſchaffenheit gemeſſen, wie Schloſſer ſeine Leute an den Kantiſchen Moralprinzipien maß.

Die politische Grundansicht, die von Dahlmann nur theoretisch festgestellt worden war, dominirte hier das weite Gebiet der Geschichte, nicht umgekehrt war die Politik von der Geschichte befruchtet worden.

Was die Kritik sonst an der Dahlmannschen Geschichtschreibung eifrigst zu tadeln wußte, waren ja, wie gewöhnlich, Nebensachen. Niemand wird heute auf das Geschwätz der kritischen Organe hören, welche die ungemein große Verbreitung der Dahlmannschen Bücher vom Standpunkte des Schulmeisters nicht zu begreifen vermochte. Bei aller Beschränktheit der Quellen und Hilfsmittel zeigen die Darstellungen Dahlmanns eine ungewöhnliche Virtuosität in der anschauschaulichen, knappen und eindrucksvollen Zeichnung von Personen und Zuständen. In der „englischen Geschichte" möchte man es für das Sonderbarste bezeichnen, daß sich der Verfasser von dem katholischen Lingard führen und irreführen ließ. Die „französische Revolution" steht unter dem Einfluß einer einseitigen Bewunderung Mirabeaus. Die Beurtheilung der Dinge ruht jedoch überall auf der Ueberschätzung der politischen abstrakten Ideen. Dahlmann untersucht jede einzelne Persönlichkeit darauf, ob sie diese erkannt und ob sie den absoluten Werth der konstitutionellen Monarchie verstanden. Daß in den großen Ereignissen der englischen und französischen Revolution die vernünftige Mitte nach rechts und links überschritten wurde, scheint ihm der Grund aller Uebel gewesen zu sein, von welchen jene gewaltigen Zeiten erfüllt waren und zu leiden hatten.

Dahlmann war von der großen Ueberzeugung durchdrungen, daß die geschichtliche Forschung mit der politischen Hand in Hand gehen muß, wenn die Aufgaben beider Wissenschaften erfüllt werden wollen. In dieser bestimmt aufgestellten Forderung liegt die große Bedeutung von Werken, welche ihrem Umfange und ihrem inneren kritischen Werthe nach kaum eine hervorragende Stelle in der Historiographie beansprucht haben würden. Aber Dahlmann leistete in denselben genau das, was er von dem Geschichtsforscher schon in seinem ersten politischen Aufsatze verlangt hatte: er wußte, was derjenige, welcher Geschichte erzählen will, dem „Rechte der Gegenwart" einzuräumen hat. Dahlmann machte mit dem Prinzip politischer Geschichtschreibung in Deutschland Ernst und achtete die Unannehmlichkeiten wenig, die dem Vertreter dieser Richtung erwachsen konnten. Er hob die Historie aus dem engen Rahmen

eines bloßen Schulgegenstandes zu allgemeinen Bildungszwecken heraus, und nahm ihr den Vorwand, sich bloß als eine Art von angewandter Ethik auszugeben. Wenn man die schwachmüthigen und kindlichen Versuche der Geschichtschreibung verfolgt, an welchen vor und nach Dahlmann kein Mangel war, um unter der Maske welthistorischer Ideen ein möglichst von der Wirklichkeit und Gegenwart abgewendetes Gemälde zu schaffen; wenn man die Bemühungen so mancher Historiker vor, neben und nach Dahlmann wahrnimmt, möglichst solche Gesichtspunkte zu gewinnen, welche nicht in den mindesten Konflikt mit irgend welchen bestehenden Gewalten führen konnten; wenn man die sorgfältige deutsche Geschichtsforschung immer nur mit den Vorarbeiten beschäftigt und jeden Versuch politischer, beurtheilender Darstellung mit der heuchlerischen Phrase abgewiesen sah, es möchte für dergleichen ausgreifende Unternehmungen noch nicht der Zeitpunkt gekommen sein, so ermißt man die gewaltige Höhe des Standpunktes, auf welchem Dahlmann über diese kleinlichen Rücksichten hinwegschreiten konnte. Seine historischen Aufgaben waren freilich nicht zu lösen mit den Mittelchen der Kritik, welche allerorten als das wichtigste angesehen worden waren, aber unter seinen Hilfswissenschaften waren zwei, über welche an den Universitäten kein Seminar gehalten wird und durch welche sich der Historiker bei Parteien und Machthabern nicht immer beliebt machte: Ehrlichkeit und Courage.

Man hat sich manchmal darüber gewundert, daß in der deutschen Nation nicht gerade diejenigen Geschichtschreiber immer am populärsten geworden sind, welche innerhalb der gelehrten Schulen als die exaktesten gegolten haben, andererseits gerade den populärsten häufig die Anerkennung der strengen Forscher fehlte; und in der That auch bei Dahlmann liegt ein ähnliches Verhältniß vor. Seine gelesensten Bücher wurden nicht nur sehr hart beurtheilt, sondern sie lassen auch thatsächlich vieles zu wünschen übrig, sie konnten in Bezug auf den stofflichen Theil gewiß nicht genügen. Aber der Beifall, den sie gefunden, beweist, daß auch in der Geschichtschreibung dem denkenden Geiste Wirkungen möglich sind, welche dem bloß forschenden schlechthin versagt sind. Und wenn Dahlmann im Bewußtsein des gebildeten deutschen Publikums sich über eine lange Reihe bedeutender Geschichtsforscher zu erheben schien, so konnte dies nur davon her-

kommen, daß man bei ihm fand, was man bei andern vermißte: ein bestimmtes, klares, verständliches, politisches Urtheil.

Das schwierige Problem, in welchem Geschichte und Politik ineinander greifen, ist von Dahlmann vielleicht tiefer und allseitiger empfunden, als völlig gelöst worden, aber die Aufgabe selbst hat er, wie sein Wilhelm III. die Freiheitsfrage, als scharfe Ecke ein für allemal in die Stubengelehrsamkeit hineingeschoben. So ganz politisch urtheilslos sich anzustellen, wie das früher vorzukommen pflegte, wird heute wohl keinem Geschichtschreiber gestattet sein, wenn man auch sagen muß, daß es sich manche immer noch recht bequem damit zu machen; und mit dem schönen Worte der objektiven Wahrheit und Geschichtschreibung jede politische Gedankenlosigkeit glücklich zuzudecken wissen.

Doch liegt die Schwierigkeit der Aufgabe nicht etwa bloß in den moralischen Qualitäten des Geschichtschreibers, sie ist auch in der Sache selbst begründet und schwerlich ohne systematische und planmäßige Uebung zu überwältigen. Erst wenn die Historie mit voller Klarheit in die Bedingungen des Staatslebens eindringt ohne dabei zu verkennen, daß das Objekt der Forschung immer nur der Mensch mit seinen bestimmten, in der Geschichte maßgebenden Willensakten — das politische Thier des Aristoteles — sein kann, wird von einer methodischen Erforschung dieser Dinge die Rede sein dürfen. Die Lösung des Problems liegt vorzugsweise in dem Verzicht der politischen Wissenschaften auf eine Abstraktion, welche die Persönlichkeiten in der Geschichte zu bloßen Drahtpuppen eines Systems zu machen pflegt, und andererseits in der bestimmten Richtung der Historie auf die Erkenntniß der politisch entscheidenden Fragen.

Man hat oftmals in der historischen wie in der politischen Litteratur den Versuch gemacht, diesen beiden Seiten des Problems durch Darstellung der modernen Staatsentwickelungen gerecht zu werden. Auch in den vierziger Jahren war unmittelbar vor der Sturmfluth der Revolution ein litterarisches Projekt dieser Art aufgestellt worden. Es war von Adolf Schmidt in Gang gebracht und Dahlmann ausersehen worden, die Redaktion eines umfassenden Werkes zu übernehmen, welches die Entwickelung der modernen Staaten in einzelnen Darstellungen unter starken nationalen und politischen

Gesichtspunkten zur Anschauung bringen sollte. Noch auf der Germanistenversammlung vom Jahre 1846 war viel von diesem Unternehmen die Rede gewesen, zu welchem Dahlmann sich anfänglich nur schwer gewinnen ließ, das er aber nachher mit ganzer Seele erfaßte. Das Jahr 1848 begrub das Projekt. Eine andere und wohl auch ernstere politische Thätigkeit forderte die neue und bewegte Zeit von dem Manne politischer Arbeit.

Dahlmann war seiner ganzen Natur nach kein bloßer Professor, kein Stubengelehrter, kein Doktrinär in dem gewöhnlich gebrauchten Sinn des Wortes. Sein stark ausgeprägter politischer Sinn war es, der ihm in der Wissenschaft mit so großer Entschiedenheit seine spezifische Richtung gab. Gerade ein so praktisch veranlagter Geist, wie der Dahlmanns, war nöthig, um die geschichtlichen Studien in Deutschland von den moralisirenden Tendenzen der philosophischen Schule zu befreien und unter einem starken Drucke der Zeitströmungen in die politischen Aufgaben zu zwingen. Nur ein so ernstes überzeugungsvolles, auf Charakter und Thaten begründetes Streben vermochte den der politischen Betrachtung der Dinge meist abgeneigten deutschen Geschichtsforscher an den Gedanken zu gewöhnen, daß das historische Studium politisch denkende Köpfe voraussetze.

Aber die sonderbarste Ironie des Schicksals war dem zu größter politischer Thätigkeit gleichsam prädestinirten Forscher nicht erspart worden. Es hat nie einen Professor gegeben, welcher sich geschickter und erfolgreicher auf dem politischen Gebiet bethätigte und es wurde niemals einem politisch thätigen Manne sein Stand als Gelehrter so sehr zum Vorwurfe gemacht, als Dahlmann. Das Geschrei der Feinde, die Feindschaft und Ungerechtigkeit der Gegenpartei waren so überwältigend, daß die Behauptung, Dahlmann wäre in seinem politischen Auftreten nichts als ein Doktrinär gewesen, selbst bis auf den heutigen Tag nicht so unbedingt und rücksichtslos widerlegt worden ist, als sie verdiente. Denn die Betrachtung und Beurtheilung Dahlmanns tritt meist unter dem ganz verkehrten Gesichtspunkte auf, ein großer Gelehrter und angesehener Lehrer der Geschichte habe das Gebiet der praktischen Politik eben in so respektabler Weise betreten, daß man es wohl nur gerecht finden könne, seine Irrthümer und Mißerfolge zu entschuldigen.

Das gerade Gegentheil wäre das richtige.

In Dahlmann trat ein Mann hervor von einer politisch eminenten Begabung, welcher vermöge der Ungunst der Zeiten, statt in die staatsmännische, lediglich in die Gelehrtenlaufbahn gekommen ist. Infolge seiner natürlichen Veranlagung übte er auf die von ihm nicht in den strengsten Formen erfaßten geschichtlichen Studien einen epochalen Einfluß, indem er sie mit den Aufgaben der Politik in eine untrennbare Verbindung brachte. Es ist denn auch leicht zu zeigen, daß alle politischen Maßnahmen Dahlmanns, von denen gewöhnlich als Mißgriffen gesprochen wurde, Thaten von ungewöhnlichem Erfolge gewesen sind, während seine Gegner meistens durchaus doktrinäre engherzige Leute waren, deren ephemeres politisches Wirken lediglich auf der Routine beruhte, die sie vor dem Professor voraus hatten. Und wieder ist es höchst eigenthümlich, daß, wenn der letztere Umstand Veranlassung geben konnte, den Mann, der in allen Fällen das politisch Richtige getroffen hatte, einen Doktrinär zu nennen, gerade nur dort von politischen Fehlgriffen Dahlmanns geredet werden kann, wo er von seinen theoretischen Ueberzeugungen und Feststellungen am meisten abgewichen ist. Denn die Stärke seiner politischen Lehre lag in der richtigen Erkenntniß des historischen Werdeprozesses, in der Zurückführung auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände. Die Schwäche seiner politischen Aktion dagegen lag wenigstens in einem entscheidenden Momente, in einer Täuschung über die augenblicklichen historischen Potenzen. Wenn man den Theorien Dahlmanns den Vorwurf machen durfte, daß sie, nicht wie die Gegner behaupteten allzu sehr, sondern viel zu wenig historisch, flüssig, dynamisch wären, so scheint auch der praktische Politiker in der Schätzung der historischen Größen nicht glücklich gewesen zu sein und konnte deshalb von den gedankenlosen Routiniers des Tages überwältigt werden.

Augenblickliche, brillante, unmittelbare Erfolge zu erzielen, ist im praktischen Leben angenehmer und nützlicher, aber für die geschichtliche Betrachtung ist der Begriff des Erfolges nicht auf heute und morgen eingeschränkt, sondern liegt in einer oft mannigfachen Verkettung von Umständen und Ereignissen. Wer den Minister von Manteuffel einen erfolgreicheren Politiker nennt, als Dahlmann, der

sagt damit nichts, als daß sein historischer Begriff sehr kurze Beine hat. Dahlmann war in keiner Beziehung der Mann von raschen, unmittelbaren durchschlagenden Wirkungen. Zu begeistern, das Gefühl anzuregen, hinzureißen war überall seiner Natur versagt, er imponirte durch seinen Verstand, durch seine kernige, sachliche Rede, durch die Festigkeit seiner Ueberzeugungen, durch das scharfe, treffende Wort, welches ihm in gedrungenem Satzbau zu rechter Zeit zu Gebote stand. Schön war weder seine Erscheinung noch sein Stil, einnehmend und ansprechend konnte er erst für jenen werden, welcher sich ernstlich bemühte, sein Inneres zu verstehen; diplomatische Feinheit und Gewandtheit waren ihm wenn nicht fremd, so doch unbequem und ungewohnt; er hätte eine andere Laufbahn ergreifen müssen, um Eigenschaften dieser Art zu erlangen und zu üben. In der Umgebung, in welcher er vorzugsweise lebte, erwachte selbst die Klugheit in seiner starken Seele nur als ein Resultat von sachlicher Gründlichkeit. Aber was er that und schrieb, war markig, festgewurzelt und um so unbeugsamer, je langsamer der Prozeß seiner Gedanken auf wissenschaftlichem wie auf politischem Gebiete war.

Um drei große Fragen bewegten sich die deutschen Angelegenheiten in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts — Schleswig-Holstein, die hannoversche Verfassung und die deutsche Nationaleinheit —, in allen drei Punkten war Dahlmann ein Mithandelnder, eine Hauptperson, deren Antheil an den Dingen in unvergeßlichen Zügen feststeht. Und dieser Thatsache gegenüber könnte man zweifelhaft sein, in welche Richtung der Schwerpunkt seiner Existenz und Wirksamkeit falle? — Man hat gesagt, Dahlmann habe die schleswig-holsteinische Frage erfunden, man hat versichert, Dahlmann habe den hannoverschen Verfassungsstreit vom Zaune gebrochen, und man hat gespottet, Dahlmann habe die Fieberphantasie vom deutschen Kaiserthum verschuldet. Dies sind drei gegnerische Anklagen, welche gerade ausreichen, um der politischen Thätigkeit eines Mannes für alle Zeiten den Stempel unvergänglicher Bedeutung aufzudrücken. Es ist die Aufgabe und Pflicht der Geschichtschreibung, Dahlmanns Richtung zu jenen Fragen der Zeit näher zu präzisiren und die Punkte nachzuweisen, an denen Erfolge und Mißerfolge hingen. Vielleicht läßt sich zeigen, daß Dahlmann auch in Bezug auf die Gründe des Ge-

lingens und Mißlingens seiner politischen Schritte häufig gerade an der unrechten Stelle verantwortlich gemacht werden wollte.

Dahlmann hatte seine politische Laufbahn mit der Erörterung der schleswig-holsteinischen Verfassungsfragen zur Zeit seiner Professur in Kiel eingeleitet. Treu seinen politischen Grundanschauungen legte er das ganze Schwergewicht der Erörterung in die staatsrechtlichen Verhältnisse. Weder der nationale noch der dynastische Gesichtspunkt stand in den ersten Dezennien des Jahrhunderts im Vordergrund der Betrachtung. Was man die schleswig-holsteinische Frage nannte, hatte zunächst keinen internationalen Charakter. Rein und säuberlich behandelte und löste Dahlmann die Verfassungsschwierigkeiten, welche sich aus der Stellung Holsteins zu Deutschland, aus der Stellung Schleswigs und Holsteins zu Dänemark und aus der Stellung Holsteins zu Schleswig ergeben hatten und durch die Politik Friedrichs VI. und Christians VIII. zu einem unentwirrbaren Knäuel staatsrechtlicher Ungeheuerlichkeit verwickelt wurden.

Thatsächlich steckte der Kern der Frage von Anfang an in den nationalen und Erbfolgeverhältnissen der Herzogthümer verborgen. Wenn man heute auf die gesammten Wandlungen der schleswig-holsteinischen Geschichte, in welcher die ursprünglich verdeckte Schwierigkeit mit logischer Folgerichtigkeit zum Durchbruch kam, hinblickt, so wäre nichts leichter, als über die ermüdenden Rechtsdeduktionen zu lächeln, welche Dahlmanns scharfsinnige und geschichtskundige Erörterungen in langer Reihe nach sich gezogen haben. Dahlmann hatte den dynastischen Verhältnissen nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt; man bemerkte sogar, daß ihm die erbrechtlichen Ansprüche nicht ganz geläufig gewesen wären, als er zuerst die Rechtsverhältnisse der Länder zu Dänemark untersuchte. Es finden sich in den vorliegenden Nachrichten über Dahlmann keinerlei Anhaltspunkte dafür, welche Stellung der Vertheidiger der Verfassungsrechte der Herzogthümer gegenüber der legitimen Succession einnahm. Selbst bei Gelegenheit der Londoner Konferenzen, welche über alle erbrechtlichen Bedenken mit großmächtiger Rücksichtslosigkeit hinwegschritten, trat die Ansicht Dahlmanns nach der Seite der dynastischen Fragen nicht klar hervor. Ob er die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage durch Preußen auf dem Wege der Annexion der Herzogthümer

geahnt, gewünscht oder gebilligt habe, darüber würden wahrscheinlich auch genauere Kenner des großen Anwalts der schleswig-holsteinischen Rechte kaum ein sicheres Urtheil abzugeben vermögen. So sehr sich thatsächlich die große deutsche Frage der Herzogthümer dynastisch zuspitzte, so wenig schien Dahlmann seinen verfassungsrechtlichen Standpunkt aufgegeben zu haben. Er zeigte vielleicht auch hier bei all seiner streng monarchischen Gesinnung in der praktischen Politik dieselbe Ueberschätzung der verfassungsmäßigen gegenüber den historisch-persönlichen Verhältnissen, wie in seiner Theorie. Wie man hier eine gewisse Einseitigkeit in der Bewerthung des rechtlichen Zustandes und die Außerachtlassung des dynastischen Prinzips in der Geschichte nicht verkennen konnte, so ist es bezeichnend, daß der wirksamste Agitator in der schleswig-holsteinischen Frage seine Gedanken über den rechtmäßigen Landesherrn und voraussichtlichen Träger der herzoglichen Gewalt jener Länder als ein unausgesprochenes Geheimniß in die Ewigkeit hinübergenommen hat. So durfte man sagen, daß Dahlmann die schleswig-holsteinische Frage nach allen Seiten hin erwogen, besprochen und recht eigentlich in Gang gebracht hat, nur nicht in jenen Richtungen, welche für die historische Entwickelung die eigentlich entscheidenden werden mußten.

Diese starre Gesinnung Dahlmanns trat auch in dem hannoverschen Verfassungsstreit als das weitaus hervorragendste Charaktermerkmal seines ganzen Verhaltens zu Tage. Hierin liegt aber nicht etwa, wie das politische Kleinmeisterthum zuweilen glauben machen möchte, ein Tadel, sondern gerade die eigenthümliche Bedeutung Dahlmanns.

Die hannoversche Verfassung von 1833 wurde von Dahlmann nicht an und für sich so hoch gestellt, als man voraussetzen könnte, wenn man bloß sein Verhalten beim Umsturz des Grundgesetzes im Jahre 1838 ins Auge faßt. Er hat den aufopferungsvollen Kampf für eine Verfassung geführt, nicht weil er an der Gründung derselben betheiligt war, sondern obgleich sie nur theilweise seinen Wünschen und Anschauungen entsprach. Eine Thatsache, die niemals genug hervorgehoben worden ist, bleibt es, daß er auch in den hannoverschen Konflikten eine singuläre politische Rolle spielte. Wenn man jetzt die freundschaftliche Korrespondenz nachschlägt, die zwischen

Dahlmann und den Grimms geführt wurde, so ist man erstaunt, wie unzufrieden der erstere mit den Landtagsverhandlungen von 1832 und 1833 war und wie ihn eigentlich nichts an dem Gange der neuen konstitutionellen Staatsmaschine befriedigte. Zur Zeit, als König Wilhelm IV. starb und der Herzog von Cumberland seine verderblichen Maßregeln ergriffen hatte, stand Dahlmann im politischen Leben vereinsamter da, als ehedem in Kiel und in den ersten Jahren seines Göttinger Aufenthalts.

Um so größer, freier und bewunderungswürdiger war sein Entschluß, den Kampf für die gestürzte Verfassung aufzunehmen. Er hatte den Anstoß zu dem Proteste der Göttinger Sieben gegeben. Aber die Motive und Ziele des gemeinsamen Entschlusses konnten nicht bei allen die nämlichen sein. Bei den meisten seiner Genossen lag ein starkes sittliches Gefühl in Bezug auf die Heilighaltung des Eides der That zu Grunde, bei Dahlmann trat neben dieser Grundstimmung ein politisches Moment hervor, welches ihn überall und am meisten charakterisirte. Imponirte der deutschen Nation diese spontane Aeußerung eines hohen ethischen Prinzips, so war es von vornherein fraglich, ob der politische Kampf als solcher eine hinlängliche Eidgenossenschaft in den gelehrten Kreisen finden konnte. Die Basis, auf welcher Dahlmann seinen Protest aufbaute, war kein archimedischer Punkt und seine Politik berücksichtigte mehr das Was als das Wie. Ein Mann von hervorragendster politischer Einsicht, Thatkraft und Unternehmungslust rechnete — durch die Lebenslage bestimmt — auf eine Bundesgenossenschaft, in welcher die Politik doch nur für eine Nebenbeschäftigung in freien Stunden gehalten werden konnte. Bei nüchterner Betrachtung würde sich der Politiker haben sagen müssen, daß ein Korps von Professoren schwerlich eine tapfere Avantgarde in einem politischen Kampfe bilden werde. So enthüllen denn die heute vorliegenden Korrespondenzen der Jahre 1838—42 eine peinliche Menge von Täuschungen und falschen Voraussetzungen, in welche der Saul unter den Propheten gerathen mußte. Wenn man von dem ehrenvollen Antheil Jakob Grimms und Gervinus' an dem Feldzuge gegen den eidbrüchigen Hannoveraner absieht, so macht die ganze Universitätsgesellschaft von Göttingen, einige der Unterzeichner des Protestes nicht völlig ausgenommen, einen Eindruck

von politischem Dilettantismus und kleinen Lebensrücksichten. Das Schlimmste dabei war, daß sich in der ganzen Nation zwar viel Bewunderung und thatkräftige Hilfe für die geschädigten Persönlichkeiten fand, aber keinerlei Leidenschaft und Abneigung gegen jene erhob, welche dem Vorgang Dahlmanns widerstrebten. Seine kollegialen Gegner haben nichts, oder jedenfalls nicht viel an der Verehrung eingebüßt, welches ein Volk seinen Gelehrten im allgemeinen schuldet und spendet.

Durch diesen Umstand konnte der persönlichen Mannhaftigkeit dieser politischen Opposition nichts abgebrochen werden, und Dahlmann, Grimm und Gervinus werden immer als Männer der That in der deutschen Geschichte glänzen. Aber die politische Aktion beruhte wiederum auf der Ueberschätzung des sogenannten Rechtsstandpunktes, genau wie in der Dahlmannschen Theorie der Politik die englische Verfassung als ein in sich entstandenes Gebäude, Kunstwerk und System, nicht aber als ein geschichtliches Produkt so und sovieler fortgejagter Könige gedacht ist.

Merkwürdig ist die zuversichtliche Hoffnung, welche sich in den Briefen der vertriebenen Göttinger in Bezug auf den Bundestag kundgiebt. Von dieser Diplomatenversammlung erwartete selbst Dahlmann mit unerschöpflicher Geduld eine rechtliche Entscheidung zu Gunsten der hannoverschen Verfassung. Doch kann man nicht leugnen, daß der so beschrittene Weg der einzig mögliche innerhalb der legalen Grenzen war. Mit unverkennbarem Geschick leitete Dahlmann die publizistische Agitation, um der öffentlichen Meinung zum Siege zu verhelfen, und schwerlich wird heute jemand verkennen, wie sehr ihm dies im moralischen Sinne gelungen sei. Trotz seiner ungünstigen Position, auf einem Felde, welches seiner Natur nach für politische Kämpfe ungeeignet war, und in einer Genossenschaft, welche an politischen Dingen höchstens ein dilettirendes Interesse nahm, blieb Dahlmann in einer höheren Bedeutung des Wortes Sieger, wie in der Geschichte Englands der sterbende Russell über die Stuarts triumphirte.

Ohne Zweifel war es auch das Verhalten des Bundestages in der hannoverschen Sache, was Dahlmann immer mehr zu der Erkenntniß brachte, daß die Reform Deutschlands mit der Beseitigung des Dualismus von Oesterreich und Preußen begonnen werden müsse. Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. stärkte Dahlmann, wie

alle Welt in der Erwartung, daß Preußen die Führung des Bundes in politischer Hinsicht übernehmen werde, wie es den Zollverein von Schritt zu Schritt vorwärts geführt hatte. So war Dahlmann innerlich durch und durch in die preußischen Bahnen der deutschen Politik gewiesen worden, als er seine Wirksamkeit in Bonn begann.

Das Jahr 1848 fand ihn hier auf der Höhe seines Ruhmes, seines Einflusses und seiner politischen Geltung. Auch in den Regierungskanzleien der deutschen Staaten hatte die Person des Bonner Professors immer eine gleich hohe Nummer, mochte sie im schwarzen oder weißen Buch verzeichnet stehen. Auch in Preußen betrachtete man ihn nicht ohne gewisse Aengstlichkeit, aber jedermann wußte, daß Zeiten kommen könnten, wo man nach dem Aktenbündel der Registratur zu greifen haben dürfte, welches den Namen Dahlmann trug. In diesen Personalnotizen fand ein preußischer Minister alle wünschenswerthen Anhaltspunkte, um in einem Augenblicke der deutschen Bundesnoth dem Bonner Professor eine Stellung als Vertrauensmann zuweisen zu können. Dem König selbst waren diese Akten persönlich genau bekannt. Er war es in eigener Person gewesen, welcher Dahlmann nach dem Göttinger Falle emporgehoben und fest an Preußen gebunden hatte. Die konstitutionellen Ideen des Königs stimmten nicht übermäßig mit denen des Verfassers des viel gelesenen Buches über die Politik, aber die ständische Ordnung, welche der König 1847 geschaffen hatte, wurde von Dahlmann doch auch mit Freude begrüßt. Das Jahr 1848 begann mit den heute fast gänzlich vergessenen Versuchen, den morschen Bund in Potsdam oder Dresden zu reformiren. Italien und Frankreich drohten die Ruhe des Welttheiles in den Fundamenten zu stören. Daß der Bundestag kein Fels sei, der die Wogen der Revolution brechen werde, wußte man in Berlin wie in Wien. Als die öffentliche Meinung in Deutschland die Umgestaltung der Bundesverhältnisse stürmisch verlangte, warf man in Berlin lange bevor die schändlichen Ereignisse des 18. März die Hauptstadt entehrt hatten, sein Augenmerk auf den populären Mann, welcher zehn Jahre zuvor der Führer der Göttinger Sieben war.

Dahlmann wurde einer der Siebzehner und der eigentliche geistige Urheber des Verfassungsentwurfes, welcher als das Werk

dieſes Ausſchuſſes der Vertrauensmänner bekannt iſt. Daß Dahlmann bei den Berathungen eine große Ueberlegenheit in parlamentariſchen Angelegenheiten bewies, war die Folge ſeiner praktiſchen Erfahrungen, die er in Holſtein und in Hannover gemacht hatte und welche nicht gewöhnlicher Art in damaliger Zeit geweſen ſind. Nichts war daher ungerechter als der Vorwurf des bloß liberalen Doktrinarismus, den man Dahlmann gemacht hat, wenn man darunter ein unpraktiſches Weſen in der Führung von Geſchäften und Verhandlungen verſtehen ſollte. Die größte und gewichtigſte That ſeines Lebens war es immer geblieben, wie er in verhältnißmäßig ſehr kurzer Zeit ein Programm für die Einheit Deutſchlands im monarchiſch gegliederten Bundesſtaat nicht nur aufzuſtellen, ſondern auch in einer Reihe von Berathungen zu durchaus einhelliger Annahme zu bringen wußte.

Hier erwies ſich, daß in dem gelehrten Manne der politiſche Staatsmann bei weitem überwog. Die Grundidee des Verfaſſungsentwurfes war nicht neu; Pfitzer und Radowitz haben gewiſſe Formeln für die Neugeſtaltung Deutſchlands unter Preußens Führung aufgeſtellt, die Idee des Kaiſerthums war eigentlich nur als formaler Abſchluß hinzugetreten. Immerhin aber bedurfte man einer autoritativen Erklärung darüber, daß Deutſchland auf ſeinen alten Titel nicht verzichten könne und dürfe, die höchſte Rangſtellung in der monarchiſchen Staatsordnung der Welt einzunehmen. Daß Dahlmann dieſen Geſichtspunkt nicht verkannte, zeugt vielmehr von einem bei weitem praktiſcheren Sinn in der Politik, als diejenigen zu beſitzen wähnten, welche die monarchiſche Rangſtellung eines Oberhauptes der deutſchen Nation durch allerlei ſchwächliche Auskunftsmittel damals und auch ſpäter noch zu verkleiſtern ſuchten.

Die Schwierigkeiten der Einigung Deutſchlands mögen dadurch vielleicht nicht geringer geworden ſein, aber der thatſächliche Hergang hat bewieſen, daß dieſelben in der Sache durch die formale Frage des Ranges des Oberhauptes nicht vermehrt worden ſind.

Unter den zahlreichen Kritiken und Beſprechungen, welche der Siebzehner-Entwurf erfuhr, waren nicht wenige von höchſten Perſonen verfaßt worden. Was König Friedrich Wilhelm IV. zu demſelben ſagte, gehörte jedenfalls zu dem wichtigſten und entſcheidendſten in der ganzen Angelegenheit. Der König ließ ſich mit Dahlmann in eine Korreſpon-

denz über das Verfassungswerk ein, welche niemals eine richtige Interpretation gefunden hat. Die meisten haben durch falsche Auffassung der Differenzpunkte sowohl dem König Friedrich Wilhelm IV. als auch dem Verfasser des Entwurfes im höchsten Grade Unrecht gethan. Von den liberalen Tagesphrasen des Jahres 1848 noch immer beeinflußt, hat man nicht deutlich zu unterscheiden gewußt, was Friedrich Wilhelm als zulässig und unzulässig erklärte, worin er zustimmte und nicht zustimmte, worin er vorwärts zu bringen und zum Handeln zu bestimmen gewesen wäre, und was seine ganze Natur ihm und den Deutschen ein für allemal verweigerte. Der einfache Thatbestand ist der folgende: Friedrich Wilhelm IV. war nicht der Meinung, daß Preußen ein außerhalb Deutschlands ruhender, östlicher Staat bleiben könne oder dürfe; er entzog sich auch nicht der strikten Aufgabe, welche Preußen für Deutschland zu erfüllen hatte. Die Zukunft Preußens erblickte er, wie Dahlmann in Deutschland; hierin war keinerlei Meinungsverschiedenheit vorhanden, aber er wünschte die Reform des Bundes auf eine andere Grundlage gestellt. In den Briefen an Dahlmann spricht sich von vornherein die Ueberzeugung aus, daß an den wesentlichen Bedingungen des deutschen Staatenbundes, sofern dabei das territoriale Gebiet, die Stellung zu Oesterreich, die staatsrechtlich und völkerrechtliche Verbindung aller den deutschen Bund bildenden Souveräne in Betracht käme, nichts geändert werden solle und dürfe. Friedrich Wilhelm IV. machte alle Reformen von der Voraussetzung einer Verständigung zwischen den beiden größten Bundesstaaten abhängig. Daher die eigenthümlichen Vorschläge, sowohl Oesterreich als Preußen bei der Reform des Bundes in gleichem Maße in Berücksichtigung zu ziehen. Daß der König an die Möglichkeit einer Verständigung zwischen den beiden Großmächten Deutschlands glaubte, war den Politikern von Dahlmanns Richtung unverständlich, wie jenem anderseits der Gedanke unbegreiflich, den deutschen Bund durch eine Abstimmung von Volksvertretern ohne Zustimmung der Souveräne zu verändern.

Die Idee des Königs, dem Kaiser von Oesterreich das Kaiserthum, dem preußischen König ein Königthum mit ausgedehnten militärischen Gewalten in Deutschland zuzuwenden, war bei Lichte betrachtet nichts anderes als eine sehr persönliche und dynastische Formulirung

dessen, was man später den engeren und weiteren deutschen Bund genannt haben wollte. An und für sich lag darin nichts Befremdliches, und am wenigsten etwas Reaktionäres, wie man wohl darin erblickte. Wenn man aber den Siebzehner-Entwurf mit dem Projekte des Königs verglich, so wäre schwer zu sagen gewesen, auf welcher Seite die größere Unausführbarkeit lag. Nur das eine dürfte sicher stehen, daß es eine höchst ungerechte Beurtheilung Dahlmanns war, seine Vorschläge und sein ganzes Auftreten in der deutschen Frage als doktrinär zu bezeichnen. Sehr doktrinär war ohne Zweifel in diesem Sinne auch die Ansicht des Königs. Es wäre vielleicht passender, heute, wo alle diese Dinge ihre erfreuliche Lösung gefunden haben, nach allen Seiten hin nachsichtig zu urtheilen.

Der Unterschied zwischen dem, was die verschiedenen Programme für die neue Verfassung Deutschlands aufstellten, war in Hinsicht auf das Praktische nicht groß genug, um sagen zu können, der andere Weg hätte zum Ziele geführt. Sicher war höchstens das eine, daß man gegen den Willen des Königs nicht operiren durfte, wenn etwas herauskommen sollte. Es konnte fraglich sein, ob sich der König für eine wirkliche Aktion gewinnen ließ, aber im Widerspruche gegen ihn konnte überhaupt nichts erreicht werden. Es wird immer ein psychologisches Räthsel bleiben, wie ein so erfahrener, verständnißvoller und geschulter Politiker wie Dahlmann sich immer tiefer und tiefer in den Gegensatz gegen diejenige Gewalt setzen konnte, auf deren Aktion doch der ganze Aufbau seiner Ideen beruhte.

Die Geschichte des Frankfurter Parlaments ist noch nicht geschrieben. Wenn man mehr die Motive und Absichten der verschiedenen Fraktionen, worüber man nur sehr allmählig Kunde erhält, kennen wird, so wird man ohne Zweifel in den weitschweifigen Debatten über die Grundrechte weit weniger Professorengründlichkeit finden, als man dem Parlament gewöhnlich zum Vorwurf macht. Die vielfach Mode gewordene Art, sich über das erste große deutsche Parlament lustig zu machen, eine historische Naivetät, in welcher jeder preußische Primaner leichtlich exzelliren kann, könnte heute einer ernsteren Motivenforschung Platz gemacht haben. Die Sache war die, daß die Herren in der Paulskirche bald rechts, bald links ein Interesse sehr handgreiflicher Art gehabt haben, die Entscheidungen zu ver-

schleppen. Auch die preußische Kaiserpartei mußte dieser Politik huldigen, wenn sie auf einen Zeitpunkt rechnen wollte, wo sie mit ihren Anträgen in Preußen willkommen geheißen werden konnte. Hätte sie nur dabei bessere Fühlung mit den maßgebenden Personen nehmen können oder wollen, so hätte der Nachtheil von Verzögerungen wohl nicht in Betracht kommen können. Aber wenn nicht alles täuscht, so lag das Verhängniß der Kaiserpartei in ihrer immer weiter schreitenden Isolirung. Man meinte sehr viel gethan zu haben, wenn Herr von Gagern mit den preußischen Ministern zuweilen konferirte. Daß man eine Stütze im deutschen Fürstenthum suchen mußte, wenn man auf einen König von dem Charakter Friedrich Wilhelms IV. wirken wollte, wurde kaum jemals in Betracht gezogen.

Die Beziehungen zwischen Dahlmann und Friedrich Wilhelm IV. hatten längst aufgehört, alle persönlichen Berührungspunkte mit deutschen Fürstlichkeiten waren gerade von der preußischen Partei in Frankfurt recht geflissentlich vermieden worden, als wenn man dadurch das Programm kompromittirt hätte. Während der König jedermann erklärte, daß er niemanden als die Fürsten für berechtigt halte, über die deutschen Souveränetätsrechte Verfügungen zu treffen oder Opfer in Bezug auf dieselben zu bewirken, existirte für die im übrigen ganz konservativ denkenden Herren des rechten Zentrums das deutsche Fürstenthum nicht viel mehr, als für die Linke.

Die Berührungspunkte zwischen dem Parlament und den noch vorhandenen, wenn auch latenten Gewalten des deutschen Volkes verflüchtigten sich immer mehr. Zur Zeit der verhängnißvollen Berathung über den Waffenstillstand von Malmoe trat ein irreparabler Bruch zwischen Frankfurt und Berlin ein, welcher nur dadurch, daß man nicht geneigt war, die Konsequenzen desselben einzusehen, einen Schatten auf das politische savoir faire der Kaiserpartei und speziell Dahlmanns warf.

An und für sich wäre niemand berechtigt, einen Stein gegen Dahlmann deshalb zu erheben, weil er gegen den schändlichen Waffenstillstand von Malmoe sich erhoben und gestimmt hatte, wenn man auch zugestehen mag, daß er sich äußerlich eine tiefe moralische Niederlage zugezogen hatte. Denn dieser Fall war einer von jenen, bei welchen die Geschichte nicht bloß nach dem Erfolg der Dinge urtheilen kann. Es lag ein innerer Gewissenskonflikt vor, bei dessen Lösung

allerdings der innere Mensch keinen Augenblick außer Betracht bleiben kann. Wollte sich die Geschichtschreibung in Fällen dieser Art immer nur auf die Seite jener stellen, welche der augenblicklich herrschenden Gewalt blindlings gefolgt sind, so hieße dies einen abscheulichen Mißbrauch mit dem Gesetz des politischen Erfolges treiben und jede moralische Ueberlegung zu Gunsten eines servilen Prinzips äußerlicher Machtanbetung aus der politischen Welt verbannen. Die wahre Geschichte ist kein Interpretationskolleg des einfach und für alle Fälle zurecht geschnittenen Vae victis; und wenn zuweilen Perioden eintreten, wo ein Kultus dieser Art auf die Tagesordnung gekommen ist, so erscheint es passender dagegen zu reagiren, als einem Götzen dieser Art zu dienen. Diejenigen, welche die neuere Geschichte nach einer mißverstandenen hegelianischen Schablone behandeln, indem sie sich auf den einfachen Standpunkt stellen, alles was die Staatsgewalt je gethan hat, war vernünftig, werden nicht selten in Gefahr gerathen, gerade denjenigen Unrecht zu thun, welche für die Entwickelung der Dinge mit das Beste gewirkt haben.

Preußen hatte den schleswig-holsteinischen Krieg durch Waffenstillstandsbedingungen geschlossen, welche von gar keinem Standpunkte zu billigen waren. Sollten Dahlmann und seine Gesinnungsgenossen verpflichtet sein, die deutsche Sache, mit der sie standen und fielen, deshalb auch zu verlassen? Es war ein Unheil, daß die Zentralgewalt unverdrossen die Rolle des antiken Chors in der Tragödie zu spielen hatte, sobald es sich um irgend welche ernsthafte Angelegenheiten handelte, aber deshalb zu verlangen, daß jeder Einzelne seiner Ueberzeugung Zwang anthue und eine muttermörderische Handlung an der Nation billigen sollte, wäre gewiß eine sonderbare Art, Geschichte zu schreiben[1]). Aber diese persönliche Anerkennung des Charakters hindert

[1] Edel und tapfer durfte sich Waitz in seiner inhaltreichen Rede auf Dahlmann dazu bekennen, daß er in der Malmoeer Waffenstillstandsfrage mit Dahlmann gestimmt hat. Wie könnte man auch glauben, daß das nachher überhand genommene byzantinische Gerede über den angeblichen Doktrinarismus der Opposition gegen die preußischen Schwächlichkeiten jener Zeit Männer von eigener Ueberzeugung beirren werde. Nur klingt es vom Standpunkt der Dahlmannschen Verherrlichung englischer Verfassungsverhältnisse sonderbar, wenn er wirklich nur aus Mangel an „Eitelkeit" sich den praktischen Pflichten entzogen hätte.

nicht die Erkenntniß, daß die Katastrophe der Paulskirche eben in diese Septembertage zu setzen ist. Die Zeitumstände ließen den Zusammenbruch der Frankfurter Reichsbestrebungen noch nicht völlig vor die Augen der Welt treten, — thatsächlich hatte Friedrich Wilhelm IV. im September die Nationalversammlung aufgegeben und sich mit Oesterreich hierüber verständigt. Die Verhandlungen über die in Frankfurt zu befolgende Politik gingen über die Köpfe der Minister hinweg und könnten im besondern nur aus Briefwechseln konstatirt werden, welche sich bis jetzt selbstverständlich der Oeffentlichkeit entziehen.

Auch im persönlichsten Sinn des Wortes hatte der König seit der Septemberrevolution mit Frankfurt gebrochen. Die bestialischen Ereignisse jener Tage, der grauenvolle Tod Lichnowskis und Auerswalds trugen am meisten dazu bei, daß sich Friedrich Wilhelm IV. von dem ganzen Treiben der Nationalversammlung abgewendet hatte. Denn in allen Regierungskreisen hielt man es für eine ausgemachte Thatsache, daß Mitglieder der Nationalversammlung mit den Anarchisten und Mördern unter einer Decke steckten. Von der Größe des inneren Abscheues, welchen Friedrich Wilhelm IV. seit jener Zeit in seiner Brust verhüllte, wird man sich niemals eine genug starke Vorstellung machen können. Und es hat daher nahezu etwas Komisches, wenn man heute noch Geschichtsdarstellungen des Jahres 1848 findet, in denen die Verfasser und Leser über die verheerenden Wirkungen jener Ereignisse so wenig klar werden, daß die Verhandlungen über die Kaiserwürde und schließlich die Kaiserwahl selbst mit einer Gemüthsruhe erzählt werden können, als ob alles in schönster Freundschaft gelebt hätte. Man weiß, daß Friedrich Wilhelm IV. in sehr bestimmten Formen zuweilen seine Meinungen ausdrückte; ob die Art und Weise, wie er sich die längste Zeit hindurch über die Frankfurter äußerte, in der Geschichte hinreichend beachtet ist, kann zweifelhaft sein, für wahrscheinlich dagegen wünscht man es zu halten, daß man in den Kreisen der Kaisermacher keine Kenntniß von der Meinung des Königs hatte.

Es gab in entscheidenden Kreisen Berlins überhaupt nur zwei Ansichten: die eine war für unmittelbares militärisches Einschreiten und für die Sprengung und Auflösung der Versammlung, die andere ging dahin, die „Tollheit“ austoben zu lassen. Der Erzherzog Reichs-

verweſer hatte ſpäter wiederholt — allerdings möglichſt verhetzend gegen Preußen — verſichert, daß man ihn längſt zu Schritten gegen das Parlament habe verleiten wollen. Man habe ihm „Zumuthungen" gemacht, die er niemals zu erfüllen willens geweſen wäre. Der Reichsverweſer ſuchte durch ſolche Mittheilungen allezeit ein wenig Stimmung für Oeſterreich und gegen Preußen zu machen, aber der Untergrund ſeiner Ausſagen, der denkbar tiefſte Haß Friedrich Wilhelms IV. gegen die Frankfurter Verſammlung, dürfte als glaubwürdig genug gelten können.

Die Ermordung der beiden dem König auch perſönlich nahe ſtehenden Fürſten hatte die Frage einer preußiſchen Intervention in Anregung gebracht und überhaupt kann man dieſes Ereigniß nicht verhängnißvoll genug in den Vordergrund ſtellen, wenn von Entſchlüſſen und Auffaſſungen des Königs die Rede iſt. Fürſt Lichnowski war eine jener groß angelegten und durch ungewöhnliche Lebensſchickſale intereſſanten Perſönlichkeiten, die nicht ſelten vermöge ihrer geiſtigen Begabung, Eleganz, Gewandtheit und Thatkraft die Sympathieen höchſter Perſonen erringen. Als eine Merkwürdigkeit verdient es aufbewahrt zu werden, daß Fürſt Lichnowski am Tage vor ſeiner Ermordung in einem Briefe, der ſich in einem Privatbeſitz befindet, eine volle Todesahnung ausgeſprochen hat, ohne daß doch irgend jemand die Komplikation des nächſten Tages hätte vorausſehen können.

Es gab viele Perſonen in der Umgebung des Königs, welche im Oktober eine allgemeine Entfaltung der preußiſchen Militärmacht im Intereſſe der Ruhe und Ordnung Deutſchlands empfehlen mochten, und in der That hätte es Preußen erſpart bleiben können im nächſten Jahre unter viel ungünſtigeren Verhältniſſen mobil zu machen.

Rückſichten gegen die Paulskirche werden es auch nicht geweſen ſein, welche ein entſchiedenes Vorgehen verhinderten, ſondern lediglich der Mangel an Uebereinſtimmung mit Oeſterreich, mit dem Reichsverweſer und der ganzen öſterreichiſchen Clique in der Bundestagsmetropole. Man begnügte ſich, diplomatiſch auf Oeſterreich und den Reichsverweſer zu wirken, und hatte bloß den Dank davon, daß man von dem Erzherzog denuncirt wurde, Gewaltſchritte empfohlen zu haben.

nicht die Erk
diese Septem
sammenbruch
vor die Au
helm IV. i
sich mit C
die in Fr
Minister
konstatirt
lichkeit e
Auc
der Sep
Ereigni
walds t
dem ga
in alle
daß
Mört
schen
verh
kön
noc
Ve
so
u
w
9
z
f

...ße Gelegenheit
Während Oester-
...nung herzustellen,
...r, konnte Preußen
...men und rettete um
...chlich geschah, seinen
Daß der König zu so
...ar, mochte in Frankfurt
...uschung aufrecht erhalten,
...tschen Kaiserthumspolitiker

...er Illusion, aber sie ent
Vorwürfen, die man gegen
...leudert hat. Es ist sehr
...rmeiden, wenn man über
...e entscheidenden Entschlüsse
Nachträglich mochte es un-
aber während der Aktion
...s deutschen Volkes in Frank
...es und sicher gestelltes Urtheil
...er maßgebenden Personen in
von diplomatischen Draperien
...er in Frankfurt wirklich nicht
...lüsse, ja nicht einmal in das
...n einzudringen vermochten.
... den kläglichen Abstimmungen
... der Krone, welcher Friedrich
...men gegeben hatte. Ueberall
...s in den Reihen der National-
...eithätigkeit der letzten Monate
...ang der deutschen Angelegen-
... wurde das Banner gefunden
...che Meinung in Deutschland
Daß diese Anerkennung eine
Bismarck selbst in mehreren
... Mitglieder der Kaiserpartei

aus Anlaß der Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstag gerichtet hat. Seine schönen Worte bedeuteten auch für das Andenken Dahlmanns eine hohe Ehrenrettung.

Denn je trüber sich der Lebensabend des Mannes, dessen Geburtsjubiläum man vor kurzem feierte, gestaltet hat, desto mehr Ursache hat die Nachwelt, sich seiner großen Verdienste um die deutsche Nation zu erinnern. Dahlmann hatte gleich nach dem Scheitern der Frankfurter Träume einige amtliche Kränkungen erfahren; man machte es ihm zum Vorwurfe, daß er der Abberufung der preußischen Parlamentsmitglieder nicht strikte Folge geleistet hatte. Er war nach Bonn zurückgekehrt, ohne auch nur einen mindesten Lichtblick in den preußischen Fragen zu erleben. Fürwahr ein ganz tragisches Vollenden einer großen Wirksamkeit, für welche die Zeit weder eine geregelte Bahn eröffnet, noch eine geeignete Umgebung geschaffen hatte.

Ein im eminentesten Sinne politisch veranlagter Geist fand in den deutschen Staaten seiner Zeit keinerlei Raum für eine zusammenhängende staatsmännische Thätigkeit. In die Kreise theoretischer Spekulation zurückgestellt, und ohne den Platz im Leben gefunden zu haben, auf welchem sich die ausgesprochenen Fähigkeiten des Politikers entwickeln konnten, gab die Doppelnatur des Professors und Staatsmannes zu jener Vermischung der Beschäftigungen Veranlassung, welche in Deutschland nicht selten so angesehen wird, als gehörte sie zur Natur dieser Dinge. Daraus entspringen meist jene Mißverständnisse und Mißdeutungen, welchen Dahlmanns Wirksamkeit nach beiden Seiten hin in so reichem Maße ausgesetzt war. Für ihn selbst lag hierin eine Quelle vieler schlechten Erfahrungen. Die Geschichtswissenschaft aber zog hieraus den unmittelbarsten Vortheil. Denn indem der staatsmännische Geist Dahlmanns durch Zeit und Umstände von seinem praktischen Arbeitsfeld zurückgestoßen wurde, drückte er um so stärker auf die nothwendige Reform der wissenschaftlichen Forschung.

Er zeigte, daß es bei der philosophischen und moralischen Geschichtschreibung nicht sein Bewenden haben könne, er gewann und verbreitete Interesse und Neigung für die politischen Fragen. Er eroberte das weite halbvergessene Gebiet der Politik für die neue Geschichtsforschung, er setzte Geschichte und Politik in eine solche Ver-

bindung, daß sie niemals wieder als zwei getrennte und verschiedene Dinge betrachtet werden konnten; er nöthigte der Geschichtswissenschaft mit eiserner Hand die politischen Maßstäbe auf und machte die Politik zu einer historischen Wissenschaft.

Wollte man die Stufe, auf welche Dahlmann die Geschichte mit einem gewaltigen Ruck emporgehoben hat, mit einem Worte bezeichnen, so ist es der politische Zweckbegriff, womit er dieselbe ein für allemal charakterisirt. Und in dieser Beleuchtung ist die imposante Stelle unschwer zu erkennen, welche Dahlmann im Fortgang der historiographischen Entwickelung einnimmt: man muß es empfinden, wie die gewaltige Welle das Fahrzeug höher und höher erhebt. Von Schiller zu Schlosser, von Schlosser zu Dahlmann.

Der Name, welcher die folgende vierte Stufe bezeichnen würde, gehört erfreulicherweise noch dem Kreise der Lebenden an; aber es sind rasch auf einander folgende Lebensalter, welche für die Fortschritte der Historiographie unseres Jahrhunderts maßgebend wurden: 1759, 1776, 1785, 1796. Nothwendig mußte die Einseitigkeit des politischen Zweckes historischer Studien überwunden werden. Die Geschichtswissenschaft suchte in sich selbst ihr Ziel, sie verließ den Standpunkt des ausschließlichen Politikers sogut wie denjenigen des Moralisten, sie wollte sich selbst genügen, in sich selbst ruhen. Ranke bildete seine Schule.

III. Abſchnitt.

Die naturwiſſenſchaftliche Geſchichte.

(Du Bois-Reymond.)

Einleitung.

Die Auffassung der Geschichte, welche in den letzten zwei Menschenaltern alle ernste Forschung beherrschte, ist oftmals zum Gegenstande gerechter Bewunderung und eingehender Erklärung, zuweilen auch selbstzufriedener Berühmung gemacht worden. Alle Versuche, das weitausgedehnte und großartige Gebiet der modernsten Historiographie unter einem einheitlichen Gesichtspunkte der Aufgaben, Ziele und Methoden zusammenzufassen, sind aber meist gescheitert. Man hat immer nur mehr negativ, als positiv das geistige Arbeitsfeld dieser Wissenschaft zu begrenzen gewußt. Man wolle es nicht theologisch, nicht philosophisch, nicht ausschließlich politisch, nicht ausschließlich juristisch beeinflußt wissen, aber man war unsicher in der genauen Angabe dessen, was die fieberhafte Thätigkeit der erwachten Forschung will und soll. Man sprach von objektiver Geschichtserkenntniß, von kritischer Feststellung der Thatsachen, von einer exakten Wissenschaft, welche die Lebensschicksale der Völker aufdeckt, aber in allen Definitionen dieser Art ist immer sehr vieles dunkel geblieben. Es konnte doch nicht davon die Rede sein, dem Geschichtsforscher zuzumuthen, daß er alle Thatsachen oder auch nur alle Thatsachen, welche den Menschen, oder die menschliche Gesellschaft, oder auch nur einen gewissen Kreis von Völkern berühren, exakt und kritisch feststellen solle. Und wenn einige diesen Kreis von historischen Objekten verengert hatten, kamen immer wieder andere, welche eine Erweiterung in räumlicher und zeitlicher, in persönlicher und sachlicher Beziehung forderten. Die einen durften wohl der Meinung sein, daß es ihre Aufgabe wäre, sich mit gesellschaftlichen und staatlichen Dingen zu beschäftigen, die anderen ver-

langten aber mehr und beklagten sich, man habe ihnen in den Büchern der Geschichte gerade das vorenthalten, was den Geist des Menschen, was seine Kultur betrifft, was ihn erst zum wahren Menschen mache.

Glücklicherweise ist in dem Strudel der Meinungen über das, was die Geschichte leisten sollte, die rüstige Arbeit und die Lust an der Erforschung der Vergangenheit nicht untergegangen, das Interesse an jedem Einzelnsten und Kleinen ist nicht vermindert worden. Ueberall fand der Forschungstrieb einen reichen Lohn in der Eröffnung neuer Beziehungen zwischen der Gegenwart und Vergangenheit, die geschichtliche Betrachtung der Dinge wurde mehr und mehr in das Zentrum aller Wissenschaft überhaupt gestellt.

Im engeren Sinne des Wortes schloß sich die Geschichtsforschung ohne viel zu fragen und zu philosophiren an einen Kreis von hervorragenden Chorführern, unter denen der Geist Leopold Rankes das Szepter führte. Es hatte guten Grund, daß die jüngere Generation nicht in eitlem Selbstbehagen mit Zweifeln und Bedenken über die eingeschlagenen Wege die Zeit verlor, sondern den Meistern emsig folgte. Eine Stufe von Detailkenntnissen konnte auf diese Weise, wie in keiner früheren Zeit erreicht, ein Reichthum an Resultaten erworben werden, welcher alle Epochen alter und neuer Historiographie bei weitem übersteigt.

Wollte jemand eine zusammenhängende Darstellung der geistigen Entwickelung dieser Wissenschaftsgebiete liefern, so könnte es nicht schwer sein von dem festen Punkte aus, welchen die Geschichtschreibung mit Ranke gefunden hatte, die verschiedenen Richtungen zu zeichnen, nach welchen eine ungewöhnliche Zahl von Arbeitern in den letzten drei Dezennien sich gruppenweise, schulgerecht und doch wieder in manchen Hauptanschauungen und Antrieben vereint über das gesammte Gebiet vertheilten. Es müßte sich ein Bild von seltener Bewegung und außerordentlicher Lebensfrische geben lassen, wie es die Maler seit dem bewunderten Versuch der Schule von Athen oftmals versuchten, das geistige Leben der Zeiten plastisch vorzustellen. Ob sich für eine solche Darstellung einer historischen Akademie der Pinsel eines Künstlers finden wird, mag dahingestellt bleiben, aber der Geschichtschreiber der Geschichte müßte hier das zu leisten suchen, was Rafael einst für

das Alterthum in seiner Farbensprache gethan hat. Ohne Ueberhebung dürften diese verdienstvollen Männer deutscher Wissenschaft eine gerechte Anerkennung der Nation hierin erblicken, denn wenn sich diese allmählich zum Bewußtsein einer großen Staatseinheit erhob, so hatten ohne Zweifel diejenigen kein geringes Verdienst daran, welche die Bilder der Vergangenheit entrollten und Beispiele für die ererbte Größe aus dem Schutte der Jahrhunderte gegraben haben.

Die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der Geschichte steht in unseren Tagen als etwas in sich Ruhendes, fest Geschlossenes und Imponirendes da; es war nicht noth, daß man in dieser festen Burg sich leicht bedroht fühlte, wenn hie und da ein Ruf erscholl, daß es vielleicht noch höhere Aufgaben geben könnte, welche die Forschung zu lösen hätte. Einzelne Symptome einer neuen Betrachtung menschlicher Dinge wirkten auch auf anderen Gebieten der Geisteswissenschaften stark reformirend, wie in der Philosophie, die sich dem Einflusse der Naturbeobachtung längst nicht mehr entziehen konnte. Ein dunkler Drang, auf dem Gebiete der menschlichen Geschichte dasjenige zu finden, was der Naturforscher sein Gesetz nennt, ist mit immer größeren Ansprüchen hervorgetreten. Das ungemeine Aufsehen und die nicht zu unterschätzende Einwirkung, welche Buckle seiner Zeit hervorbrachte, beruhte auf einem mehr empfundenen, als deutlich erkannten Bedürfniß dieser Art. Man stürzte sich auf die dürftigsten Resultate einer geschichtlichen Betrachtung der Dinge, sobald dieselben auch nur die Form mit den verständlich zuverlässigen Sätzen der Naturforschung gemein hatten. Die meteorartige Erscheinung Buckles stärkte die sogenannte kulturhistorische Forschung, obwohl diese mit der Naturwissenschaft zunächst nichts anderes gemein hatte, als die ungeheuere Aufspeicherung von Materialien.

Aber schon diese nützliche Beschäftigung schien manchen Gelehrten zu der voreiligen Vermuthung berechtigen zu wollen, daß in dem Betriebe unserer Geschichte die eigentlich leitenden Gesichtspunkte auf einem anderen Fleck gesucht werden müßten. Es stellte sich in weiteren Kreisen das seltsame Gerede von den nutzlosen Kriegen, der menschenverderbenden Politik und Staatskunst, dem nichtigen Treiben der Staatshistoriker, der eitlen Bewunderung falscher Größen, der Menschheit mit unbescheidenem Lärm ein. Der Nihilismus schien

unter der siegreichen Fahne der Naturwissenschaft von dem Gebiete der Staatsgeschichte Besitz ergreifen zu wollen.

Als der Hauptvertreter dieser Richtung darf unbestritten Du Bois-Reymond gelten, der zwar bis heute weit entfernt geblieben ist, das was er von der Geschichtschreibung erwartet, selbst auszuführen, aber mit solcher Deutlichkeit und Unverfrorenheit die äußersten Konsequenzen der bezeichneten Anschauung gezogen hat, daß es einem Manne von solcher Bedeutung gegenüber als eine Pflicht erscheint, sich mit der sogenannten neuen Richtung auseinandergesetzt zu haben.

Es handelte sich nicht um eine Ehrenrettung jener Thätigkeit, welche auf dem Gebiete der Geschichte seit zwei Menschenaltern herrschte, sondern um die Frage, ob die Richtung, welche Du Bois-Reymond empfiehlt, irgend eine wissenschaftliche Basis habe, oder nicht. Denn man könnte möglicherweise mit dem Vertreter dieser wissenschaftlichen Auffassung darin völlig übereinstimmen, daß die Geschichte eine Reihe von Problemen nicht in Betracht gezogen hat, welche zur Erklärung der Erscheinung unbedingt nöthig sind, und dennoch seinen Vorgang als einen völlig verfehlten halten. Und in der That dürfte sich die Geschichtsforschung, selbst wenn ein Gegner von der Bedeutung Du Bois-Reymonds gänzlich zu Boden gestreckt wäre, nicht in einer falschen Sicherheit wiegen.

So entgegenkommend man aber auch sich zu den Fragen stellen würde, welche dem Naturforscher von der jetzigen Geschichtswissenschaft ungelöst und selbst unbeachtet gelassen erscheinen, niemals würde doch etwas Besseres zu erlangen sein, wenn man von jenen Methoden absehen würde, welche einzig und allein Vergangenes gegenwärtig zu machen im Stande sind. Diese Methoden weisen aber auf die wirkliche Erforschung dessen, was die Vergangenheit selbst überliefert und von sich ausgesagt hat. Man kann nicht die Geschichte untergegangener Staaten nach denselben Prinzipien behandeln, wie die Geschichte der Erdrinde, weil wir bei der ersteren nur Handlungen in Betracht zu ziehen haben, welche nach Wahl einer Person vollzogen worden sind, die sich auch anders entscheiden konnte. Infolge dessen wird jeder Schritt über das Gebiet der Thatsache hinaus in der Geschichte nur zu einer Motivenerkenntniß persönlicher Art führen können, während die Erscheinungen der Natur sich sogleich zu einem Gesetze von allgemeiner Giltigkeit erheben.

Wenn also der Naturforscher in dem Betriebe der geschichtlichen Wissenschaft einen Mangel an Erkenntniß der Gesetze empfindet, so müßte er doch jedenfalls anerkennen, daß das Objekt der Untersuchung hier erst durch die Einfügung eines Zwischengliedes gewonnen werden könnte, jenes, welches die Wirkungen hervorgebracht hat, nämlich des Individuums, oder des handelnden Menschen. Der bei dem geschulten Naturwissenschaftler auffallendste Irrthum in geschichtlichen Dingen scheint darin zu liegen, daß er sich in dem Forschungsobjekt vergriffen hat. Er ist der Meinung, es fehlte an einer Einsicht in den objektiven gesetzlichen Gang der Dinge, und will mittelst der Anwendung einer naturwissenschaftlichen Formel dieselbe dadurch beschaffen, daß er von allen individuellen Gründen der Dinge absieht, und die von der Geschichte in ihrem Thun eifrig beobachteten Individuen aus der ganzen Rechnung ausstreicht!

Man möchte es vielmehr begreifen, wenn der Naturforscher der heutigen Geschichtswissenschaft gerade die umgekehrten Vorwürfe gemacht hätte. Er durfte sagen: der Historiker packt seine Sache nicht so exakt an, wie die Naturforschung dies gewohnt ist. Er beschäftigt sich zu ausschließlich mit den Wirkungen, statt auf die Ursachen zu analysiren. Er steht noch auf dem Standpunkt der alten Aerzte, welche sich immerfort mit dem abstrakten Begriff der Cholera beschäftigten, während die gesunde Naturforschung längst nach dem Bacillus gesucht und dessen fatale Gewohnheiten studirt hat. Daß dagegen ein Naturforscher, der soviel Interesse für geschichtliche Dinge an den Tag legt, gerade den umgekehrten Weg einschlägt und sich daran macht, die vagen Begriffe der Kultur noch mehr zu verallgemeinern, als ohnehin schon geschieht, und das Gesetz in einer noch abstrakteren Formel zu suchen, als es der abstrakteste Historiker bis jetzt gethan hat, dies muß eigentlich als etwas höchst Verwunderliches betrachtet werden und scheint zu beweisen, daß auch der Naturforscher in ganz verkehrte Bahnen fällt, wenn er das ihm ungewohnte Gebiet geistiger und gesellschaftlicher Entwickelungen betritt.

Sollte die Geschichtsforschung analogere Wege mit der Naturwissenschaft gehen, so dürfte sie sich von den geschichtlichen Spezialitäten nicht noch mehr entfernen, als sie dies ohnehin schon vermöge ihres eigenen Abstraktionsbedürfnisses gethan hat; sie müßte das

Objekt ihrer Untersuchung noch bei weitem mehr individualisiren; sie dürfte nicht bei gewissen Aeußerungen des menschlichen Willens stehen bleiben, sondern müßte die Gesetze des Werdens aus den handelnden Personen selbst deduziren. Man könnte sich eine naturwissenschaftliche Betrachtung geschichtlicher Dinge vorstellen, welche alle objektiven Erscheinungen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens lediglich auf die Veränderungen zurückzuführen geneigt wäre, welche im Laufe der Zeit mit den handelnden Personen selbst vor sich gegangen sind. Die unendliche Reihe der Entwickelungen vom niederen zum höheren Organismus könnte möglicherweise in die menschliche Geschichte hinein fortgesetzt werden wollen, aber es ist klar, daß eine Untersuchung dieser Art die Natur und Wesenheit des historischen Menschen in erster Linie ins Auge fassen müßte, nicht aber mit den allgemeinen Kategorien dessen, was man Kultur nennt, operiren dürfte.

Wenn man überhaupt von Kulturgeschichte redet, so sieht man die Resultate der menschlichen Handlungen als etwas für sich Bestehendes und in sich selbst Entwickeltes an und abstrahirt von allen Umständen, welche dieselben ermöglicht haben. Die Kulturgeschichte spricht von der Dampfmaschine, von der Eisenbahn, vom Telegraphen, aber nicht vom Handelsminister, vom Eisenbahnerbauer und Schaffner, auf deren Thätigkeit es zurückzuführen ist, wenn die räumlichen Vorstellungen der modernen Menschheit sich thatsächlich und wesentlich verändert haben. Es ist daher eine große Täuschung, wenn man meint, daß irgend eine sachliche Untersuchung dessen, was man Kultur nennt, von den politischen Lagen auch nur einen Augenblick abzusehen vermöchte und am wenigsten würde eine solche abstrakte Erörterung über die sogenannte Kulturgeschichte den Namen einer naturwissenschaftlichen verdienen. Diese Art, die historischen Dinge nach den bloßen Resultaten der Handlungen zu zergliedern, ist weder Geschichte noch Naturwissenschaft, sondern eine Art philosophischer Konstruktion, welche noch immer nachwirkt, so sehr man sich auch einbildet, auf dem Boden der Erfahrung stehen geblieben zu sein.

Alle Versuche, auf diesem Wege die Geschichte mit der Naturwissenschaft zu versöhnen, müssen nothwendig mißglücken, weil das Objekt der Untersuchung von vornherein als vergriffen zu betrachten ist. Man sucht nach einem Gesetz der Entwickelung und meint dasselbe

außerhalb der geschichtlichen Faktoren finden zu können. So konnte es geschehen, daß eine hervorragende Autorität auf dem Gebiete der Naturwissenschaft ein beachtenswerthes Beispiel eines falschen Weges geschichtlicher Erörterung lieferte und dadurch eine bleibende Stelle in der Entwickelung der Geschichtsforschung erlangte. Durch Du Bois-Reymonds mißglückte Untersuchung ist man jetzt in die Lage gesetzt, mit voller Sicherheit zu erkennen, daß seine Methode, die Dinge zu betrachten gerade das Gegentheil von jenen Erkenntnissen erzielt, welche die moderne Naturwissenschaft sucht. Indem er ein ihm sehr fremdes Gebiet mit der Leuchte naturwissenschaftlicher Methoden erhellen wollte, ist es ihm geschehen, daß er sich gerade an den ersten Voraussetzungen seiner exakten Disziplin versündigte. Er wollte Aufklärungen über die Physiologie des historischen Menschen geben, analysirte statt des alten Aegypters bloß die in den Gräbern erhaltenen Mumien und bemerkte zu spät, daß sein Sezirmesser statt in Herz und Muskelfleisch bloß in die Ausstopfungsingredienzien gerathen war. Gerade für einen Mann der Naturwissenschaft war es der denkbar unglücklichste Zufall, das Löwenfell des Kürschners für einen wirklichen Löwen gehalten zu haben.

Man dürfte aber nicht aus diesem Mißgriffe den Schluß ziehen, daß die Versuche völlig unberechtigt oder gar unnützlich gewesen wären, der heutigen Geschichtsforschung gegenüber auf noch höhere Einsicht in die geschichtlichen Dinge zu bringen. Die Selbstgenügsamkeit und Selbstzufriedenheit, zu welcher die wissenschaftliche Arbeit in allen Gebieten neigt, einigermaßen erschüttert zu haben, bleibt ein Verdienst von jedem, welcher neue Wege einzuschlagen räth. Wenn auf der einen Seite Buckle, auf der andern Seite Du Bois-Reymond sich von den Resultaten der heutigen Geschichtswissenschaft nicht befriedigt finden wollten, und wenn ihre gleichwohl nicht gelungenen Versuche von einer großen Zahl Gebildeter mit einem ganz erstaunlichen Enthusiasmus aufgegriffen wurden, so beweist dies hinreichend, daß in den Resultaten oder in der Methode eine Lücke fühlbar sei. Der verständige Historiker kann sich der Frage nicht entschlagen, ob es nicht an der Zeit wäre, höhere Aufgaben und Forderungen zu stellen, und ob der stufenweise Fortschritt, welcher in der Wissenschaft seit mehr als drei Menschenaltern beobachtet werden konnte, nicht etwa

einem Beharrungszustand gewichen sei. In dieser Richtung könnte keine Wissenschaft der schärfsten Selbstkritik entbehren und ein verhängnißvoller Irrthum ist es allemal, wenn die Vertreter einer Disziplin sich bei dem erreichten Ziel beruhigen zu können meinen. Es soll hier nicht untersucht werden, ob in der Historiographie das Vorurtheil nicht allzusehr verbreitet sei, daß innerhalb gewisser Schulen überhaupt der höchste Gipfel menschlicher Einsicht in die geschichtlichen Dinge erreicht worden sei, und daß es eigentlich nur noch darauf ankommen könne, das glücklich erlangte Verständniß durch kritische Publikationen der Quellen allgemeiner zu verbreiten.

Dieser ein wenig allzu optimistischen Auffassung des gegenwärtigen Standes der geschichtlichen Wissenschaft sollte durch den nachfolgenden Aufsatz nicht Vorschub geleistet werden. Derselbe ist vielmehr unter der Voraussetzung geschrieben worden, daß die Empfindung des Naturforschers, in der Historie liege etwas Ungenügendes, was seinen Bedürfnissen der Erkenntniß menschlicher Dinge nicht entspreche, die größte Beachtung verdiene. Je mehr der Versuch, etwas Besseres an die Stelle der jetzigen Geschichtsbetrachtung setzen zu wollen, als ein fundamental mißglückter nachgewiesen werden konnte, desto weniger braucht hier verkannt zu werden, daß aus demselben eine Warnung zu entnehmen sei, sich nicht allzu wohl und selbstzufrieden auf den errungenen Lorbeeren auszubreiten. Es liegen Fragen, große, eingreifende und nicht abzuweisende Räthsel der geschichtlichen Entwickelung vor, die selbst im engsten Begriffe der Staatshistorie ungelöst und, was schlimmer ist, von manchem ungeahnt und unerkannt geblieben sind.

Die „bürgerliche“ und die naturwissenschaftliche Geschichte.

„Wie diese Geschichte andere Gedenktage hat als die bürgerliche Geschichte, so sind freilich auch ihre Könige und Helden andere als die, welchen die Welt gewohnt ist ihre gedankenlosen Huldigungen darzubringen.“

E. Du Bois-Reymond, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft. Ein Vortrag, Deutsche Rundschau Jhrg. IV, Hft. 2 S. 232.[1]

Es ist nicht meine Absicht, durch das voranstehende Motto meine Fachgenossen gegen Herrn Professor Du Bois-Reymond von vornherein einzunehmen oder gar aufzuregen, obwohl ich mich durchaus zu jener gedankenlosen Welt mitrechne, welche Königen und Helden der bürgerlichen Geschichte fortwährend ihre Huldigungen darbringt. Ist es auch ein hartes Urtheil, wenn man vielleicht sich gestehen sollte, auf solche Weise ein halbes oder ganzes Leben verloren zu haben, so scheint es mir doch, daß die bürgerliche Geschichte denen nur dankbar sein kann, welche sie zuweilen von außen her rütteln und nöthigen, Rede zu stehen. Denn wenn ich auch nicht glaube, daß die Naturwissenschaften in ihrer neuesten Anwendung die bisherige Historie bestimmen dürften, sich selber aufzugeben, und wenn die tägliche Erfahrung auch lehrt, daß das Selbstbewußtsein jedes Kreises und Zweiges der Wissenschaften bis in die kleinsten Verästungen herab besonders in Deutschland hinreichend gestärkt und gekräftigt ist, um nicht fürchten zu müssen, daß man sich dadurch besonders stören lasse, was jemand außerhalb der nächsten Genossenschaft sagt, so finde ich es doch wahrhaft beunruhigend, wenn ein so hochstehender Mann wie Du Bois-Reymond eine so geringe Meinung davon hegt, was in einem andern Theile der wissenschaftlichen Welt von einer großen

[1] Seither wurde der Aufsatz Du Bois-Reymonds in Reden, erste Folge S. 240 ff. wieder abgedruckt und S. 297 hinzugefügt, daß demselben den Historikern zu Gefallen eine andere Deutung zu geben wäre. Wenn es sich aber bloß darum handelte, den preußischen Schulplan zu besprechen, so ist der Weg dazu durch die Kulturgeschichte und Naturwissenschaft wohl etwas umständlich.

Zahl von Arbeitern täglich geschieht. Es mag sein, daß bei dem heutigen Betriebe der Wissenschaften ein gelehrterer Mann als ich sich gesagt haben würde, es schicke sich nicht, mit Du Bois-Reymond zu streiten, der als Autorität seines Faches „von seinem Standpunkt" schon das Richtige gesehen und gesagt haben wird, wie wir denn „von unserem Standpunkte" aus dabei bleiben können, unseren Königen und Helden zu huldigen. Wenn nur jeder von seinem Standpunkt aus das Richtige sieht, so bestehen die Wissenschaften friedlich neben einander und fördern sich unbewußt, ohne daß eine die andere stört, oder in der Meinung der Menschen herabsetzt. Es mag sein, daß eine gewisse exakte Behandlung in jedem Zweige der Wissenschaften es als das Erprobteste ansieht, um anderes, was andere sagen, sich wenig zu kümmern; Du Bois-Reymond gehört nicht zu jenen, welche über des Nachbars Zaun nicht einmal hinüber zu sehen wünschen, und wenn irgend ein Aufsatz beweist, daß er es nicht auf seine Fachgenossen abgesehen habe, so ist es der erwähnte, welcher den Titel trägt „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft". In dem größeren Kreise, für den er bestimmt ist, sollte derselbe einen besseren Geschmack für geschichtliche Dinge begründen. Ich bin nicht ohne Hoffnung mich mit dem Verf. über einen und andern Punkt zu verständigen, denn ich gehöre nicht zu den letzten von jenen, welche durch die Freude an kunstvoll gegliederter Rede eher in die Gefahr gerathen, zu viel, als zu wenig zuzugestehen. Ich konzedire dem Verf. auch heute ein volles Maß der Berechtigung, in Fragen geschichtlicher Theorie sein schwerwiegendes Wort in die Wagschale zu werfen; ich konzedire ihm sogar noch mehr: Nicht die „bürgerliche", aber die sogenannte universale Geschichte hat sich im Anschluß an eine aus dem Mittelalter überkommene Methode einer Menge von Aufgaben unterzogen, deren Lösung unbestritten heute nur von der Naturwissenschaft zu erwarten ist. Was der Mensch, der auf seinen Schultern den Neanderschädel trug, zu denken, zu wollen und zu handeln fähig war oder nicht, mag der Naturforscher vermöge seiner Kenntniß von den Funktionen des Gehirns vollständig oder theilweise bestimmen können, der Historiker steht vor dem ausgegrabenen Reste der Vergangenheit stumm; und wenn er dennoch etwas darüber sagt, so muß er dasjenige nachbeten, was ihn der Naturforscher gelehrt,

...ilettant in einem Fache geltend, welches nichts ...in hat, auf deren Behandlung ihn seine Dis... ...er auch für jene Epochen vergangenen Lebens, ...eg die historische Zeit zu nennen pflegt, giebt es ...en sicherlich nur auf dem Wege der Naturforschung ...t. Wenn es wahr ist, daß im 12. und 13. Jahr... Schädel des Menschen anders beschaffen war als im ..., so mag der Naturforscher hieraus allerlei Schlüsse ziehen, ...n Historiker nur zum Theile, ja meist nur in den gröbsten ... verständlich sein mögen: aber die Wirkungen, welche Dantes ...comedia ganz objektiv auf Welt und Nachwelt geübt, werden ...ehrt nicht im mindesten durch die Frage alterirt, welche Ent... ...elung des menschlichen Gehirns selbst in historischer Zeit noch ...chweisbar sei. Es giebt für die Betrachtung der Geschichte, wenn ...man sie in dem Sinne des Wissens von alle dem, was sich ereignet hat, verstehen wollte, eine Summe von naturwissenschaftlichen Thatsachen, die auf das Leben der Menschen in vor- und nachhistorischer Zeit gewaltige Wirkungen ausgeübt haben. Die Natur, in der er wohnte und wuchs, das Brot, das er aß, die Thiere, die er züchtete, die Ungeheuer, welche ihn fraßen und die Krankheiten, welche ihn tödteten, — wo wäre der historische Gelehrte, welcher von all diesen Dingen auch nur so viel klar und wissenschaftlich verstände und nach Ursachen und Wirkungen zu ergründen vermöchte, daß er sich nicht vor sich selber schämte, wenn er es auf eigene Faust unternähme, über Geographie und Ethnographie, Geschichte der Pflanzen und Thiere, der Krankheiten und der Heilkunst, der Erfindungen und der Entdeckungen, kurz im ganzen Gebiete der irdischen Veränderungen Forscher sein zu wollen. Ich begreife es ganz, wenn hier die Naturwissenschaft Besitz zu ergreifen oder vielmehr ihren Besitz zu vertheidigen gesonnen ist. Daß auf diesen Gebieten ein gewaltiges Feld der geschichtlichen Forschung mit jedem Jahre reichere Ernten bietet, daß die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Geschichte geeignet sind, Gemeingut aller Gebildeten zu werden und auch auf andere Zweige der historischen Forschung Einfluß nehmen können, ist greifbar und bedarf kaum einer umständlichen Erörterung und Beweisführung; daß aber neben den Thatsachen, welche nur auf naturwissenschaftlichem Weg

erklärt werden können, eine Reihe von Wirkungen aus der Vergangenheit zu der Gegenwart spricht, welche auch der kühnste Naturforscher als eine ihm fremde Welt anerkennen muß, dies ist es, was zunächst festgehalten werden muß, wenn man die Arbeitsgebiete rein halten will. Du Bois-Reymond erkennt doch selbst an, daß es eine bürgerliche Geschichte giebt, er findet sie — ich möchte nicht gleich anfangs unfreundlich werden — nur eben weniger interessant als seine naturwissenschaftlichen Betrachtungen. Das ist eine Geschmacksache, die zuletzt darauf hinausläuft, daß sich der eine mehr in dem einen, der andere mehr in dem andern Gebiete heimisch findet.

Wenn sich also nicht leugnen läßt, daß zwischen Erforschung der bürgerlichen und der naturwissenschaftlichen Geschichte ein gewisser Unterschied besteht, so darf man fragen, wer sind diejenigen, welche durch eine fortwährende Vermengung derselben zu einer Aufstellung von unmöglichen Aufgaben gelangen; wer verschuldet es, wenn die Forscher auf dem einen Gebiete geringschätzig von denen auf dem andern denken? Liegt nicht vielleicht ein Mißverständniß darüber vor, was die einen und die andern zu thun haben, und wäre nicht der ganze Streit zu vermeiden, wenn man säuberlich auseinanderhielte, was vermöge ihrer besondern Methoden den einen und den andern zu lösen frommt? Aber gegen diese prinzipielle Trennung hat seit einigen Dezennien die Kulturgeschichte Einsprache erhoben. Sie ist eine Tochter der Bestrebungen einer früheren Zeit, die Menschheit in allen ihren Aeußerungen monistisch begreifen zu wollen. Für die fortschreitende Entwickelung aller im Menschen lebenden Keime, Kräfte, Fähigkeiten hat man den Begriff der Kulturgeschichte aufgebracht, die uns in die glückliche Kenntniß alles dessen mit einem Male setzen soll, was die Natur, der Geist, die Gesellschaft, der Staat hervorgebracht haben. Das ganze Geheimniß des Lebens verspricht man uns auf diesem Wege zu enthüllen; weil aber doch alles, was im Raume und in der Zeit geschieht, auf natürliche Grundlagen zurückgeht, so giebt es für diese Wissenschaft selbstverständlich keine Grenzen ihrer Forschung, und wenn der Naturforscher die „bürgerliche Geschichte" verschmäht, so zieht ihn die Kulturgeschichte mit unwiderstehlicher Gewalt an sich.

Man mißverstehe mich nicht: Was die Naturforschung leistet, leistet sie sicherlich nicht bloß für sich, sondern für alles Wissen über-

haupt. Ohne die Naturwissenschaft gäbe es keine denkbare Erkenntniß von der Sprache, ohne die Sprache keine geschichtliche Ueberlieferung. Die ältesten Ueberlieferungen werden nur durch die Naturwissenschaften korrigirt, und die „mosaische Urkunde des Menschengeschlechts", wie man sich im vorigen Jahrhundert ausdrückte, wäre heute noch eine wirkliche Quelle unserer Kenntniß ohne Naturwissenschaft. Alle Wissenschaft ist eins, und auf dem Standpunkt des Allwissenden giebt es sicherlich keinen Unterschied zwischen Mathematik und Völkerrecht, wie schon jene Philosophen vorauszusetzen schienen, welche die Harmonie der Sphären lehrten. Auf dem Standpunkt der Allwissenheit wird es ohne Zweifel selbst zwischen der bürgerlichen und Kulturgeschichte Brücken geben, die für beide Disziplinen gleich erfreulich sein mögen.

Für die beschränkteren Aufgaben, welche die heutige Wissenschaft erfüllen sollte, handelt es sich aber darum, festzustellen, was die Naturwissenschaft als ein auf sich gestelltes Gebiet der Forschung zur Erkenntniß dessen, was man Kulturgeschichte nennt, zu leisten vermag. Ich glaube neidlos diese Frage beantworten zu können, da ich von vornherein zugestanden habe, daß der Mann, welcher als Historiker die Sache anfaßte, an allen Ecken und Enden scheitern müßte; ich glaube nicht an eine Lösung der Probleme dessen, was man Geschichte der Menschheit, Universalgeschichte, Kulturgeschichte u. s. f. nannte, mittelst der Methoden, die dem gemeinhin als Geschichtsforscher bezeichneten Gelehrten zu Gebote stehen. Aber ich halte mich für berechtigt, andrerseits zu fragen, ob denn das, was die gemeinhin sogenannte Naturforschung in dieser Hinsicht bis jetzt geleistet, auch nur die leiseste Befriedigung gewähren könnte. Es wird gestattet sein und ist wohl auch der Mühe werth, einen Versuch solcher Art ganz besonders zu prüfen, wenn er von du Bois-Reymond herrührt.

Wenn man die Ergebnisse, welche aus dem schönen Bunde von „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft" gewonnen worden sind, im ganzen betrachtet, so wird man vielleicht die Meinung des Verf. am besten dahin zusammenfassen, daß die Entwicklung der Menschen zusammenfalle mit dem Grade der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, welche sie im Laufe der Zeit sich angeeignet haben, und auf deren

höchster Vollkommenheit dasjenige beruht, was man unsere heutige Kultur nennt. Die Naturwissenschaften mit ihrer technischen Anwendung für das praktische Leben erscheinen dem Verf. nicht nur als der ausgesprochene Zweck der menschlichen Kulturgeschichte, sondern sie sind in seinen Augen auch die einzige sichere Garantie für die Erhaltung dieser Kultur. Somit dreht sich der Mikrokosmus um die Frage, wie viel oder wenig von der Erkenntniß der Natur er sich zum Bewußtsein gebracht hat. Wenn Buckle meinte, daß der wahre Fortschritt von der Erkenntniß der Wahrheiten und der Gesetze der Natur abhänge, so trifft dies wenigstens bis zu einem gewissen Grade mit Du Bois-Reymonds Auffassung zusammen; aber auch die Philosphie der Geschichte hat in etwas allgemeineren Ausdrücken von Kant bis Hegel Aehnliches bemerkt. An den letztern erinnert es sogar sehr stark, wenn die neue kulturgeschichtliche Theorie den Gegensatz zwischen den Erfindungen der „Urzeit" und den Forschungen der Neuzeit auf die einfachen Kategorien des bewußten und des unbewußten Schaffens der Menschen zurückführen zu müssen glaubt. Man wird sofort an Hegels An-sich-sein und An-und-für-sich-sein erinnert.

In einer Zeit, in welcher es „noch keine Wissenschaft" gegeben, findet Du Bois-Reymond auch seinerseits die Thatsache unaufgeklärt, wie eine Reihe von so fundamentalen Erfindungen und Entdeckungen von den Menschen gemacht werden konnte, daß man sehr geneigt wäre, die Fortschritte der späteren Zeiten sogar gering dagegen anzuschlagen. „Hebel, Walze, Keil und Beil, Keule und Speer, Schleuder, Blaserohr, Ruder, Segel, Steuer, Netz und Angel" — erwarben dem Menschen „unstreitig früh den ihm von Benjamin Franklin beigelegten Namen des werkzeugmachenden Thieres." Nun ist gewiß nicht zu leugnen, daß der erste Schritt in einer Kunst als der schwierigste zu gelten hat: woher soll also der qualitative Fortschritt in der Beschaffenheit des Menschen bewiesen werden, wenn sich dieser schon in seiner „ersten Kindheit" als ein Erfinder von so eingreifender Art gezeigt hat, daß Tausende von Jahren nachher verstreichen konnten, ohne daß derselbe es sehr viel weiter gebracht hat, als wo er in seiner „Kindheit" schon gewesen ist?

Wir glauben noch etwas anderes hinzufügen zu können, wogegen Du Bois-Reymond kaum eine Einwendung erheben dürfte. Ist

nicht auch die Erfindung der Sprachen in die Reihe jener Werkzeuge zu setzen, welche den Menschen vom Thiere sehr wesentlich unterscheiden? Selbst als Naturprodukt gefaßt, spielt sicherlich die Sprache eine ebenbürtige Rolle in der Entwicklung des „Urmenschen", wie das Feuer und das Kochen. Aber alle diese Thatsachen einer unvordenklichen Vergangenheit sind nackte Thatsachen; was wir zu erfahren wünschten, würde eigentlich erst rechtfertigen, daß man von einer Geschichte der „Urzeit" zu sprechen wagt. Denn eben die Frage, wie der Mensch dazu gekommen ist, dergleichen „in einem Zeitalter, wo es keine Wissenschaft giebt", zu erfinden, wäre eine würdige Aufgabe der Erklärung für den Naturforscher. Daß von dem Historiker — dem bürgerlichen — hierüber nichts erforscht werden kann, da keine Urkunde über diese Dinge Auskunft giebt, ist mir von vornherein klar. Daß aber der Naturforscher auch seinerseits sich damit begnügen muß, uns zu versichern, es wäre eben ein Zeitalter gewesen, wo der Mensch „unbewußte Schlüsse" machte, scheint mir betrübend. Diese „unbewußten Schlüsse" sind nicht viel besser als das Hegelsche An-sich-sein, und wollte man die Urgeschichte Du Bois-Reymonds auf eine einfache geschichtliche Formel zurückführen, so lautete sie ungefähr so: Als das werkzeugmachende Thier das Ruder erfand, so hat es gerudert, und als es die Sprache besaß, so hat es gesprochen. Wenn uns was ich vielleicht fälschlich voraussetze, die Naturforscher nichts Weiteres zu sagen vermögen, so kann ein Moses unter ihnen auch bei dieser Geschichte der Urzeit beruhigt hinzufügen: und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.

Bei weitem mehr als von der „Urzeit" scheint von dem „anthropomorphen Zeitalter" bekannt zu sein, denn die Quellen desselben sind durchaus nicht neu, sondern werden aus Homer und der Edda, aus Indien und Zentralasien bezogen. Was dabei den Anstrich gewinnt, als hätte es mit den Naturwissenschaften etwas zu thun, ist lediglich eine Frage, welche von Buckle und Lecky behandelt worden ist: wie weit die Natur und Lokalbeschaffenheit auf die ältesten religiösen Vorstellungen, auf das „anthropomorphe Zeitalter", Einfluß genommen. Ich beabsichtige hier nicht den Ausführungen Du Bois-Reymonds gegen Buckle und Lecky im mindesten zu widersprechen,

und glaube vielmehr dem ersteren danken zu sollen, daß er die Dürftigkeit und Beschränktheit jener naturwissenschaftlichen Erörterungen deutlich gezeigt hat; aber freilich vermag auch Du Bois-Reymond wenig mehr über die Entstehung und Abwandlung der ältesten Religionsvorstellungen der Menschen zu sagen, als daß dieselben „vermöge eines dem Geschlecht tief innewohnenden Zuges" entstanden seien.

Die Kulturgeschichte scheint auch hier mit und ohne Naturwissenschaft nicht sehr weit über jene allgemeinen Sätze hinausgekommen zu sein, die schon im vorigen Jahrhundert ganz gewöhnlich, und besonders zuletzt von Herder angeführt wurden. Eingreifenderer Veränderung aber in der Auffassung des historischen Stoffes begegnet man in dem neuesten Versuche eigentlich erst in jenen Epochen, wo sonst der „bürgerlichen Geschichte" ein weiteres Feld ihrer Thätigkeit eröffnet war und wo nun Kulturgeschichte und Naturwissenschaft die bisherigen ausgetretenen — vielleicht gedankenlosen — Wege zu durchkreuzen bestimmt sein werden. Hier ist denn auch vermöge meiner eigenen Beschäftigung der Punkt, wo ich mir einige mehr auf die Sache selbst eingehende Bemerkungen gegen Du Bois-Reymond wohl erlauben darf. Bevor ich jedoch die wesentlichsten Differenzen unserer Ansichten bespreche, wird es nöthig sein, den Gedankengang des Aufsatzes kurz zu bezeichnen, da vielleicht der letztere manchem meiner Leser nicht zur Hand sein möchte.

„Das spekulativ-ästhetische Zeitalter", in welches die Griechen aus der anthropomorphen Periode geriethen, hat unserm Verfasser zufolge den Mangel, daß die gesammte Bildung der Menschen eine höchst einseitige, wenn man will beschränkte Richtung einschlug, welche zwar von einem entwickelten Schönheitsgefühl, aber von einer erstaunlichen Unfähigkeit Zeugniß giebt, die Natur zu verstehen, zu erkennen oder auch nur mit geübtem Auge anzusehen. „Naturwissenschaft hat es bei den Griechen und Römern nicht gegeben." Bei den Griechen und Römern! Denn auch für die naturwissenschaftliche Kulturgeschichte ist die Welt durch diese zwei Völker so gut wie allein vertreten. Die Frage, welche sich aufdrängt, ob nicht vielleicht die alte Kultur der ostasiatischen Völker doch gewisse naturwissenschaftliche Voraussetzungen haben möchte, wenn dieselben den Griechen und Römern schon gänzlich fehlten, kümmert Du Bois-Reymond ebenso-

wenig, als den heiligen Hieronymus oder Eusebius die außergriechisch-römische Welt irgend beschwerte. Wie weit nun in der Zeit des Aristoteles, welcher nach dieser Ansicht immer doch nur ein spekulirender Kopf gewesen sein sollte, bei Chinesen, Japanern und selbst bei Aegyptern nicht doch eine „planmäßige Bewältigung und Ausnutzung der Natur durch den Menschen zur Vermehrung seiner Macht, seines Behagens und seiner Genüsse", worin der Verfasser das Kriterium unserer heutigen Naturwissenschaft erblickt, vorhanden gewesen sein möchte, wage ich als ein bürgerlicher Historiker nicht zu entscheiden. Ich bin aber doch auch nicht gewillt, die Behauptung anderer einfach anzunehmen, und fordere vor allem wenigstens eine gründliche Untersuchung aller jener Kultur, welche zur Zeit des Sokrates auf der Erde bestand, bevor ich den Satz zugebe, daß die Menschheit aus dem anthropomorphen Zeitalter in ein so einseitig spekulativ ästhetisches verfallen sei oder gar verfallen mußte.

Das Schlimmste freilich, was in der Welt geschah, kommt nach Du Bois-Reymonds Auffassung erst nach der spekulativen Epoche; denn nachdem schon die „Alten in der Naturwissenschaft so erheblich zurückgeblieben waren", hatten die neueren Barbaren das Unglück, die ästhetischen Momente der alten Kultur auch noch zu verlieren, und nun gar die ohnehin schon bedenkliche Spekulation des Aristoteles zu einer scholastisch-asketischen Weltanschauung fortzubilden. Das Resultat dieser schlimmen Entwickelung der Menschheit war natürlich, daß selbst gescheidte Leute wie Francesco Petrarca den Natursinn, den noch die Griechen besaßen, verloren hatten und das Zeitalter wiederum nichts von Naturwissenschaft verstand. Und dieser traurige Zustand dauerte tausend Jahre. Nun aber kam mit einem Male der Ursprung der neuern Naturwissenschaft, und was zu Du Bois-Reymonds eigener Verwunderung das Merkwürdigste war, ist dies, daß diese naturwissenschaftliche Richtung der Menschheit aus dem Wiederaufleben der Antike entstand. Denn „nun ergoß sich ein Strom verjüngter Gedanken durch Schulen, Schlösser, Städte, ja Klöster und spülte mit steigender Gewalt den stockenden Wust mittelalterlicher Wahnvorstellungen aus". Und wirklich! die Alten, welche selbst von der Naturwissenschaft gar nichts verstanden, bewirkten, da sie in staubigen Kodices dem Grabe entstiegen, den Ursprung der

Naturwissenschaft. Diese Erscheinung war nun dem Verfasser selbst so überraschend, daß er zu einer Erklärung nur auf dem Wege des Gleichnisses zu gelangen vermochte, welches letztere, selbstverständlich nur aus der Naturgeschichte gewonnen, einschlagen konnte. Denn „das Geschlecht, welches die Naturwissenschaft entfaltete", verhielt sich „zu den Vätern" — vielmehr zu den Müttern — seiner Bildung, „wie die Entenbrut zur Gluckhenne".

Diese Erklärung ist aber nicht die einzige, welche Du Bois-Reymond zu geben im Stande war, und es scheint fast, als ob ihm das Gleichniß nicht völlig genügte, denn er führt noch einen andern Umstand ins Treffen, welcher den auferstandenen Griechen zu Hilfe kam, um die neueste Zeit endlich in die Bahn der rechten Naturwissenschaft zu geleiten. Der Umstand, daß seit längerer Zeit und insbesondere durch jüdischen und arabischen Einfluß der Monotheismus den Menschen geläufig geworden wäre, bewirkte unter ihnen eine besondere Fähigkeit — naturwissenschaftliche Wahrheiten zu finden. „Die Idee eines Gottes, der keine anderen Götter neben sich duldet", „Jahrhunderte lang von Geschlecht zu Geschlecht gehegt, gewöhnte auch in der Wissenschaft den menschlichen Geist an die Vorstellung, daß überall der Grund der Dinge nur einer sei, und entzündete in ihm den Wunsch, diesen Grund zu erkennen." „Indem es der Menschenbrust das heiße Streben nach unbedingter Erkenntniß einflößte, vergütete das Christenthum der Naturwissenschaft, was es durch die Askese lange an ihr verschuldet hatte."

Unerklärt bleibt bei aller weltgeschichtlichen Hochachtung, die ich mit Du Bois-Reymond für den Monotheismus theilen kann, der eine Umstand, wie es kam, daß trotz einer tausendjährigen Angewöhnung desselben die Naturwissenschaft sich so spät demselben entwand, und wie ferner die Epoche des Ursprungs der Naturwissenschaft in den Fehler zurückfallen konnte, an dem Polytheismus der Alten so großes Vergnügen zu finden, daß darüber bekanntlich Monotheismus und Christenthum fast gänzlich vergessen wurden. Man hört häufig die Bemerkung, daß der menschliche Geist die wunderbarsten Widersprüche in sich vereinige; in der That läßt sich nicht einen Augenblick verkennen, daß die neueste Erklärung der Kulturentwickelung dieser Eigenschaft des Menschen im höchsten Grade entsprechen würde, aber

ich glaube auch, daß hierin ihre Vorzüge erschöpft wären. Denn wenn ich auch keineswegs der Meinung bin, daß eine Theorie der Menschheitsentwickelung dadurch besonders empfehlenswerth wäre, daß sie alle Erscheinungen möglichst glatt und wie nach den Vorgängen in einer chemischen Retorte auseinandersetzen wollte, so glaube ich doch eine gewisse Kausalität, auf deren bewußtes Verständniß Du Bois-Reymond für die Naturwissenschaften das größte Gewicht legt, auch bei historischen Ereignissen voraussetzen zu sollen. Ich darf doch für die Erkenntniß dessen, was man das geistige Leben nennt, die gleichen Forderungen stellen, wie für die naturwissenschaftliche Erörterung.

In der neuesten Theorie der Geschichte aber wäre das Meiste nur aus dem Gesetze des Widerspruchs zu erklären, und wenn man demselben seine volle Anwendbarkeit im Gebiete des wirklichen Geschehens menschlicher Dinge auch nicht bestreitet, so muß doch wenigstens der Gegensatz, der zur Erklärung dienen soll, nicht so allgemein sein, daß er auf jedes Zeitalter und jedes Verhältniß paßt. Wenn Du Bois-Reymond bemerkt, daß das Christenthum so viele Blutzeugen hervorbrachte, die für ihren Glauben starben, und daß es „daher auch an solchen nicht fehlen" konnte, die bereit waren, „für ihr Wissen in entsagender Hingebung zu leben und, wenn es sein mußte, dafür in den Tod zu gehen", so ist damit weder eine Charaktereigenthümlichkeit der christlichen Religion des Mittelalters noch eine ausschließliche Eigenthümlichkeit der Naturwissenschaft bezeichnet, denn weder jene noch diese besitzt ein ausschließliches Vorrecht auf Martyrien.

Du Bois-Reymond hatte wohl die Empfindung, daß selbst von dem Geringsten seiner Hörer und Leser ihm sogleich das Beispiel des Sokrates, der weder ein Christ noch ein Naturforscher war, entgegengehalten werden könnte; und er sah sich daher genöthigt, für seine Hypothese weiteren Raum zu schaffen. Die neuere Naturwissenschaft sollte mit einemmale — so versichert im weiteren Du Bois-Reymond — aus dem „furchtbaren Ernst der christlichen Religion" entstanden sein. Um nun aber durch Sokrates' Tod, welcher doch auch furchtbar ernst war, nicht gestört zu werden, erlaubt sich Du Bois-Reymond an diesem Ereigniß in einer Weise zu deuteln, die der Wahrheit nicht treu ist, und welche ich hier als einen ersten Fall verzeichne, wo unsere bisherige „bürgerliche Auffassung" der Ge-

schichte in zu festem Sattel sitzt, als daß sie von der neuen Kulturgeschichte durch einige Stöße geworfen werden könnte. Wenn neuerdings in dem Prozeß des Sokrates auf die Stellung der Parteien in Athen Gewicht gelegt worden ist und wenn man die politischen Beweggründe „bekanntlich" auch bei der Behandlung der alten Geschichte heute immer mehr und mehr würdigt, so wird es doch auch nicht einen einzigen Geschichtsforscher geben, welcher daran jemals auch nur zu denken gewagt hätte, daß Sokrates ein Opfer einer politischen Tagesfrage gewesen, und also so umgekommen wäre wie etwa in unserer Zeit die Märtyrer von irgend welchem Belagerungszustand. Wäre es nicht eine unglaubliche Verkennung der ehrlichen Arbeit einer ansehnlichen Zahl von Gelehrten, wenn die Kulturgeschichte und die Naturwissenschaft selbst an solchen fundamentalen Feststellungen der Geschichte in schematisirender Gewaltthätigkeit rütteln wollten? Die einfache Thatsache, daß Sokrates so gut wie Christus für seine Ueberzeugung starb, welche Lassaulx einmal zu dem jetzt fast vergessenen Versuch eines bis in den Wortlaut der Bibelstellen hineinreichenden Parallelismus benutzte, diese feststehende Thatsache dürfen wir bitten stehen zu lassen. Politische Beweggründe! Weiß Du Bois-Reymond nicht, daß sich Calvin hauptsächlich gegen Servet durch politische Beweggründe leiten ließ? Und bei Tausenden von Scheiterhaufen der spanischen Inquisition waren etwa weniger politische Beweggründe als bei dem Tode des Sokrates? Nein, dabei bleibt es; wenn nach Du Bois-Reymond zur Entstehung des naturwissenschaftlichen Geistes in der Weltgeschichte das Sterbenkönnen für seine Ueberzeugung nöthig war, so konnte Sokrates der größte Naturforscher geworden sein, der jemals existirte, und die Griechen brauchten sich heute den Vorwurf, daß sie keine Naturwissenschaft hatten, nicht gefallen zu lassen. Es folgt daraus, daß der Grund, weshalb wir heute Naturwissenschaft haben, nicht in der Befähigung der christlichen Menschen zum Martyrium gesucht werden kann.

Ueberhaupt scheint mir, daß Du Bois-Reymond das Wesen und den Charakter des Martyriums in Bezug auf die Entwickelung von Erkenntnißwahrheiten erheblich überschätzt, und daß ihm in diesem Punkte sein sittliches Wohlgefallen an gewissen großen Erscheinungen des Christenthums einen Streich gespielt haben mag, indem er diesen

schönen Zug in der Menschheitsgeschichte für den Aufbau seines „Wahrheitstempels“ des technisch-induktiven neuesten Zeitalters durchaus nicht entbehren wollte. Ich will nicht über den sachlichen Punkt streiten, inwiefern der Monotheismus in irgend welcher Richtung des Denkens auf den naturwissenschaftlichen Geist förderlich gewirkt haben mag; ich kann darüber nicht streiten, weil ich den weiten Spielraum des induktiven Gedankens durchaus nicht zu ermessen vermag; aber in der Motivirung, in welcher der Monotheismus nach Du Bois-Reymond auf die Hervorbringung des naturwissenschaftlichen Geistes wirken sollte, streift die Darstellung der Sache allzusehr das Gebiet der Willensverhältnisse, des Charakters, der Handlungen, kurz das Gebiet der „bürgerlichen Geschichte“, als daß man die Annahme gestatten dürfte, erst das Christenthum habe die Menschen befähigt, für Glauben, Meinung, Wissen zu sterben, und dadurch die Naturwissenschaften ermöglicht.

Man sieht, daß es ein unglücklicher Versuch der neuesten Kulturgeschichte war, sich auf das Gebiet von Thatsachen zu begeben, welche schon ihrer Natur nach nicht anders, als auf dem Wege des Studiums rein historischer Quellen beurtheilt werden können; aber der Verfasser giebt noch viele andere Beweise einer verfehlten Anwendung naturwissenschaftlicher Voraussetzungen auf geschichtliche Thatsachen. Wenn er den topographischen Plan der Hölle, welchen König Johann nach dem Inferno entwerfen konnte, im Ernst als einen Ausdruck naturwissenschaftlicher Ansichten des 14. Jahrhunderts betrachtet, so wird man wenigstens auch anderer Meinung sein dürfen; wenn ihm vom naturwissenschaftlichen Standpunkt überhaupt das Mittelalter einfach als ein „warnendes Beispiel davon erscheint, wohin, abgelöst vom Wirklichen, ohne die Offenbarung der Natur der sich selber überlassene menschliche Geist verirren kann“, so wird man dies wohl nicht für ganz gerechtfertigt halten, aber als einen Irrthum im gewöhnlichen Verstande des Wortes könnte man diese und ähnliche Behauptungen dem ganzen System gegenüber allerdings nicht bezeichnen.

Zweifelhafteren Charakters ist historisch genommen schon die Ansicht, daß neben den Gelehrten der spanischen Mauren nur die Kreuzzüge (!) etwas Mathematik, Astronomie und Medizin nach Europa gebracht hätten; Beda lebte eben lange genug vor der Berührung des

Abendlandes mit dem Islam, und die Gelehrsamkeit Gerberts hat zwar zu den Mauren aber zu den Kreuzzügen keinerlei Beziehung. Auf die letzteren wird überhaupt gemeiniglich etwas zu viel Kultur hinaufgepackt, obwohl es gegenüber der Darstellung Du Bois-Reymonds schwer wäre, von einem Zuviel zu sprechen, wo er überhaupt nur eine große Verirrung erblickt. Ich ergreife aber gern die Gelegenheit, abermals die volle Kompetenz des Naturforschers anzuerkennen, wo es sich um Fragen handelt, die sicherlich nur aus einer gründlichen Kenntniß der Naturwissenschaften und der Mathematik beantwortet werden könnten. Wenn es derselbe aber unternimmt, Erscheinungen des staatlichen Lebens, wie den Untergang des römischen Reiches, ebenfalls auf seine Weise naturwissenschaftlich erklären zu wollen, dann ist es allerdings Zeit, ihm ein energisches Halt zuzurufen. Denn bei einem so eingreifenden Unternehmen mußte er sich jedenfalls hüten, so massige Irrthümer vorzutragen, daß man ihn mit voller Sicherheit aus der geringgeschätzten „bürgerlichen" Geschichte widerlegen kann.

Nach Du Bois-Reymond läßt sich der Untergang des römischen Reiches nicht aus den „oft erörterten inneren Gründen" erklären, die man dafür anzuführen pflegt, denn er findet, daß „die Verhältnisse immer noch leidlich sich ordnen und beherrschen ließen"; für ihn steht fest, daß die Römer nur an dem oft beklagten Mangel an Naturwissenschaft zu Grunde gingen. Daß Gibbon und Montesquieu die Sache unrichtig darstellten, beurtheilt Du Bois-Reymond mit einer ihn wahrhaft zierenden Milde und Nachsicht: „weil die Naturwissenschaft im Bewußtsein der neueren Völker ihre heutige Bedeutung noch nicht erlangt hatte und weil sie meist auch jetzt noch den Geschichtschreibern fernliegt". Daß dagegen die wirkliche Erklärung des römischen Falles nur der Naturwissenschaft gelingen könne, darüber sind für Du Bois-Reymond die Akten geschlossen; es kann sich heute nur darum handeln, zu untersuchen, ob man die Ansicht Liebigs festzuhalten, oder eine neue aufzustellen hätte. „Liebig", bemerkt Du Bois-Reymond, „stellte im Verfolg seiner Lehre vom mineralischen Dünger die Behauptung auf, das römische Weltreich sei, wie schon früher das griechische Gemeinwesen und später die spanische Weltmacht, zu Grunde gegangen, weil im Bereiche des römischen Kornhandels der Boden an den für Weizen unentbehrlichen Mineralstoffen,

insbesondere an Phosphorsäure und Kali erschöpft war." Nach mancherlei Erwägungen kommt nun Du Bois-Reymond zu der Ueberzeugung, daß diese Erklärung nicht Stich halte, oder wenigstens nicht ausreiche. Doch hören wir den Verfasser selbst: „Nicht weil der Boden der Mittelmeerländer an Phosphorsäure und Kali verarmt war, ging die alte Kultur unter, sondern weil sie auf dem Flugsand der Aesthetik und Spekulation ruhte, den die Sturmfluth der Barbaren leicht unter ihr wegwusch. Man stelle sich die Legionen statt mit dem Pilum mit Steinschloßmusketen bewaffnet vor, statt Katapulten und Ballisten auch nur das Geschütz des sechzehnten Jahrhunderts. Wären nicht von den Cimbern und Teutonen an bis zu den Vandalen die wandernden Völker mit blutigen Köpfen heimgesandt worden? Gewiß schlugen die Römer auch mit dem bloßen Pilum die Teutonen zurück, wie bei gleichwerthiger Bewaffnung höhere Kriegskunst, unterstützt durch höhere geistige und körperliche Ausbildung des Mannes, noch immer den Sieg davontrug über undisziplinirte Haufen. Aber mit Feuergewehr statt Pilum hätten im Kampfe mit den Barbaren die Römer stets auch ohne Marius gesiegt. Alles Erwägen dessen, was unter Umständen geschehen wäre, ist müßig; das aber scheint doch klar: hätten nicht die Alten versäumt, die unbedingte Ueberlegenheit über rohe Kraft sich zu erwerben, welche Dienstbarmachung der Natur und stetig fortschreitende Technik verleihen, so wären beide Völkerelemente des Nibelungenliedes, nordische Recken und asiatische Steppenreiter, gleich ohnmächtig geblieben gegen das römische Reich, trotz dessen zum Himmel stinkender Fäulniß."

So weit der Verfasser; auf die Gefahr hin, etwas Ueberflüssiges zu thun, werde ich mir angelegen sein lassen, jeden Satz in diesem Raisonnement aus thatsächlicher Geschichte zu widerlegen, denn ich glaube es Du Bois-Reymond schuldig zu sein, kein Glied seiner Schlußreihen kurzweg zu verwerfen. Bevor ich jedoch zu den eigentlich historischen Berichtigungen übergehe, erlaube ich mir auf die Frage des Mangels der Naturwissenschaft bei den Römern nochmals zurückzukommen und einiges Du Bois-Reymond zur freundlichen Erwägung in dieser Beziehung anheimzugeben. Ich will ganz aufrichtig sein: offen gestanden, ich halte nichts von den Behauptungen über das gänzliche Zurückbleiben der Alten in der Naturwissenschaft und vor

allem in der Naturbeobachtung, allein ich will meinem gleich anfangs aufgestellten Grundsatze deshalb nicht untreu werden: es ist hier ein Gebiet, wo gewiß nur die umfassenden Kenntnisse des gebildeten Naturforschers ein sicheres Urtheil finden, und es ist meine innige Ueberzeugung, daß in solchen Dingen der Vergangenheit der Naturwissenschaft eine klar vorgezeichnete Aufgabe geschichtlicher Erkenntniß gestellt sei. Als Liebig in dem Verbrauche der Seife ein Gesetz der Kulturentwicklung aufstellen zu können meinte, wurde von vielen Seiten hierüber gescherzt und gespottet, aber es wäre sicher verkehrt, wenn man in Beobachtungen solcher Art nicht ein wichtiges Moment erkennen wollte, welches für die Beurtheilung der Menschen sehr wesentlich sein kann. Was aber Du Bois-Reymonds römische Schießwaffen betrifft, so fürchte ich, daß wir von der Hypothese des letztern bei weitem keine so gute Meinung aufrechtzuerhalten vermögen, wie über die Seife und den Dünger Liebigs. Doch vorerst einige andere Erwägungen!

Könnte man von den Römern die Behauptung aufstellen, daß sie in den spätern Zeiten des Reiches überhaupt schlecht bewaffnet gewesen wären, so würde, wie ich offen gestehe, der von Du Bois-Reymond erhobene Vorwurf gegen ihre Unfähigkeit auf technisch-induktivem Gebiete einen stärkern Eindruck nicht verfehlen; was mich aber zunächst bedenklich macht, ist der Umstand, daß sie zu allen Zeiten und auch in ihren letzten Kämpfen durchaus trefflich bewehrt waren, und daß sie, wie man heute sagen würde, in diesem Punkte jedesmal auf der Höhe der Zeit standen. Man braucht nur den Schild eines Römers mit dem als solcher geltenden Weidengeflecht germanischer Völker zu vergleichen, um die römische Kriegsverwaltung bis in die spätesten, auch noch byzantinischen Zeiten militärisch untadelhaft zu finden. Die technische Ausbildung und Entwickelung der Legionen war mindestens — dies wird auch Du Bois-Reymond zugeben — hinter derjenigen der andern Völker, ihrer Feinde, sicherlich niemals zurückgeblieben. Ergiebt sich schon aus diesem Umstande ein Bedenken gegen die Behauptung, daß ihr Untergang durch den Mangel an Naturwissenschaft herbeigeführt worden sein könnte, so liegt die Frage sicherlich nahe, ob es denn wirklich wahr ist, daß diese Römer „in bewußter Anwendung der Naturerkenntniß zu Zwecken der Technik“

Du Bois-Reymonds Formel für das, was unter Naturwissenschaft zu verstehen sei gar so verächtlich dastehen.

Ich verstehe doch Du Bois-Reymond richtig, wenn ich annehme, daß die bewußte Anwendung der Naturerkenntniß von der richtigen Naturbeobachtung abhängt, welche zu dem Zwecke unternommen ist, um technischen Gebrauch zu machen, d. h. die Natur zu bewältigen und zu benutzen? Da müßte doch sogleich an den Straßenbau gedacht werden dürfen, der eine Summe von physikalischen, mathematischen und geologischen Kenntnissen voraussetzt. Nun ist es aber doch gar nicht lange, seit unsere Ingenieure sich mit den römischen Straßenbaumeistern vergleichen dürften. Newton und Leibnitz wären äußerst vergnügt gewesen, wenn sie hätten reisen können, wie Marc Aurel, obwohl dessen Philosophie nicht den leisesten Vergleich mit der Erkenntniß welche jene von der Natur und ihren Gesetzen besaßen, auszuhalten vermöchte.

Andere Beispiele würden vielleicht noch einen bestimmteren Schluß auf die bei den Römern vorhandene Naturbeobachtung zulassen. Wasserleitungen setzen die Bekanntschaft mit den Gesetzen des Nivellements voraus. Liegt hier nicht eine „planmäßige Bewältigung der Natur zur Vermehrung der menschlichen Genüsse" vor? Und wenn wir heute von einer Wissenschaft der Metallurgie sprechen, dürfen wir da nicht fragen, ob die Römer dieselbe nicht auch besaßen? Ich weiß nicht, ob ich recht berichtet bin, wenn ich sage, daß alle oder die allermeisten Fundstätten von edlen Metallen innerhalb der römischen Welt den Römern schon bekannt waren. Wie kommt es, daß die heutige Naturwissenschaft hierin keine Fortschritte aufzuweisen hat? Wer aber Gold sucht und es wirklich so reichlich gefunden hat wie die Römer, dem kann doch kaum die planmäßige Naturbeobachtung abgesprochen werden. Da die römischen Bergwerke keineswegs an den gewöhnlichsten Heerstraßen lagen, so ist der Zufall ihrer Auffindung in dieser Beziehung völlig ausgeschlossen. Es steht vielmehr fest, daß in allen Ländern, wo die Römer ihr Gold suchten, vor 2000 Jahren bereits genau dieselben subtilen Untersuchungen zur Auffindung desselben nöthig waren, wie heute. Kalifornische Schätze lagen im Bereiche ihrer Provinzen nirgends zu Tage. Alle Goldgewinnung war hier ein Resultat naturwissenschaftlicher Forschung.

Betrachtet man weiter die Bearbeitung der andern Erze und die Behandlung derselben zum Zwecke der Industrie, so scheint zwar Du Bois-Reymond durch seine Bemerkung über die römischen Lampen diese Frage vorweggenommen zu haben, allein die Sache wurde von ihm unbegreiflicherweise doch nicht erschöpfend besprochen. Wenn er „in dem leichten Erzgezweig, dessen Blätter im Lufthauche zu zittern scheinen" und an welchem an Kettchen köstlich geformte Lampen schaukeln, bloß ein ästhetisches Verständniß anerkennt, die technische Befähigung des Arbeiters aber vermißt, weil die Lampen übel rochen, so beweist dies doch höchstens, daß die Römer für die Technik leuchtender Flammen keinen Sinn hatten; es kann aber doch nicht gemeint sein, daß deshalb die Erzarbeit, die wir noch heute daran sehen, „ohne wissenschaftliche Beobachtung, ohne Versuch und ohne gesunde Theorie" möglich gewesen wäre. Ueberhaupt — und dies gilt für das ganze Alterthum — kann ich die Behauptung Du Bois-Reymonds wenigstens nicht für erwiesen betrachten, daß jemand, der etwa ein kupfernes Schwert zu härten unternimmt und zu diesem Zwecke es glühend macht und dabei das Galmei anzuwenden versteht, daß dieser Mensch, welcher Periode er auch angehören mag — der anthropomorphen oder der ästhetisch-spekulativen —, jeder naturwissenschaftlichen Beobachtung und Erkenntniß bar sein konnte.

Man darf es offen aussprechen: den Eindruck großer Vertrauenswürdigkeit werden die neuesten naturwissenschaftlichen Betrachtungen über Kulturgeschichte gewiß bei den wenigsten Menschen selbst da erregen, wo ihr Verfasser auf seinem eigensten Boden in seiner eigensten Sphäre sich bewegt, und wo dem eigentlichen Historiker, wie ich schon öfters bemerkte, kein selbständiges Urtheil zusteht. Ich halte mich daher auch nicht für berechtigt, einem Mann wie Du Bois-Reymond gegenüber ein endgültig absprechendes Urtheil zu fällen, ich wollte ihm nur selbst noch einmal diese Dinge zur Erwägung vorlegen; bestimmter dagegen kann ich wohl sagen, daß sein Versuch, den Untergang des römischen Reiches zu erklären, leider nur als eine traurige Verirrung bezeichnet werden kann.

Und hiermit ist meine Erörterung wieder bei den römischen Waffen angelangt, über deren Beschaffenheit und Bedeutung wir uns schon vorher so sehr entzweit haben.

Wer ist es denn eigentlich, der das römische Reich zerstörte? Die Naturwissenschaft scheint sich bei dieser Frage etwas gar zu allgemein bei der Vorstellung „der Barbaren" zu beruhigen. Hätte man die Sache ernster gefaßt, so würde man sich selbstverständlich sogleich an Odovakar, den König der Heruler, erinnert haben. In jedem beliebigen Geschichtsbuche hätte man finden können, daß das germanische Söldnerheer Land und Grundbesitz verlangte und daß der Aufstand desselben dem weströmischen Reiche ein Ende gemacht hat. Man hätte etwa folgendes lesen können: „Die Zeit gebar auch hier — und für das Söldnerheer im rechten Augenblicke — einen Mann, welcher sich der Bewegung bemächtigte und ihr durch seine Talente jenen gefährlichen Charakter gab, den Orestes nicht hatte ahnen können. Dieser Mann war Odovakar. Er diente damals in der kaiserlichen Leibgarde und hatte Ansehen genug, um seinen abschlägig beschiedenen Kameraden die Durchführung dessen, was sie begehrten, zu versprechen." „Ehe der Krieg begann, ehe es zum ersten Zusammenstoß der beiden Heere kam, erhoben die Söldner ihren Führer Odovakar zum König. Sie wollten von jetzt an nicht mehr Söldner, sondern freie Männer sein und ein Volk werden." Doch was dozire ich hier für bekannte Sachen und lade vielleicht den Vorwurf des Uebermuths auf mein Haupt! — aber nun frage ich Du Bois-Reymond: Was hätten dem römischen Reiche selbst Kruppsche Kanonen genutzt — gewiß die Garde und niemand anderer wäre ja in ihrem Besitz gewesen. Die „Barbaren" hätten den armen Römern, die sie erfunden haben würden, mit den „Steinschloßmusketen" noch viel übler mitgespielt, als mit dem Pilum, welches der Cäsar seinen Söldnern in bester Qualität in die Hände gedrückt hatte.

Aber ich fürchte, Du Bois-Reymond wird seine Sache selbst diesen Thatsachen gegenüber, deren er sich nur im Augenblick nicht erinnert haben wird, noch nicht für verloren geben. Er wird einwenden, daß selbstverständlich damals, als Odovakar die Söldner zum Aufstand hetzte, nicht mehr zu helfen gewesen wäre; er wird sein heißes Verlangen nach römischen Steinschloßmusketen um ein paar Jahrhunderte hinauf datiren: damals, als sie die Welt zu erobern unternahmen, wäre den Römern die Naturwissenschaft besonders von nöthen gewesen; damals hätte ein naturwissenschaftlich befähigtes

Volk sich mit Waffen bewehrt, welche fortan jede „Barbarei" unmöglich gemacht hätten.

Allein ich bemerke dagegen, daß man leichtlich erweisen kann, auch dann wäre das Verhältniß, von welchem hier die Rede ist, nicht wesentlich verändert worden. Zwar hätten, wie ich zugeben will, die Provinzen leichter und schneller erobert werden können, aber man braucht nur einige Blätter des geschichtlichen Hergangs zu lesen, um sich zu überzeugen, daß diesseits und jenseits des Rheins ein fortwährendes Schwanken der Macht stattfand, daß immer nach denselben Grundsätzen, die schon Cäsar so lebendig geschildert, heute dieselben Stämme als Bundesgenossen mit römischen Waffen versehen worden wären, und morgen als Feinde den römischen Soldaten gegenübergestanden hätten. Wer hätte denn nicht von der katalaunischen Schlacht gehört und von dem Heldentode des westgothischen Königs Theodorich, der für die Römer fiel und mit den andern deutschen Bundesgenossen den Beweis lieferte, daß die „beiden Völkerelemente des Nibelungenliedes" durchaus nicht auf einer Seite kämpften, als man gemeinsame Waffen gegen und für die Römer ergriff.

Aber auch abgesehen von diesen politischen Verhältnissen und Bundesgenossenschaften, müßte man den erstaunlichen Verkehr und Handel des römischen Reiches gering anschlagen, wenn man meinte, daß sich das Geheimniß des Pulvers im ersten oder zweiten Jahrhundert hätte länger bewahren lassen als im 14. oder 15. Wer sich heute überlegen würde, wie wenige von den Tausenden von Flinten und Kanonen, die unten an der Donau gegen einander spielen, in Rußland und der Türkei gemacht worden sind, würde auch schon durch diese Betrachtung vor dem Irrthum bewahrt sein, welchem wir bei diesem naturwissenschaftlichen Versuche begegneten.

Seit Du Bois-Reymond seine Rede zum ersten mal der Oeffentlichkeit übergab, wird er sich durch die Ereignisse des englischen Krieges im Sudan mannigfach belehrt gesehen haben. Er wird sich gefragt haben, wie es möglich, daß der ganz unwissenschaftliche Mahdi dem naturkundigen und in der Anwendung der Naturwissenschaften findigsten Volke der Welt einen Widerstand leisten konnte, der alle seine Betrachtungen über den Haufen werfen mußte. Mit vernich-

tender Deutlichkeit wird er jetzt wahrgenommen haben, daß das historische Ereigniß in erster Linie nicht ausschließlich auf der Verwendung der Naturerkenntnisse beruht, sondern daß es eine Reihe von anderen Umständen ist, welche im Kampf um das Dasein der staatlichen Gewalten maßgebend ist. Eben diese Ursachen sind es, welche der Historiker erforschen soll, und er wird unter denselben häufig auch der Wirksamkeit der physischen Kräfte zu gedenken haben, deren verständnißvolle Anwendung in vielen Fällen den Erfolg politischer Thaten herbeigeführt hat. Es wäre aber eine gar zu ungenügende Vorstellung von der heutigen Behandlung „der bürgerlichen Geschichte", wenn man etwa meinte, daß jene, welche das Problem des römischen Falls behandeln, sich bei der Phrase von „der zum Himmel stinkenden Fäulniß" beruhigen. Nein, es ist eine lange Reihe von mühseligen und bis ins einzelnste des sozialen Lebens gehenden Untersuchungen, woraus sich die Gründe des großen Ereignisses immer deutlicher auferbauen; aber man kann vielleicht schon jetzt sagen, daß die Momente der staatlichen Verwaltung und der rechtlichen Verhältnisse bei den Römern zu immer neuer Bewunderung Anlaß geben, während die rein politischen, sozialen und wenn man will idealen Faktoren immer mehr und mehr die Wagschale belasten, welche den Sturz des westlichen Reiches versinnbildlicht. Mag die Naturwissenschaft sich nur darüber beruhigen: es giebt ein unendlich großes Gebiet von Thatsachen — Wirkungen, welche auf rein gesellschaftlichen und Willensverhältnissen beruhen —, mit denen nur die bürgerliche Geschichte zurecht zu kommen vermag und in welchen die Naturwissenschaften immer nur einen indirekten, gelegentlichen, oft sehr erwünschten, aber verhältnißmäßig unbedeutenden Aufschluß über das Geschehene geben können und werden.

Indem ich diesem Gedanken nur unvollkommene Worte lieh, nöthigt mich noch das letzte Kapitel des vielbesprochenen Vortrags von Du Bois-Reymond zu einigen, wie ich glaube zeitgemäßen Gegenbemerkungen. Denn indem derselbe die Kulturgeschichte der sogenannten Menschheit in die höchste Vervollkommnung der technisch-induktiven Leistungen zugespitzt wissen will, so wird man besorgt, daß er auch Gegenwart und Zukunft in eine Täuschung versetzt, welche, so sehr er sie auch aus der Vergangenheit rechtfertigen wollte, gerade

in Bezug auf die eingreifendsten geschichtlichen Epochen sich wirklich nur als ein Irrthum erwies. Hierbei ist vielleicht nichts bezeichnender, als daß Du Bois-Reymond in dem Augenblicke, wo er davor gewarnt hat, den Fortschritt der Kultur nicht aus einem einseitigen Standpunkt zu beurtheilen, selbst sofort in den von ihm gerügten Fehler verfällt. Eben tadelt er es, daß jemand „das Maß der von der Menschheit zu gegebener Zeit erreichten Höhe in der Entwicklung der bildenden Künste" sehen wollte, und gleich darauf vermißt er sich selbst zu der Behauptung: „Giebt es aber ein Merkmal, welches für sich allein den Fortschritt der Menschheit anzeigt, so scheint dies vielmehr der erreichte Grad von Herrschaft über die Natur zu sein." „In Naturforschung und Beherrschung allein giebt es keinen Stillstand." „Die Kunst mit aller ihrer Herrlichkeit würde unter denselben Umständen wie schon öfter noch heute hülflos der Barbarei weichen, verliehe nicht die Naturwissenschaft unserem Dasein eine Sicherheit, welche dessen Voraussetzung so sehr ward, daß wir über ihre letzten Ursachen gar nicht mehr nachdenken."

Nicht also dem Staat, nicht den gesellschaftlichen Einrichtungen verdanken wir die Erhaltung unserer zivilisirten Existenz, nein, den Naturwissenschaften hätten wir den Tribut des alleinigen Dankes zu bringen. Nun will ich mich auf das Gebiet der Prophezeiungen keineswegs und ebensowenig einlassen wie Du Bois-Reymond selbst, aber wenn er Macaulays Touristen aus Neuseeland, der auf den Trümmern von London sitzt, „als ein Phantasiestück pessimistischer Weltansicht, welche den Geschichtsforschern im steten Umgange mit den Wechselfällen der bürgerlichen Geschichte eigen wird" bezeichnet und wenn er dem gegenüber wiederholt, wie sicher unsere Wissenschaft und Kultur auf dem Boden der Induktion und Technik ruht, so möchte es doch räthlich sein, in dieser Beziehung nicht allzu vertrauensselig Staat und Staatsgeschichte für gleichgültige Dinge zu betrachten. Der neuseeländische Tourist Macaulays wenigstens scheint durch die Fortschritte der induktiven Technik eher mehr als weniger Aussicht auf seine Besichtigung der Ruinen von London erhalten zu haben. Setzen wir den Fall, man verfertigte Torpedos, welche, von Luftballons geworfen, feindliche Städte bis auf den Grund zu zerstören vermögen — gewiß ein Resultat der induktiven Technik —,

so versteht sich von selbst, daß die kultivirten Staaten Verträge schließen werden, welche die Anwendung von dergleichen Resultaten der Naturwissenschaft verbieten. Allein der Sultan von Zanzibar läßt sich ein Dutzend bestochener Arbeiter, welche ohnehin als ehemalige Kommunards unzufrieden genug sind, von Paris kommen, rüstet den Krieg und Macaulays gesprengte Bogen von London Bridge sind zur Wahrheit geworden.

So scherzhaft derlei klingen mag, so steckt dennoch eine auch sonst in der bürgerlichen Geschichte sehr bekannte Wahrheit dahinter. Jede Entdeckung des zivilisirten Menschen war, ist und wird in der Hand des Barbaren eine viel gefährlichere Waffe bilden, als in derjenigen des Erfinders; ja, eine Reihe von Thatsachen spricht bekanntlich dafür, daß sich oftmals der ungebildetere Mensch der Mittel, welche ihm der gebildetere darbot, zu keinem anderen Zwecke bediente, als um den letzteren zu verderben. Giebt es in der Naturwissenschaft eine Garantie, um diese Erscheinung für die Zukunft unmöglich zu machen?

In der That stößt man hier auf eine Frage von der allereingreifendsten historischen Bedeutung, und ich finde auf dem Boden der Induktion und Technik keine größere Sicherheit für den Staat, für den Fortgang der Wissenschaft und Kultur, als sie Du Bois-Reymond auf dem der Spekulation und Aesthetik fand. Es bleibt also nach wie vor die Aufgabe anderer Potenzen des Lebens, für die Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Zustandes zu sorgen, und diese Potenzen lernt man eben aus der „bürgerlichen Geschichte" kennen, welche deshalb auch nie und keinen Augenblick durch die naturwissenschaftliche Erörterung menschlicher Dinge ersetzt werden kann. Die Zustände und Wandlungen des Staates und der Gesellschaft als solcher werden niemals ein Problem darbieten, welches die Naturwissenschaft lösen könnte, und jeder Kalkül, welcher den Methoden der Naturforschung und Naturbeobachtung entnommen wäre, wird sich als unbrauchbar zeigen, Größenverhältnisse zu bemessen und zu erklären, welche ihren Werth schlechterdings nur in ihrer zeitlichen und individuellen Erscheinung haben und in der Form eines allgemeinen Ausdrucks fast gänzlich unverwendbar sind. Wer solche Thatsachen, solche Aeußerungen jeweils vorliegender Willensbeziehungen und

Willensbedingungen verstehen und erklären will, braucht besondere Methoden, braucht ein besonderes, in vieler Beziehung von den Naturwissenschaften erheblich verschiedenes Studium und hat eine für sich bestehende Aufgabe, deren Vernachlässigung bei aller fortschreitenden Naturwissenschaft eine volle Verwilderung des gesellschaftlichen Zustandes und, was die Hauptsache ist, einen gänzlichen Mangel aller Befähigung nach sich ziehen müßte, den Staat zu regieren oder die Staatskunst, welche die Kultur erhält, zu üben.

Gewisse Gefahren, welche der einseitige Betrieb der Naturwissenschaften herbeiführen würde, verkennt auch Du Bois-Reymond keineswegs, und es war von einem Manne, den man immer auf den Höhen höchster allgemeiner Bildung gesehen hat, zu erwarten, daß er, obwohl das von ihm aufgestellte geschichtliche System der Kultur dazu drängt, doch nicht in das Extrem einseitiger Geistesrichtung verfallen werde. Er selbst schreckt gewaltig vor dem „amerikanischen Utilitarianismus“ und in konkreter Gestalt vor dem „Ameisenhaufen der Industrie in den großen Städten zurück, welcher der Kultur gefährlicher werden kann als Hunnen und Vandalen der antiken Zivilisation“. „Einseitig betrieben, verengt Naturwissenschaft“, sagt Du Bois-Reymond in seiner kraftvollen, wohlgebauten Redeweise, in welcher jeder Satz für sich betrachtet den Geschmack und das Maß des hochgebildeten Denkers zu verrathen scheint: „Die Naturwissenschaft beschränkt dabei den Blick auf das Nächstliegende, Handgreifliche, aus unmittelbarer Sinneswahrnehmung mit scheinbar unbedingter Gewißheit sich Ergebende. Sie lenkt den Geist ab von allgemeineren, minder sicheren Betrachtungen und entwöhnt ihn davon, im Reiche des quantitativ Unbestimmbaren sich zu bewegen. In gewissem Sinne preisen wir dies an ihr als unschätzbaren Vorzug, aber wo sie ausschließend herrscht, verarmt, wie nicht zu verkennen, leicht der Geist an Ideen, die Phantasie an Bildern, die Seele an Empfindung und das Ergebniß ist eine enge, trockene und harte, von Musen und Grazien verlassene Sinnesart.“

So trefflich nun in diesen und noch vielen andern, hier nicht zu wiederholenden Worten es gezeichnet wird, wie bedenklich es wäre, wenn die Einseitigkeit, welche das geschichtliche System des Verfassers doch legitimirt hat, wirklich einmal Ernst mit ihren vermeintlichen

Ansprüchen machen würde, so ungenügend scheinen die Mittel zu sein, welche Du Bois-Reymond vorschlägt, um die wohlbekannten Gefahren zu vermeiden. Mit warmer Empfindung für Kunst und Dichtung vergangener Zeiten empfiehlt Du Bois-Reymond unserm technisch induktiven Zeitalter, niemals zu vergessen, was einst in der spekulativ-ästhetischen Epoche von Griechen und Römern, den Lehrmeistern der Welt, in diesen Dingen geleistet wurde; er hofft den Gefahren des Utilitarianismus durch Aufrechthaltung gewisser idealer Stimmungen zu begegnen; merkwürdig ist dabei nur, daß er gerade in diesem Punkte seinem System getreu blieb, indem er sich aller möglichen Präservative gegen Kommunismus und Barbarei versieht, nur auch hier sich des einzigen Moments nicht erinnert, welches wirkliche Garantieen zu geben vermag. Wie in dem ganzen geschichtlichen System der auf der Naturwissenschaft beruhenden Kultur kein Raum, kein Verdienst für den Staat zu gewinnen war, wie sich für Du Bois-Reymond die schreckliche Idee im Verlaufe seiner Erörterung immer klarer heraushob, daß auf dem Gebiete des Staats, mit dem sich die „bürgerliche Geschichte" quält, nichts als gedankenlose Huldigungen blühen können, so giebt er sich anscheinend auch keinen Erwartungen in dieser Beziehung für die Zukunft hin. Wenn es aber wirklich dahin gekommen wäre, daß in der Wissenschaft die Ueberzeugung von einer in sich ruhenden Staatenentwicklung nicht aufrecht erhalten werden könne, wenn es wahr wäre, daß die auf sich selbst gestellte Idee der Staatsvervollkommnung nur aus irrthümlicher Verehrung von Königen, Kriegshelden u. dgl. entstanden ist, dann wäre es freilich auch eitel, in dem staatlichen Gefüge der Menschen den eigentlichen Schutz ihres Könnens, ihrer Kultur zu erblicken; dann wäre der „bürgerlichen Geschichte" allerdings der reale Boden ihrer Aufgaben und ihrer Thätigkeit entzogen, und es wäre wirklich eine unverantwortliche Beschwerung des Gedächtnisses unserer Nachkommen, aus dem Schattenreich Namen in ungezählter Menge zu holen und zu bewahren, die doch nur den Zweck hätten, die lichtumflossenen Helden einer erleuchteteren Weltanschauung zu verdunkeln.

Ich glaube eigentlich nicht, daß Aehnliches in seinen unerbittlichen Konsequenzen von Du Bois-Reymond wirklich gemeint und gewagt wurde. Wohl aber gestehe ich offen, daß ich hierin eine Ge-

Willensbedingungen verstehen und erklären will, braucht besondere Methoden, braucht ein besonderes, in vieler Beziehung von den Naturwissenschaften erheblich verschiedenes Studium und hat eine für sich bestehende Aufgabe, deren Vernachlässigung bei aller fortschreitenden Naturwissenschaft eine volle Verwilderung des gesellschaftlichen Zustandes und, was die Hauptsache ist, einen gänzlichen Mangel aller Befähigung nach sich ziehen müßte, den Staat zu regieren oder die Staatskunst, welche die Kultur erhält, zu üben.

Gewisse Gefahren, welche der einseitige Betrieb der Naturwissenschaften herbeiführen würde, verkennt auch Du Bois-Reymond keineswegs, und es war von einem Manne, den man immer auf den Höhen höchster allgemeiner Bildung gesehen hat, zu erwarten, daß er, obwohl das von ihm aufgestellte geschichtliche System der Kultur dazu drängt, doch nicht in das Extrem einseitiger Geistesrichtung verfallen werde. Er selbst schreckt gewaltig vor dem „amerikanischen Utilitarianismus“ und in konkreter Gestalt vor dem „Ameisenhaufen der Industrie in den großen Städten zurück, welcher der Kultur gefährlicher werden kann als Hunnen und Vandalen der antiken Zivilisation“. „Einseitig betrieben, verengt Naturwissenschaft“, sagt Du Bois-Reymond in seiner kraftvollen, wohlgebauten Redeweise, in welcher jeder Satz für sich betrachtet den Geschmack und das Maß des hochgebildeten Denkers zu verrathen scheint: „Die Naturwissenschaft beschränkt dabei den Blick auf das Nächstliegende, Handgreifliche, aus unmittelbarer Sinneswahrnehmung mit scheinbar unbedingter Gewißheit sich Ergebende. Sie lenkt den Geist ab von allgemeineren, minder sicheren Betrachtungen und entwöhnt ihn davon, im Reiche des quantitativ Unbestimmbaren sich zu bewegen. In gewissem Sinne preisen wir dies an ihr als unschätzbaren Vorzug, aber wo sie ausschließend herrscht, verarmt, wie nicht zu verkennen, leicht der Geist an Ideen, die Phantasie an Bildern, die Seele an Empfindung und das Ergebniß ist eine enge, trockene und harte, von Musen und Grazien verlassene Sinnesart.“

So trefflich nun in diesen und noch vielen andern, hier nicht zu wiederholenden Worten es gezeichnet wird, wie bedenklich es wäre, wenn die Einseitigkeit, welche das geschichtliche System des Verfassers doch legitimirt hat, wirklich einmal Ernst mit ihren vermeintlichen

Ansprüchen machen würde, so ungenügend scheinen die Mittel zu sein, welche Du Bois-Reymond vorschlägt, um die wohlbekannten Gefahren zu vermeiden. Mit warmer Empfindung für Kunst und Dichtung vergangener Zeiten empfiehlt Du Bois-Reymond unserm technisch induktiven Zeitalter, niemals zu vergessen, was einst in der spekulativ-ästhetischen Epoche von Griechen und Römern, den Lehrmeistern der Welt, in diesen Dingen geleistet wurde; er hofft den Gefahren des Utilitarianismus durch Aufrechthaltung gewisser idealer Stimmungen zu begegnen; merkwürdig ist dabei nur, daß er gerade in diesem Punkte seinem System getreu blieb, indem er sich aller möglichen Präservative gegen Kommunismus und Barbarei versieht, nur auch hier sich des einzigen Moments nicht erinnert, welches wirkliche Garantieen zu geben vermag. Wie in dem ganzen geschichtlichen System der auf der Naturwissenschaft beruhenden Kultur kein Raum, kein Verdienst für den Staat zu gewinnen war, wie sich für Du Bois-Reymond die schreckliche Idee im Verlaufe seiner Erörterung immer klarer heraushob, daß auf dem Gebiete des Staats, mit dem sich die „bürgerliche Geschichte" quält, nichts als gedankenlose Huldigungen blühen können, so giebt er sich anscheinend auch keinen Erwartungen in dieser Beziehung für die Zukunft hin. Wenn es aber wirklich dahin gekommen wäre, daß in der Wissenschaft die Ueberzeugung von einer in sich ruhenden Staatenentwicklung nicht aufrecht erhalten werden könne, wenn es wahr wäre, daß die auf sich selbst gestellte Idee der Staatsvervollkommnung nur aus irrthümlicher Verehrung von Königen, Kriegshelden u. dgl. entstanden ist, dann wäre es freilich auch eitel, in dem staatlichen Gefüge der Menschen den eigentlichen Schutz ihres Könnens, ihrer Kultur zu erblicken; dann wäre der „bürgerlichen Geschichte" allerdings der reale Boden ihrer Aufgaben und ihrer Thätigkeit entzogen, und es wäre wirklich eine unverantwortliche Beschwerung des Gedächtnisses unserer Nachkommen, aus dem Schattenreich Namen in ungezählter Menge zu holen und zu bewahren, die doch nur den Zweck hätten, die lichtumflossenen Helden einer erleuchteteren Weltanschauung zu verdunkeln.

Ich glaube eigentlich nicht, daß Aehnliches in seinen unerbittlichen Konsequenzen von Du Bois-Reymond wirklich gemeint und gewagt wurde. Wohl aber gestehe ich offen, daß ich hierin eine Ge-

Willensbedingungen verstehen und erklären will, braucht besondere Methoden, braucht ein besonderes, in vieler Beziehung von den Naturwissenschaften erheblich verschiedenes Studium und hat eine für sich bestehende Aufgabe, deren Vernachlässigung bei aller fortschreitenden Naturwissenschaft eine volle Verwilderung des gesellschaftlichen Zustandes und, was die Hauptsache ist, einen gänzlichen Mangel aller Befähigung nach sich ziehen müßte, den Staat zu regieren oder die Staatskunst, welche die Kultur erhält, zu üben.

Gewisse Gefahren, welche der einseitige Betrieb der Naturwissenschaften herbeiführen würde, verkennt auch Du Bois-Reymond keineswegs, und es war von einem Manne, den man immer auf den Höhen höchster allgemeiner Bildung gesehen hat, zu erwarten, daß er, obwohl das von ihm aufgestellte geschichtliche System der Kultur dazu drängt, doch nicht in das Extrem einseitiger Geistesrichtung verfallen werde. Er selbst schreckt gewaltig vor dem „amerikanischen Utilitarianismus“ und in konkreter Gestalt vor dem „Ameisenhaufen der Industrie in den großen Städten zurück, welcher der Kultur gefährlicher werden kann als Hunnen und Vandalen der antiken Zivilisation“. „Einseitig betrieben, verengt Naturwissenschaft“, sagt Du Bois-Reymond in seiner kraftvollen, wohlgebauten Redeweise, in welcher jeder Satz für sich betrachtet den Geschmack und das Maß des hochgebildeten Denkers zu verrathen scheint: „Die Naturwissenschaft beschränkt dabei den Blick auf das Nächstliegende, Handgreifliche, aus unmittelbarer Sinneswahrnehmung mit scheinbar unbedingter Gewißheit sich Ergebende. Sie lenkt den Geist ab von allgemeineren, minder sicheren Betrachtungen und entwöhnt ihn davon, im Reiche des quantitativ Unbestimmbaren sich zu bewegen. In gewissem Sinne preisen wir dies an ihr als unschätzbaren Vorzug, aber wo sie ausschließend herrscht, verarmt, wie nicht zu verkennen, leicht der Geist an Ideen, die Phantasie an Bildern, die Seele an Empfindung und das Ergebniß ist eine enge, trockene und harte, von Musen und Grazien verlassene Sinnesart.“

So trefflich nun in diesen und noch vielen andern, hier nicht zu wiederholenden Worten es gezeichnet wird, wie bedenklich es wäre, wenn die Einseitigkeit, welche das geschichtliche System des Verfassers doch legitimirt hat, wirklich einmal Ernst mit ihren vermeintlichen

Ansprüchen machen würde, so ungenügend scheinen die Mittel zu sein, welche Du Bois-Reymond vorschlägt, um die wohlbekannten Gefahren zu vermeiden. Mit warmer Empfindung für Kunst und Dichtung vergangener Zeiten empfiehlt Du Bois-Reymond unserm technisch induktiven Zeitalter, niemals zu vergessen, was einst in der spekulativ-ästhetischen Epoche von Griechen und Römern, den Lehrmeistern der Welt, in diesen Dingen geleistet wurde; er hofft den Gefahren des Utilitarianismus durch Aufrechthaltung gewisser idealer Stimmungen zu begegnen; merkwürdig ist dabei nur, daß er gerade in diesem Punkte seinem System getreu blieb, indem er sich aller möglichen Präservative gegen Kommunismus und Barbarei versieht, nur auch hier sich des einzigen Moments nicht erinnert, welches wirkliche Garantieen zu geben vermag. Wie in dem ganzen geschichtlichen System der auf der Naturwissenschaft beruhenden Kultur kein Raum, kein Verdienst für den Staat zu gewinnen war, wie sich für Du Bois-Reymond die schreckliche Idee im Verlaufe seiner Erörterung immer klarer heraushob, daß auf dem Gebiete des Staats, mit dem sich die „bürgerliche Geschichte" quält, nichts als gedankenlose Huldigungen blühen können, so giebt er sich anscheinend auch keinen Erwartungen in dieser Beziehung für die Zukunft hin. Wenn es aber wirklich dahin gekommen wäre, daß in der Wissenschaft die Ueberzeugung von einer in sich ruhenden Staatenentwicklung nicht aufrecht erhalten werden könne, wenn es wahr wäre, daß die auf sich selbst gestellte Idee der Staatsvervollkommnung nur aus irrthümlicher Verehrung von Königen, Kriegshelden u. dgl. entstanden ist, dann wäre es freilich auch eitel, in dem staatlichen Gefüge der Menschen den eigentlichen Schutz ihres Könnens, ihrer Kultur zu erblicken; dann wäre der „bürgerlichen Geschichte" allerdings der reale Boden ihrer Aufgaben und ihrer Thätigkeit entzogen, und es wäre wirklich eine unverantwortliche Beschwerung des Gedächtnisses unserer Nachkommen, aus dem Schattenreich Namen in ungezählter Menge zu holen und zu bewahren, die doch nur den Zweck hätten, die lichtumflossenen Helden einer erleuchteteren Weltanschauung zu verdunkeln.

Ich glaube eigentlich nicht, daß Aehnliches in seinen unerbittlichen Konsequenzen von Du Bois-Reymond wirklich gemeint und gewagt wurde. Wohl aber gestehe ich offen, daß ich hierin eine Ge-

Willensbedingungen verstehen und erklären will, braucht besondere Methoden, braucht ein besonderes, in vieler Beziehung von den Naturwissenschaften erheblich verschiedenes Studium und hat eine für sich bestehende Aufgabe, deren Vernachlässigung bei aller fortschreitenden Naturwissenschaft eine volle Verwilderung des gesellschaftlichen Zustandes und, was die Hauptsache ist, einen gänzlichen Mangel aller Befähigung nach sich ziehen müßte, den Staat zu regieren oder die Staatskunst, welche die Kultur erhält, zu üben.

Gewisse Gefahren, welche der einseitige Betrieb der Naturwissenschaften herbeiführen würde, verkennt auch Du Bois-Reymond keineswegs, und es war von einem Manne, den man immer auf den Höhen höchster allgemeiner Bildung gesehen hat, zu erwarten, daß er, obwohl das von ihm aufgestellte geschichtliche System der Kultur dazu drängt, doch nicht in das Extrem einseitiger Geistesrichtung verfallen werde. Er selbst schreckt gewaltig vor dem „amerikanischen Utilitarianismus“ und in konkreter Gestalt vor dem „Ameisenhaufen der Industrie in den großen Städten zurück, welcher der Kultur gefährlicher werden kann als Hunnen und Vandalen der antiken Zivilisation“. „Einseitig betrieben, verengt Naturwissenschaft“, sagt Du Bois-Reymond in seiner kraftvollen, wohlgebauten Redeweise, in welcher jeder Satz für sich betrachtet den Geschmack und das Maß des hochgebildeten Denkers zu verrathen scheint: „Die Naturwissenschaft beschränkt dabei den Blick auf das Nächstliegende, Handgreifliche, aus unmittelbarer Sinneswahrnehmung mit scheinbar unbedingter Gewißheit sich Ergebende. Sie lenkt den Geist ab von allgemeineren, minder sicheren Betrachtungen und entwöhnt ihn davon, im Reiche des quantitativ Unbestimmbaren sich zu bewegen. In gewissem Sinne preisen wir dies an ihr als unschätzbaren Vorzug, aber wo sie ausschließend herrscht, verarmt, wie nicht zu verkennen, leicht der Geist an Ideen, die Phantasie an Bildern, die Seele an Empfindung und das Ergebniß ist eine enge, trockene und harte, von Musen und Grazien verlassene Sinnesart.“

So trefflich nun in diesen und noch vielen andern, hier nicht zu wiederholenden Worten es gezeichnet wird, wie bedenklich es wäre, wenn die Einseitigkeit, welche das geschichtliche System des Verfassers doch legitimirt hat, wirklich einmal Ernst mit ihren vermeintlichen

Ansprüchen machen würde, so ungenügend scheinen die Mittel zu sein, welche Du Bois-Reymond vorschlägt, um die wohlbekannten Gefahren zu vermeiden. Mit warmer Empfindung für Kunst und Dichtung vergangener Zeiten empfiehlt Du Bois-Reymond unserm technisch induktiven Zeitalter, niemals zu vergessen, was einst in der spekulativ-ästhetischen Epoche von Griechen und Römern, den Lehrmeistern der Welt, in diesen Dingen geleistet wurde; er hofft den Gefahren des Utilitarianismus durch Aufrechthaltung gewisser idealer Stimmungen zu begegnen; merkwürdig ist dabei nur, daß er gerade in diesem Punkte seinem System getreu blieb, indem er sich aller möglichen Präservative gegen Kommunismus und Barbarei versieht, nur auch hier sich des einzigen Moments nicht erinnert, welches wirkliche Garantieen zu geben vermag. Wie in dem ganzen geschichtlichen System der auf der Naturwissenschaft beruhenden Kultur kein Raum, kein Verdienst für den Staat zu gewinnen war, wie sich für Du Bois-Reymond die schreckliche Idee im Verlaufe seiner Erörterung immer klarer heraushob, daß auf dem Gebiete des Staats, mit dem sich die „bürgerliche Geschichte" quält, nichts als gedankenlose Huldigungen blühen können, so giebt er sich anscheinend auch keinen Erwartungen in dieser Beziehung für die Zukunft hin. Wenn es aber wirklich dahin gekommen wäre, daß in der Wissenschaft die Ueberzeugung von einer in sich ruhenden Staatenentwicklung nicht aufrecht erhalten werden könne, wenn es wahr wäre, daß die auf sich selbst gestellte Idee der Staatsvervollkommnung nur aus irrthümlicher Verehrung von Königen, Kriegshelden u. dgl. entstanden ist, dann wäre es freilich auch eitel, in dem staatlichen Gefüge der Menschen den eigentlichen Schutz ihres Könnens, ihrer Kultur zu erblicken; dann wäre der „bürgerlichen Geschichte" allerdings der reale Boden ihrer Aufgaben und ihrer Thätigkeit entzogen, und es wäre wirklich eine unverantwortliche Beschwerung des Gedächtnisses unserer Nachkommen, aus dem Schattenreich Namen in ungezählter Menge zu holen und zu bewahren, die doch nur den Zweck hätten, die lichtumflossenen Helden einer erleuchteteren Weltanschauung zu verdunkeln.

Ich glaube eigentlich nicht, daß Aehnliches in seinen unerbittlichen Konsequenzen von Du Bois-Reymond wirklich gemeint und gewagt wurde. Wohl aber gestehe ich offen, daß ich hierin eine Ge-

Willensbedingungen verstehen und erklären will, braucht besondere Methoden, braucht ein besonderes, in vieler Beziehung von den Naturwissenschaften erheblich verschiedenes Studium und hat eine für sich bestehende Aufgabe, deren Vernachlässigung bei aller fortschreitenden Naturwissenschaft eine volle Verwilderung des gesellschaftlichen Zustandes und, was die Hauptsache ist, einen gänzlichen Mangel aller Befähigung nach sich ziehen müßte, den Staat zu regieren oder die Staatskunst, welche die Kultur erhält, zu üben.

Gewisse Gefahren, welche der einseitige Betrieb der Naturwissenschaften herbeiführen würde, verkennt auch Du Bois-Reymond keineswegs, und es war von einem Manne, den man immer auf den Höhen höchster allgemeiner Bildung gesehen hat, zu erwarten, daß er, obwohl das von ihm aufgestellte geschichtliche System der Kultur dazu drängt, doch nicht in das Extrem einseitiger Geistesrichtung verfallen werde. Er selbst schreckt gewaltig vor dem „amerikanischen Utilitarianismus" und in konkreter Gestalt vor dem „Ameisenhaufen der Industrie in den großen Städten zurück, welcher der Kultur gefährlicher werden kann als Hunnen und Vandalen der antiken Zivilisation". „Einseitig betrieben, verengt Naturwissenschaft", sagt Du Bois-Reymond in seiner kraftvollen, wohlgebauten Redeweise, in welcher jeder Satz für sich betrachtet den Geschmack und das Maß des hochgebildeten Denkers zu verrathen scheint: „Die Naturwissenschaft beschränkt dabei den Blick auf das Nächstliegende, Handgreifliche, aus unmittelbarer Sinneswahrnehmung mit scheinbar unbedingter Gewißheit sich Ergebende. Sie lenkt den Geist ab von allgemeineren, minder sicheren Betrachtungen und entwöhnt ihn davon, im Reiche des quantitativ Unbestimmbaren sich zu bewegen. In gewissem Sinne preisen wir dies an ihr als unschätzbaren Vorzug, aber wo sie ausschließend herrscht, verarmt, wie nicht zu verkennen, leicht der Geist an Ideen, die Phantasie an Bildern, die Seele an Empfindung und das Ergebniß ist eine enge, trockene und harte, von Musen und Grazien verlassene Sinnesart."

So trefflich nun in diesen und noch vielen andern, hier nicht zu wiederholenden Worten es gezeichnet wird, wie bedenklich es wäre, wenn die Einseitigkeit, welche das geschichtliche System des Verfassers doch legitimirt hat, wirklich einmal Ernst mit ihren vermeintlichen

Ansprüchen machen würde, so ungenügend scheinen die Mittel zu sein, welche Du Bois-Reymond vorschlägt, um die wohlbekannten Gefahren zu vermeiden. Mit warmer Empfindung für Kunst und Dichtung vergangener Zeiten empfiehlt Du Bois-Reymond unserm technisch induktiven Zeitalter, niemals zu vergessen, was einst in der spekulativ-ästhetischen Epoche von Griechen und Römern, den Lehrmeistern der Welt, in diesen Dingen geleistet wurde; er hofft den Gefahren des Utilitarianismus durch Aufrechthaltung gewisser idealer Stimmungen zu begegnen; merkwürdig ist dabei nur, daß er gerade in diesem Punkte seinem System getreu blieb, indem er sich aller möglichen Präservative gegen Kommunismus und Barbarei versieht, nur auch hier sich des einzigen Moments nicht erinnert, welches wirkliche Garantieen zu geben vermag. Wie in dem ganzen geschichtlichen System der auf der Naturwissenschaft beruhenden Kultur kein Raum, kein Verdienst für den Staat zu gewinnen war, wie sich für Du Bois-Reymond die schreckliche Idee im Verlaufe seiner Erörterung immer klarer heraushob, daß auf dem Gebiete des Staats, mit dem sich die „bürgerliche Geschichte" quält, nichts als gedankenlose Huldigungen blühen können, so giebt er sich anscheinend auch keinen Erwartungen in dieser Beziehung für die Zukunft hin. Wenn es aber wirklich dahin gekommen wäre, daß in der Wissenschaft die Ueberzeugung von einer in sich ruhenden Staatenentwicklung nicht aufrecht erhalten werden könne, wenn es wahr wäre, daß die auf sich selbst gestellte Idee der Staatsvervollkommnung nur aus irrthümlicher Verehrung von Königen, Kriegshelden u. dgl. entstanden ist, dann wäre es freilich auch eitel, in dem staatlichen Gefüge der Menschen den eigentlichen Schutz ihres Könnens, ihrer Kultur zu erblicken; dann wäre der „bürgerlichen Geschichte" allerdings der reale Boden ihrer Aufgaben und ihrer Thätigkeit entzogen, und es wäre wirklich eine unverantwortliche Beschwerung des Gedächtnisses unserer Nachkommen, aus dem Schattenreich Namen in ungezählter Menge zu holen und zu bewahren, die doch nur den Zweck hätten, die lichtumflossenen Helden einer erleuchteteren Weltanschauung zu verdunkeln.

Ich glaube eigentlich nicht, daß Aehnliches in seinen unerbittlichen Konsequenzen von Du Bois-Reymond wirklich gemeint und gewagt wurde. Wohl aber gestehe ich offen, daß ich hierin eine Ge-

Willensbedingungen verstehen und erklären will, braucht besondere Methoden, braucht ein besonderes, in vieler Beziehung von den Naturwissenschaften erheblich verschiedenes Studium und hat eine für sich bestehende Aufgabe, deren Vernachlässigung bei aller fortschreitenden Naturwissenschaft eine volle Verwilderung des gesellschaftlichen Zustandes und, was die Hauptsache ist, einen gänzlichen Mangel aller Befähigung nach sich ziehen müßte, den Staat zu regieren oder die Staatskunst, welche die Kultur erhält, zu üben.

Gewisse Gefahren, welche der einseitige Betrieb der Naturwissenschaften herbeiführen würde, verkennt auch Du Bois-Reymond keineswegs, und es war von einem Manne, den man immer auf den Höhen höchster allgemeiner Bildung gesehen hat, zu erwarten, daß er, obwohl das von ihm aufgestellte geschichtliche System der Kultur dazu drängt, doch nicht in das Extrem einseitiger Geistesrichtung verfallen werde. Er selbst schreckt gewaltig vor dem „amerikanischen Utilitarianismus“ und in konkreter Gestalt vor dem „Ameisenhaufen der Industrie in den großen Städten zurück, welcher der Kultur gefährlicher werden kann als Hunnen und Vandalen der antiken Zivilisation“. „Einseitig betrieben, verengt Naturwissenschaft“, sagt Du Bois-Reymond in seiner kraftvollen, wohlgebauten Redeweise, in welcher jeder Satz für sich betrachtet den Geschmack und das Maß des hochgebildeten Denkers zu verrathen scheint: „Die Naturwissenschaft beschränkt dabei den Blick auf das Nächstliegende, Handgreifliche, aus unmittelbarer Sinneswahrnehmung mit scheinbar unbedingter Gewißheit sich Ergebende. Sie lenkt den Geist ab von allgemeineren, minder sicheren Betrachtungen und entwöhnt ihn davon, im Reiche des quantitativ Unbestimmbaren sich zu bewegen. In gewissem Sinne preisen wir dies an ihr als unschätzbaren Vorzug, aber wo sie ausschließend herrscht, verarmt, wie nicht zu verkennen, leicht der Geist an Ideen, die Phantasie an Bildern, die Seele an Empfindung und das Ergebniß ist eine enge, trockene und harte, von Musen und Grazien verlassene Sinnesart.“

So trefflich nun in diesen und noch vielen andern, hier nicht zu wiederholenden Worten es gezeichnet wird, wie bedenklich es wäre, wenn die Einseitigkeit, welche das geschichtliche System des Verfassers doch legitimirt hat, wirklich einmal Ernst mit ihren vermeintlichen

Ansprüchen machen würde, so ungenügend scheinen die Mittel zu sein, welche Du Bois-Reymond vorschlägt, um die wohlbekannten Gefahren zu vermeiden. Mit warmer Empfindung für Kunst und Dichtung vergangener Zeiten empfiehlt Du Bois-Reymond unserm technisch induktiven Zeitalter, niemals zu vergessen, was einst in der spekulativ-ästhetischen Epoche von Griechen und Römern, den Lehrmeistern der Welt, in diesen Dingen geleistet wurde; er hofft den Gefahren des Utilitarianismus durch Aufrechthaltung gewisser idealer Stimmungen zu begegnen; merkwürdig ist dabei nur, daß er gerade in diesem Punkte seinem System getreu blieb, indem er sich aller möglichen Präservative gegen Kommunismus und Barbarei versieht, nur auch hier sich des einzigen Moments nicht erinnert, welches wirkliche Garantieen zu geben vermag. Wie in dem ganzen geschichtlichen System der auf der Naturwissenschaft beruhenden Kultur kein Raum, kein Verdienst für den Staat zu gewinnen war, wie sich für Du Bois-Reymond die schreckliche Idee im Verlaufe seiner Erörterung immer klarer heraushob, daß auf dem Gebiete des Staats, mit dem sich die „bürgerliche Geschichte" quält, nichts als gedankenlose Huldigungen blühen können, so giebt er sich anscheinend auch keinen Erwartungen in dieser Beziehung für die Zukunft hin. Wenn es aber wirklich dahin gekommen wäre, daß in der Wissenschaft die Ueberzeugung von einer in sich ruhenden Staatenentwicklung nicht aufrecht erhalten werden könne, wenn es wahr wäre, daß die auf sich selbst gestellte Idee der Staatsvervollkommnung nur aus irrthümlicher Verehrung von Königen, Kriegshelden u. dgl. entstanden ist, dann wäre es freilich auch eitel, in dem staatlichen Gefüge der Menschen den eigentlichen Schutz ihres Könnens, ihrer Kultur zu erblicken; dann wäre der „bürgerlichen Geschichte" allerdings der reale Boden ihrer Aufgaben und ihrer Thätigkeit entzogen, und es wäre wirklich eine unverantwortliche Beschwerung des Gedächtnisses unserer Nachkommen, aus dem Schattenreich Namen in ungezählter Menge zu holen und zu bewahren, die doch nur den Zweck hätten, die lichtumflossenen Helden einer erleuchteteren Weltanschauung zu verdunkeln.

Ich glaube eigentlich nicht, daß Aehnliches in seinen unerbittlichen Konsequenzen von Du Bois-Reymond wirklich gemeint und gewagt wurde. Wohl aber gestehe ich offen, daß ich hierin eine Ge-

Willensbedingungen verstehen und erklären will, braucht besondere Methoden, braucht ein besonderes, in vieler Beziehung von den Naturwissenschaften erheblich verschiedenes Studium und hat eine für sich bestehende Aufgabe, deren Vernachlässigung bei aller fortschreitenden Naturwissenschaft eine volle Verwilderung des gesellschaftlichen Zustandes und, was die Hauptsache ist, einen gänzlichen Mangel aller Befähigung nach sich ziehen müßte, den Staat zu regieren oder die Staatskunst, welche die Kultur erhält, zu üben.

Gewisse Gefahren, welche der einseitige Betrieb der Naturwissenschaften herbeiführen würde, verkennt auch Du Bois-Reymond keineswegs, und es war von einem Manne, den man immer auf den Höhen höchster allgemeiner Bildung gesehen hat, zu erwarten, daß er, obwohl das von ihm aufgestellte geschichtliche System der Kultur dazu drängt, doch nicht in das Extrem einseitiger Geistesrichtung verfallen werde. Er selbst schreckt gewaltig vor dem „amerikanischen Utilitarianismus“ und in konkreter Gestalt vor dem „Ameisenhaufen der Industrie in den großen Städten zurück, welcher der Kultur gefährlicher werden kann als Hunnen und Vandalen der antiken Zivilisation“. „Einseitig betrieben, verengt Naturwissenschaft“, sagt Du Bois-Reymond in seiner kraftvollen, wohlgebauten Redeweise, in welcher jeder Satz für sich betrachtet den Geschmack und das Maß des hochgebildeten Denkers zu verrathen scheint: „Die Naturwissenschaft beschränkt dabei den Blick auf das Nächstliegende, Handgreifliche, aus unmittelbarer Sinneswahrnehmung mit scheinbar unbedingter Gewißheit sich Ergebende. Sie lenkt den Geist ab von allgemeineren, minder sicheren Betrachtungen und entwöhnt ihn davon, im Reiche des quantitativ Unbestimmbaren sich zu bewegen. In gewissem Sinne preisen wir dies an ihr als unschätzbaren Vorzug, aber wo sie ausschließend herrscht, verarmt, wie nicht zu verkennen, leicht der Geist an Ideen, die Phantasie an Bildern, die Seele an Empfindung und das Ergebniß ist eine enge, trockene und harte, von Musen und Grazien verlassene Sinnesart.“

So trefflich nun in diesen und noch vielen andern, hier nicht zu wiederholenden Worten es gezeichnet wird, wie bedenklich es wäre, wenn die Einseitigkeit, welche das geschichtliche System des Verfassers doch legitimirt hat, wirklich einmal Ernst mit ihren vermeintlichen

Ansprüchen machen würde, so ungenügend scheinen die Mittel zu sein, welche Du Bois-Reymond vorschlägt, um die wohlbekannten Gefahren zu vermeiden. Mit warmer Empfindung für Kunst und Dichtung vergangener Zeiten empfiehlt Du Bois-Reymond unserm technisch induktiven Zeitalter, niemals zu vergessen, was einst in der spekulativ-ästhetischen Epoche von Griechen und Römern, den Lehrmeistern der Welt, in diesen Dingen geleistet wurde; er hofft den Gefahren des Utilitarianismus durch Aufrechthaltung gewisser idealer Stimmungen zu begegnen; merkwürdig ist dabei nur, daß er gerade in diesem Punkte seinem System getreu blieb, indem er sich aller möglichen Präservative gegen Kommunismus und Barbarei versieht, nur auch hier sich des einzigen Moments nicht erinnert, welches wirkliche Garantieen zu geben vermag. Wie in dem ganzen geschichtlichen System der auf der Naturwissenschaft beruhenden Kultur kein Raum, kein Verdienst für den Staat zu gewinnen war, wie sich für Du Bois-Reymond die schreckliche Idee im Verlaufe seiner Erörterung immer klarer heraushob, daß auf dem Gebiete des Staats, mit dem sich die „bürgerliche Geschichte" quält, nichts als gedankenlose Huldigungen blühen können, so giebt er sich anscheinend auch keinen Erwartungen in dieser Beziehung für die Zukunft hin. Wenn es aber wirklich dahin gekommen wäre, daß in der Wissenschaft die Ueberzeugung von einer in sich ruhenden Staatenentwicklung nicht aufrecht erhalten werden könne, wenn es wahr wäre, daß die auf sich selbst gestellte Idee der Staatsvervollkommnung nur aus irrthümlicher Verehrung von Königen, Kriegshelden u. dgl. entstanden ist, dann wäre es freilich auch eitel, in dem staatlichen Gefüge der Menschen den eigentlichen Schutz ihres Könnens, ihrer Kultur zu erblicken; dann wäre der „bürgerlichen Geschichte" allerdings der reale Boden ihrer Aufgaben und ihrer Thätigkeit entzogen, und es wäre wirklich eine unverantwortliche Beschwerung des Gedächtnisses unserer Nachkommen, aus dem Schattenreich Namen in ungezählter Menge zu holen und zu bewahren, die doch nur den Zweck hätten, die lichtumflossenen Helden einer erleuchteteren Weltanschauung zu verdunkeln.

Ich glaube eigentlich nicht, daß Aehnliches in seinen unerbittlichen Konsequenzen von Du Bois-Reymond wirklich gemeint und gewagt wurde. Wohl aber gestehe ich offen, daß ich hierin eine Ge-

Willensbedingungen verstehen und erklären will, braucht besondere Methoden, braucht ein besonderes, in vieler Beziehung von den Naturwissenschaften erheblich verschiedenes Studium und hat eine für sich bestehende Aufgabe, deren Vernachlässigung bei aller fortschreitenden Naturwissenschaft eine volle Verwilderung des gesellschaftlichen Zustandes und, was die Hauptsache ist, einen gänzlichen Mangel aller Befähigung nach sich ziehen müßte, den Staat zu regieren oder die Staatskunst, welche die Kultur erhält, zu üben.

Gewisse Gefahren, welche der einseitige Betrieb der Naturwissenschaften herbeiführen würde, verkennt auch Du Bois-Reymond keineswegs, und es war von einem Manne, den man immer auf den Höhen höchster allgemeiner Bildung gesehen hat, zu erwarten, daß er, obwohl das von ihm aufgestellte geschichtliche System der Kultur dazu drängt, doch nicht in das Extrem einseitiger Geistesrichtung verfallen werde. Er selbst schreckt gewaltig vor dem „amerikanischen Utilitarianismus" und in konkreter Gestalt vor dem „Ameisenhaufen der Industrie in den großen Städten zurück, welcher der Kultur gefährlicher werden kann als Hunnen und Vandalen der antiken Zivilisation". „Einseitig betrieben, verengt Naturwissenschaft", sagt Du Bois-Reymond in seiner kraftvollen, wohlgebauten Redeweise, in welcher jeder Satz für sich betrachtet den Geschmack und das Maß des hochgebildeten Denkers zu verrathen scheint: „Die Naturwissenschaft beschränkt dabei den Blick auf das Nächstliegende, Handgreifliche, aus unmittelbarer Sinneswahrnehmung mit scheinbar unbedingter Gewißheit sich Ergebende. Sie lenkt den Geist ab von allgemeineren, minder sicheren Betrachtungen und entwöhnt ihn davon, im Reiche des quantitativ Unbestimmbaren sich zu bewegen. In gewissem Sinne preisen wir dies an ihr als unschätzbaren Vorzug, aber wo sie ausschließend herrscht, verarmt, wie nicht zu verkennen, leicht der Geist an Ideen, die Phantasie an Bildern, die Seele an Empfindung und das Ergebniß ist eine enge, trockene und harte, von Musen und Grazien verlassene Sinnesart."

So trefflich nun in diesen und noch vielen andern, hier nicht zu wiederholenden Worten es gezeichnet wird, wie bedenklich es wäre, wenn die Einseitigkeit, welche das geschichtliche System des Verfassers doch legitimirt hat, wirklich einmal Ernst mit ihren vermeintlichen

Ansprüchen machen würde, so ungenügend scheinen die Mittel zu sein, welche Du Bois-Reymond vorschlägt, um die wohlbekannten Gefahren zu vermeiden. Mit warmer Empfindung für Kunst und Dichtung vergangener Zeiten empfiehlt Du Bois-Reymond unserm technisch induktiven Zeitalter, niemals zu vergessen, was einst in der spekulativ-ästhetischen Epoche von Griechen und Römern, den Lehrmeistern der Welt, in diesen Dingen geleistet wurde; er hofft den Gefahren des Utilitarianismus durch Aufrechthaltung gewisser idealer Stimmungen zu begegnen; merkwürdig ist dabei nur, daß er gerade in diesem Punkte seinem System getreu blieb, indem er sich aller möglichen Präservative gegen Kommunismus und Barbarei versieht, nur auch hier sich des einzigen Moments nicht erinnert, welches wirkliche Garantieen zu geben vermag. Wie in dem ganzen geschichtlichen System der auf der Naturwissenschaft beruhenden Kultur kein Raum, kein Verdienst für den Staat zu gewinnen war, wie sich für Du Bois-Reymond die schreckliche Idee im Verlaufe seiner Erörterung immer klarer heraushob, daß auf dem Gebiete des Staats, mit dem sich die „bürgerliche Geschichte" quält, nichts als gedankenlose Huldigungen blühen können, so giebt er sich anscheinend auch keinen Erwartungen in dieser Beziehung für die Zukunft hin. Wenn es aber wirklich dahin gekommen wäre, daß in der Wissenschaft die Ueberzeugung von einer in sich ruhenden Staatenentwicklung nicht aufrecht erhalten werden könne, wenn es wahr wäre, daß die auf sich selbst gestellte Idee der Staatsvervollkommnung nur aus irrthümlicher Verehrung von Königen, Kriegshelden u. dgl. entstanden ist, dann wäre es freilich auch eitel, in dem staatlichen Gefüge der Menschen den eigentlichen Schutz ihres Könnens, ihrer Kultur zu erblicken; dann wäre der „bürgerlichen Geschichte" allerdings der reale Boden ihrer Aufgaben und ihrer Thätigkeit entzogen, und es wäre wirklich eine unverantwortliche Beschwerung des Gedächtnisses unserer Nachkommen, aus dem Schattenreich Namen in ungezählter Menge zu holen und zu bewahren, die doch nur den Zweck hätten, die lichtumflossenen Helden einer erleuchteteren Weltanschauung zu verdunkeln.

Ich glaube eigentlich nicht, daß Aehnliches in seinen unerbittlichen Konsequenzen von Du Bois-Reymond wirklich gemeint und gewagt wurde. Wohl aber gestehe ich offen, daß ich hierin eine Ge-

mit Rechtslehre, mit Religionsforschung, mit allen und jedem, was entstanden und geworden ist.

In diesen Ideen schien die Aufforderung zu liegen, die gesammte Geschichtswissenschaft einer radikalen Reform zu unterziehen, aber heute nach dreißig Jahren steht Riehl bei dem Eingeständniß, daß seine Wissenschaft nur eine Zukunftswissenschaft sei. In einem seiner neuesten Aufsätze zeigt er mit großer Virtuosität und in unvergleichlicher Sprache den Gang der wissenschaftlichen Forschung in der neueren Zeit: wie in dem Konzert der Wissenschaft bald die eine, bald die andere in den Vordergrund tritt, führend, tonangebend, die Wage haltend; wie zur Zeit der Renaissance die klassische Philologie vorherrschte, wie in der Reformation die Theologie obenauf kam; wie die Spekulation seit Locke und Spinoza dominirte, wie endlich in unseren Tagen das Uebergewicht der Geschichte zugefallen ist, wie alle Wissenschaft historisch wurde.

„In früheren Zeiten, so bemerkt Riehl des weiteren, waren die philosophischen Hörsäle überfüllt. Studenten, welche ein philosophisches Hauptfach zweimal hörten, waren nicht selten, und es gab auch Narren des philosophischen Größenwahns genug." Heute ist das anders geworden, alles gefällt sich in der Historie; der General und Staatsmann selbst philosophirt nicht mehr, sondern er schreibt seine Geschichte und zwar unmittelbar nach seinen Thaten.

Aber freilich scheint unsere Zeit sich auch bei dieser Art Geschichte nicht zu befriedigen. Was der eigentliche Historiker treibt, macht auf Riehl vielfach den Eindruck einer absterbenden Physiognomie. Sehr reizend ist die kleine Anekdote, mit welcher der geistreiche Verfasser unsere heutige spezialisirende Geschichtsforschung bezeichnet. „Je kleiner der Horizont, um so größer dünkt sich der Gelehrte. Wir sagen einem jungen Dozenten von strengster Observanz, er würde eine Lücke ausfüllen, wenn er ein Kollegium über die Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts läse, und er erwidert uns: „Wie können Sie mir zumuthen, daß ich so unwissenschaftlich, dilettantisch ins Weite schweife; meine Lebensaufgabe ist die Geschichte Deutschlands von 1525 bis 1530".

Mit dieser wörtlich zutreffenden Charakteristik eines jungen Gelehrten von der strikten Observanz gewisser Schulen scheint dem

Kulturhistoriker der Beweis geliefert, daß die Geschichte nicht mehr im geistigen Zentrum der Wissenschaft und der Bedürfnisse unserer Erkenntniß stehe. Sie verkümmert, hat ihre Stellung im Kreise der Gedankenarbeit verloren und geht dem Ende ihrer Herrschaft mit Riesenschritten entgegen. Die Naturwissenschaft, welche zu einer höheren Geltung, zu einer größeren Vertiefung, zu einer beträchtlicheren Erweiterung ihrer Probleme und Arbeitsgebiete steigt, reißt die Herrschaft auch in Bezug auf die Vergangenheit des Menschen in seiner Totalität an sich. Sie hat ihre Ueberlegenheit im Gebiete der Sprachwissenschaft gezeigt, sie weist die Abhängigkeit gesellschaftlicher Zustände von natürlichen Gesetzen nach, sie beginnt das Gebiet der eigentlichen geschichtlichen Betrachtungen zu erobern.

Die Entthronung, welche sich die Geschichte in dem gesammten Kreise der Wissenschaften und von Seite der Naturwissenschaft im besondern gefallen lassen muß, hat Riehl mit unumstößlicher Deutlichkeit gezeigt. Das an sich verdienstvolle Geschlecht von historischen Handwerkern, welches ohne Kenntniß der Aufgaben die Geschichte in eine antiquarische Rumpelkammer verwandelt, besitzt selbstverständlich keinen Einfluß auf die Totalentwickelung der Wissenschaften. Mit sicherem Blicke nimmt Riehl die fest betretenen Wege wahr, auf welchen heute im Staat und Unterricht die jüngste Wissenschaft ihre älteren Geschwister zu verdrängen wußte. Aber er ist doch weit entfernt die Leistungen derselben auf dem eigentlichen Gebiete der Geschichte und Kulturgeschichte, soweit sie jetzt vorliegen, zu überschätzen. Die Angriffe, welche unternommen worden sind, um die Geschichte der Staaten gegenüber der naturwissenschaftlichen Betrachtung der Gesellschaft als einen überwundenen Standpunkt erscheinen zu lassen, mußte auch Riehl als höchst mißlungen bezeichnen. Indessen greift er die Irrthümer gewisser Naturforscher auf diesem Gebiete mit sanften und schonenden Fingern an. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Geschichtsgelehrten in Riehl einen Bundesgenossen gegen Du Bois-Reymond finden, aber seine Theorie der Zukunftswissenschaft verhindert ihn, gegen ein System von Experimenten die ganze Härte der Kritik zu üben.

Die Zukunftskulturhistorie wünschte sich eigentlich mit der naturwissenschaftlichen Betrachtung auf einen guten Fuß zu stellen, man

vermag aber noch überall nicht abzusehen, wie sich die Arbeitsfelder decken, wie sich die verschiedenen Gebiete berühren sollen.

Riehl hat sich wohl gehütet, über diese schwierige Frage einen Ausspruch zu thun, und Du Bois-Reymond hat die ganze Sache für lange Zeit hinaus kompromittirt. Daß in der Geschichte der Menschen viele Dinge sich ereignen, in denen das reine objektive Walten der Natur und ihrer Gesetze zum Ausdruck kommt, ist eine Voraussetzung, auf welcher alle Forschung Riehls von jeher beruhte. Jetzt wird ein Versuch gemacht, diese Grundlagen zu zeigen und dieser Versuch erweist sich als mißlungen. Man kann es begreifen, daß ein Mann wie Riehl gegen seine naturwissenschaftlichen Konkurrenten nachsichtig sein möchte, aber gerade diese nachsichtige Beurtheilung der ersten naturwissenschaftlichen Versuche auf dem Gebiete der Geschichte beweist, daß die Kulturhistorie überhaupt noch auf keinen festen Fundamenten steht. Man empfindet das Bedürfniß einer Vertiefung der historischen Probleme, aber noch ist man weit entfernt von einer methodischen Erörterung derselben. Einzelunterſuchungen weiß man nirgends in den Gesammtbegriff der neu zu gründenden Wissenschaft einzureihen. Exakte Durchforschung des Gebietes scheint bisher nur in sehr vereinzelten Fällen zu gelingen. Riehl selbst hat niemals ein Muster für methodische Erörterung bestimmter Fragen aufgestellt, nie eine Einzelunterſuchung geführt. Es sind beachtenswerthe Ideen, Winke, die er aufstellt, und es schwebt ihm ein großes Ziel der Erforschung menschlicher Dinge in ihrer historischen Entwickelung vor, aber wie es gemacht werden müßte, um die Wirkungen der verschiedenen Thätigkeiten des Geistes aufeinander auch geschichtlich zu veranschaulichen, hierfür weiß man vorläufig wenigstens keine Anweisung zu geben. Für die Erkenntniß der kulturhistorischen Gesetze ist noch nirgends eine Formel gefunden, man steht nur auf dem Standpunkte des Glaubens und der dogmatischen Voraussetzung, daß die Bewegungen des Geistes ähnlichen Gesetzen folgen wie die der physischen Natur.

Solange das Gebiet selbst, welches die Kulturgeschichte umspannen soll, nicht in bestimmterer Weise abgegrenzt worden ist, werden die Forschungen auf demselben stets etwas Dilettantisches an sich tragen. Wenn Riehl sich gerade hiergegen erhebt, wenn er es

beklagt und darin den Grund der mangelnden Anerkennung der Kulturgeschichte im Kreise der Wissenschaften erblicken wollte, so hätte es nahe genug gelegen, sich daran zu erinnern, daß die exakte Arbeit erst dort beginnt, wo die Arbeitsgebiete deutlich begrenzt worden sind. Riehl hat einmal die paradoxe Bemerkung gemacht, daß die Zentralwissenschaft, welche in der Zukunft herrschen werde, jedenfalls die Antwort auf die Frage nicht schuldig bleiben dürfe, „warum und wozu die Welt überhaupt auf der Welt ist". Soll die Kulturgeschichte der Antwort auf diese Frage vorarbeiten, oder wird sie einst selbst in ihrer Vollendung diese Antwort geben? — darüber bleibt man vorläufig im Dunkeln und der Historiker weiß zur Zeit noch nicht, welches das Haus ist, zu dem er die Bausteine herbeischleppt.

Die Aussichten, welche Riehl auf eine Zukunftswissenschaft der Kulturhistorie eröffnet, müßten zu einem furchtbaren Chaos aller Gedankenarbeit führen, wenn man Ernst machen wollte mit ihrer Begründung. Es ist ein wahres Glück, daß sich das heutige Geschlecht in der weitaus größten Majorität seiner Denker zu schwach fühlt, dem hohen Fluge der Kulturhistoriker nachzufolgen, und daß noch immer der Satz gilt: in der Beschränkung zeigt sich der Meister. Denn wenn alle wissenschaftliche Arbeit dem einen Ziele nachginge, welches sich als die zukünftige Zentralwissenschaft im Geiste des Denkers spiegeln mag, so müßte vor allem der analytische Weg verlassen werden, auf welchem bei weitem die größte Summe von Erkenntnissen der wirklichen Dinge erlangt worden ist.

Daß alle Wissenschaft von den Dingen der Welt als eine Einheit gedacht werden kann, ist im Grunde eine alte Idee. Aber für den Betrieb der einzelnen Wissenschaften ist damit nichts gewonnen. Namentlich der Geschichte kann durch den Hinblick auf eine Universalwissenschaft in keiner Richtung gedient und geholfen werden. Jedes Ding hat seine Geschichte. Jedes physische und jedes psychische Moment in der Welt und im Menschen kann geschichtlich betrachtet, untersucht und erörtert werden. Wenn man eine Geschichte ausdenken will, welche alles zusammenfaßt, was in der physischen Welt vor sich gegangen, was von dieser zu der menschlichen Gesellschaft hinüberleitet, was sich in den fünf Welttheilen entwickelt, unter den Völkern ereignet, in den Staaten zur Erscheinung gekommen, was durch den menschlichen Geist hervor-

gebracht worden und in der Kultur oder Zivilisation der Menschen und Länder seinen naturgemäßen Ausdruck erhalten hat, so heißt das soviel als alles wissen und alles erklären wollen. Eine Wissenschaft dieser Art bedürfte keiner zweiten neben sich, sie wäre der Inbegriff überhaupt von allem, was gewußt werden kann. Es ist fraglich, ob eine solche Geschichte, wenn sie von einer höchsten Intelligenz erfaßt worden wäre, ein Gegenstand der Mittheilung an andere Intelligenzen sein könnte. Und wenn man auch die abstrakte Voraussetzung einer solchen Erkenntniß aller Dinge in dem Sinne des Bewußtseins von dem was überhaupt geschehen ist, zugeben würde, so wäre damit doch nicht ausgeschlossen, daß wieder im engeren Sinne des Wortes auch das als Geschichte bezeichnet und verstanden werden könnte, was sich auf einzelne Erscheinungen jenes Gesammtgebietes bezieht. Die Idee einer alles Geschehene zusammenfassenden Geschichte würde doch nie verhindern können, daß man innerhalb dieser Geschichte wieder von Geschichten einzelner Thätigkeiten des Menschen, oder einzelner Ereignisse der Natur und Welt, oder der geistigen oder künstlerischen Hervorbringungen darinnen zu sprechen unternähme. Der Streit über die Frage, was die sogenannte Geschichte in dem vulgären Sinne des Wortes eigentlich zu leisten hätte, ist insbesondere dadurch entstanden, daß man sich über das Objekt der Untersuchung und Betrachtung nicht verständigt hat.

Thatsächlich ist in den neueren Wissenschaften, wie dies ja auch Riehl anerkannt hat, die historische Betrachtungsweise so allgemein und eingreifend geworden, daß man einer Bezeichnung, die sonst einen bestimmteren Charakter hatte, in allen Richtungen begegnet. Ehemals hat man von Naturgeschichte und Weltgeschichte geredet. Später kam die Litteraturgeschichte, die Kunstgeschichte, die Rechtsgeschichte dazu — heute giebt es soviele Geschichte als es Wissenschaften giebt und in der Vorstellung vieler ist das was lediglich ein Sammelname war, zu einer eigenen Wissenschaft geworden, die sich den Titel der Kulturgeschichte beigelegt hat.

Man thut Riehl vielleicht Unrecht, wenn man ihn als Repräsentanten dieser Richtung bezeichnet, denn er ist ohne Zweifel der, welcher bemüht war, in die wüste Masse, welche andere zusammenbrachten, Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu bringen, und er verhehlt sich und

ändern es nicht, daß er eigentlich nur an etwas arbeitet, was er als eine Zukunftswissenschaft bezeichnet.

Inzwischen kann sich die Oekonomie des Wissens nicht darauf einlassen, die Hände in den Schoß zu legen. Die einzelnen Disziplinen bestellen ihr Feld nach den ihnen innewohnenden Bedürfnissen und Ideen. Sie arbeiten sich innerlich nicht im Hinblick auf die Zukunftswissenschaft, sondern in der Eroberung und Bewältigung des ihnen zufallenden und zugänglichen Materials aus. Grenzverschiebungen zwischen den Nachbargebieten sind die natürliche Folge tieferer Einsichten. Die sonst so genannte Weltgeschichte ist immer mehr und mehr und fast von allen Wissenschaften angegriffen und stofflich aufgezehrt worden. Was Herder und Schlosser über die Urgeschichte der Welt und Menschen zu sagen versuchten, wurde von der Naturwissenschaft mit Beschlag belegt. Prähistoriker und Sprachforscher haben das Terrain der Geschichte abgegraben, die Rechtsgeschichte, die Litteratur und Kunstgeschichte, die Mythologie und Religionsgeschichte haben das Gebiet der Geschichtsforschung unterminirt. Die Frage erhebt sich, ob dem eigentlichen Historiker nur die Aufgabe verblieb, diese mannigfaltigen Disziplinen synthetisch zusammenzuleimen, oder ob es noch für ihn eine spezielle Aufgabe gibt, deren Lösung er unbedingt und allein unternehmen kann. Soll die Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die bloße Zusammenfassung dessen bedeuten, was die Einzelwissenschaften über die historischen Vorgänge erforscht haben, so muß sie sich vor allem darauf besinnen, welches das Objekt ihrer Untersuchung sei.

Die Kulturhistorie der Zukunft würde ein solches besonderes Forschungsgebiet von der Geschichte ausschließen. Sie würde lediglich mit den historischen Resultaten aller Wissenschaften zu operiren haben. Sie würde im günstigen Falle auf ihrem synthetischen Wege zu gewissen allgemeineren Gesetzen der Weltentwickelung in Hinsicht auf die geistigen Potenzen der Menschheit gelangen können. Aber ein für sich bestehendes Gebiet hätte sie nicht zu ackern. Das was Du Bois-Reymond die „bürgerliche Geschichte" genannt hat, würde unter der Hand des Kulturhistorikers wirklich zerbröckeln und stellte sich als ein bloßer Ausdruck jener Wirkungen dar, welche die Natur- und Geisteswissenschaften erforscht und festgestellt haben. Alsdann

wäre die Geschichte in unserem heutigen Sinne wirklich ein überwundener Standpunkt.

Steht es denn aber fest, daß die Erscheinungen der Geschichte sämmtlich in dem Begriff von Natur und Kultur aufgehen? Giebt uns die Erfahrung nicht eine lange Reihe von Thatsachen an die Hand, welche auf besondere Potenzen zurückführen, und daher auch eine besondere Untersuchung verlangen?

Viele Angriffe auf die heutige Geschichtswissenschaft stammen von einer gewissen Unkenntniß dessen, was dieselbe leistet und zu leisten hat. Allzusehr hat man seit langer Zeit es verlernt, die Aufgabe der Geschichte im Verhältniß zu den anderen Wissenschaften begrifflich zu bestimmen. Der weite Sinn des Wortes Geschichte, die verschiedene Deutung, welche ihm fast jeder einzelne Gelehrte geben zu können meinte, haben eine Unsicherheit im Gebrauch desselben herbeigeführt. Stark ausgedrückt, könnte man es als eine Art von Begriffsverwirrung und Begriffsverwilderung bezeichnen, was bei dem Worte Geschichte Platz gegriffen hat. Es fehlt an jeder Neigung, sich auch nur über eine Definition zu verständigen. Was jeder Gebildete von der Schule her mit dem Begriffe der Geschichte verbindet, ist gemeiniglich ein vages, phantastisches Zerrbild von Unterweisungen über Gegenstände mannigfaltigster Art. So bildet sich denn die Vorstellung, daß diese Disziplin wesentlich verändert werden könnte. Man findet Langweiliges und Interessantes darinnen, man erfährt aus ihr mannigfaltige Wahrheiten, die man brauchen und verwerthen zu können meint und wieder andere, welche gleichsam nutzlos erscheinen. Man meint die ungeheure Masse der überlieferten Thatsachen wie ein Kaleidoskop willkürlich verschieben zu können. Schließlich macht sich ein jeder eine eigene Geschichtsvorstellung von dem, was ihm zu wissen nöthig und nicht nöthig ist. Dabei spielt die individuelle Neigung eine große Rolle. Der eine liebt den Krieg, der andere die Thätigkeiten des Friedens, der eine wittert in den Diplomaten der andere in den Gelehrten die Reformatoren der Menschheit. Der Zweck als Ganzes und im ganzen ist vielleicht bei keiner Wissenschaft so sehr abhanden gekommen, als bei der Geschichte. Selbst der Fachmann pflegt lange zu zaudern, wenn er die Frage beantworten soll, was er eigentlich lehrt, wenn er Geschichte lehren will.

Aus dieser Unklarheit sind die Exzentrizitäten entstanden, an denen diese Wissenschaft zu kranken scheint. Neben den imaginärsten Zielen der handwerksmäßigsten Kleinlichkeitskrämerei, neben Aufgaben, von denen man behauptet, sie würden sich nur erst nach Jahrhunderten lösen lassen, die unschuldsvollste Selbstzufriedenheit des Nichts; neben der Erwartung von Resultaten, welche die Forschungsmittel des Historikers weit überragen, oder auf ganz andern Gebieten des Wissens erlangt werden müssen, die eitelste Ueberschätzung des kleinen Details in der Unkenntniß seines Zweckes. In diesen Gegensätzen bewegt sich die historische Forschung und es ist fast ein Glück zu nennen, daß die eine Richtung von der andern nicht viel weiß und nicht viel Notiz nimmt, denn der Streit hierüber müßte alle nützliche Thätigkeit und Arbeitskraft verschlingen. Im allgemeinen schwimmen die Karpfen ziemlich friedlich im Fischteich der deutschen Historie umher und seit vielen Jahren erinnert man sich nur eines einzigen Falles, wo ein arger Hecht in das deutsche Wasser gerathen war und eine gewaltige Beunruhigung hervorgebracht hatte.

Dieser Hecht war ein Engländer namens Buckle, welcher unserm Riehl darin sehr überlegen war, daß er gewisse Resultate des historischen Denkens, welche dieser der Zukunftskulturhistorie überlassen sehen will, schon heute vorwegnahm und frischweg zu wissen behauptete, auf welchen Gesetzen die Zivilisation der Welt eigentlich beruht. Eine Anzahl von Jüngern sehr verschiedener deutscher Schulobservanzen ließ sich beikommen, an den Irrgängen der politischen und historischen Doktrin des Engländers Gefallen zu finden und Einer würde nicht übel Lust gehabt haben, selbst ohne Erlaubniß der „Meister", für „die Geschichte der Zivilisation" Propaganda gemacht zu haben, wenn er nicht zu früh aus dem Leben geschieden wäre.

Da schien es Zeit, die Bannbulle gegen den Störenfried zu schleudern und der voreiligen Geschichtsphilosophie das Lebenslicht auszublasen. Droysen erhob sich und was wohl das Sonderbarste sein mochte, war, daß seine Polemik eigentlich nicht die Frage berührte, ob die sogenannten Entwickelungsgesetze des englischen Denkers richtig oder unrichtig wären. Er operirte vielmehr mit dem Kehrbesen der sogenannten Sittlichkeit und verhandelte die wissenschaftliche Angelegenheit nach dem in der Theologie und Philosophie nicht unge-

wöhnlichen Rezept vom freien Willen, von der Ausschließung der Verantwortlichkeit durch die Anerkennung eines objektiven Gesetzes der menschlichen Handlungen und dergleichen mehr. Die Verfehmung schien großen Eindruck gemacht zu haben und der Verfasser dieser Zeilen bewahrt noch das Schreiben eines namhaften deutschen Geschichtsforschers, in welchem ernstlich die Betrachtung angestellt wurde, daß jemand, der sich zu den Theorieen des armen Buckle bekennen würde, eben doch nur ein ganz unsittlicher und verworfener Mensch sein könne.

Die Sache war nicht aufmunternd und wenn Riehl es vorzog die Entdeckung kulturhistorischer Gesetze der Zukunft zu überlassen, so begreift man dies aus dem Umstande, daß ein erster und wie es scheint schwacher Versuch in dem Gange menschlicher Dinge etwas Physikalisches zu erblicken, sogleich von der deutschen Historie als eine Art von Verbrechen stigmatisirt wurde. Daß Droysen in dieser Beziehung als Chorführer auftrat, mochte als besonders verhängnißvoll bezeichnet werden. Denn nicht leicht war man jemandem mehr als Droysen die Anerkennung schuldig, daß er sich für prinzipielle Fragen thatsächlich und innerlich interessirte und oftmals in solchen Angelegenheiten das Wort ergriff. In der Erörterung über die Stellung Schlossers innerhalb der deutschen Geschichtschreibung sprach er noch in seinen letzten Lebensjahren sehr beherzigenswerthe Ansichten aus, deren in dem ersten Abschnitt dieser Abhandlungen schon gedacht wurde. Wenn er sich gegen die Aufstellung objektiv giltiger historischer Gesetze im Sinne Buckles äußerte, so hatte er dabei übersehen, daß die Frage des freien Willens von Buckle thatsächlich gar nicht berührt werden wollte, und daß diese überhaupt auf historischer Basis gar nicht gelöst werden könnte. Auch wer nur in einem einzelnen Falle die Nothwendigkeit gewisser historischer Thatsachen nachweist, beschränkt dadurch die Voraussetzung des Freiheitsbegriffs, und wenn die Sittlichkeit dadurch in Frage gestellt würde, daß man im historischen Gange der Begebenheiten eine gewisse objektive Logik aufdeckt, so wäre niemand in größerer Gefahr, seiner Geschichtschreibung den Vorwurf der Unsittlichkeit gemacht zu sehen, als Leopold von Ranke oder Droysen selbst, von denen der erstere die Persönlichkeit in dem Fortschritt seiner Werke bei jedem neuen Buche in immer

bedenklicherem Maße zu Gunsten der „Ideen“ und ihrer „Gegensätze“ ausgelöscht hat, während der letztere seine providentielle preußische Politik so sehr zu einem deutschen Deus ex machina gemacht hat, daß dadurch die Verdienste der einzelnen preußischen Herrscher eigentlich wesentlich geschmälert worden sind.

Die Frage der Richtigkeit oder Unrichtigkeit jener sogenannten Kultur- und Zivilisationsgesetze, nach deren Erkenntniß da und dort etwas voreilig und häufig ein wenig leichtsinnig, nicht selten völlig unmethodisch gestrebt worden ist, wird stets hinter die andere zurückgestellt, ob man solche Dinge überhaupt erforschen solle oder könne. Bequemlichkeit und Gewohnheit verneinen mit Enthusiasmus die letztere Frage und ersparen sich dadurch die Sorge um die erstere.

So ist es gekommen, daß man noch nicht einmal in den Propyläen dieser nach Gesetzen forschenden Wissenschaft steht. Was den Naturwissenschaften als angeborenes Erbtheil anhaftet, die Formulirung des objektiven Gesetzes in der Erscheinung, wird bei den historischen Wissenschaften noch als eine offene Frage angesehen. Und dann wundert man sich, wenn die Naturwissenschaft mit einer gewissen mitleidsvollen Miene auf die „bürgerliche Geschichte“ herabsieht. Wenn die kulturhistorischen Versuche gleichsam einen stillen Bund mit den Naturwissenschaften geschlossen haben, indem sie sich bemühen die Hand auszustrecken nach jenen Gebieten, auf welchen der menschliche Geist heute seine großen, wahren, unvergänglichsten Triumphe feiert, so hätte man eigentlich von vornherein erwarten sollen, daß sie zu weit besseren Resultaten gelangt sein und der Geschichtswissenschaft sich weit mehr überlegen gezeigt haben müßten, als der Fall war. Denn schwerlich wird jemand behaupten, daß sich die Methoden der geschichtlichen Forschung mit denen der Naturwissenschaften zu messen vermöchten. Das wahrhaft Unmethodische des Vorganges auf allen historischen Gebieten liegt namentlich in dem Mangel an bewußter Feststellung des Forschungsobjekts. Bei aller aufrichtigen Anerkennung dessen, was die Kulturhistorie anstrebt, ist sie doch von dem Vorwurf nicht frei zu sprechen, daß sie in letzterer Beziehung die Aufgaben nicht geklärt, sondern viel zur Verwirrung beigetragen hat. Sie vermochte — und hierin haben Riehl und Buckle gleichen Antheil, — die unbewußt fortwirkende Tradition der historischen Forschung zwar

vielfach zu beunruhigen, aber sie wußte niemandem ein eigentlich greifbares Arbeitsfeld zuzuweisen. Dieses Uebel wird aber nur überwunden werden, wenn der Historiker sowie der Kulturhistoriker zu klarer Einsicht darüber kommt, womit er sich unbeschadet aller sonstigen historischen Disziplinen eigentlich zu beschäftigen hat.

Das Gebiet historischer Thatsachen, welches die Erfahrung an die Hand giebt, ist ein unermeßliches. Eine historische Thatsache ist der Tod Karls des Großen im Jahre 814 und der Untergang der Insel im stillen Ozean im Jahre 1883, das Ende des römischen Reichs, das Erdbeben von Lissabon, die Entdeckung des Karlsbader Sprudels, die Drehung der Erde um die Sonne, die Einnahme von Paris, der Neanderschädel, die Pfahlbauten, die Sage vom ewigen Juden, die Eiszeit der Erde, die Gründung von Rom, die Aufführung des Goetheschen Faust, die Uebersetzung Shakespeares, der Bau der Peterskirche, der Verfall der Akropolis, die Geburt von Luther und die Entdeckung des Neptun — alles historische Thatsachen!

Es ist klar, daß nicht alles Thatsächliche ein Gegenstand geschichtlicher Betrachtung sein kann, und daß auch jene Thatsachen, welche in die Geschichte gehören werden, nicht den gleichen Werth und dieselbe Bedeutung beanspruchen können. Unter den vielen Millionen von Thatsachen, die sich in irgend einer Zeit oder in irgend einem Theile der Welt ereignet haben, und zu unserer Kenntniß gekommen sind, können unmöglich alle zu jener Wissenschaft gerechnet werden, welche man Geschichte nennt. Wenn aber nur einige und nicht alle Thatsachen den Historiker angehen, so muß eine Auswahl stattfinden, und wo Auswahl stattfindet, kann dies logischer Weise nur nach einem Theilungsprinzip geschehen. Wer sich also nicht entschließen kann zu sagen, welches der Gegenstand seiner Beschäftigung als Historiker sein soll, befindet sich in einem Labyrinth von Thatsachen, aus welchem es überhaupt keinen Ausweg giebt.

Die Nothwendigkeit, sich über das Objekt zu verständigen, mit welchem es die Geschichte im engeren und eigentlichen Sinne zu thun hat, ist denn auch so zwingend, daß an Definitionen niemals Mangel war. Doch ist es nicht eigentlich Brauch über dieselben eingehend zu diskutiren. Man begnügt sich, das Hergebrachte zu wiederholen. Meistens geht man dabei von dem Begriff der Menschheit aus und

pflegt zuweilen auch etwas Mystisches von den Zwecken hinzuzufügen, welche der liebe Gott, der Weltgeist, oder auch die Philosophie bei der Führung und Leitung der zweibeinigen Gesellschaft auf der Erde verfolgt. Damit ist wenig Praktisches gesagt. Und was den Begriff der Menschheit überhaupt betrifft, so wird niemand sich darauf einlassen können, die Geschichte des Kongostaates vor der Berliner Konferenz zu studiren, obwohl unzweifelhaft Menschen in demselben schon seit recht langer Zeit wohnen und unzählige Kriege miteinander geführt haben. Will man aufrichtig sein, so muß man gestehen, daß die Menschheit, mit der sich die Geschichte seit den Zeiten Herodots beschäftigt hat, immer nur ein unendlich kleiner Bruchtheil der wirklichen Menschheit war. Auch die Einschränkung auf die sogenannte kultivirte Menschheit trifft nicht zu, weil wir Millionen von kultivirten Menschen, ja von Menschen, die ältere Kulturen haben, als die Europäer, recht genau kennen, ohne daß es nur entfernt jemandem einfällt, ihre Geschichte heranzuziehen. Wir sind Egoisten in der Geschichte und beschäftigen uns eigentlich nur mit uns selbst.

Der Zustand, in welchem die Geschichte die Menschheit sucht und beschreibt, ist offenbar an gewisse Bedingungen geknüpft, von welchen nun einmal nicht abgesehen werden kann. Die Geschichte ist an die Ueberlieferung gebunden und sie kann schon ihrer Natur nach nicht die Menschheit überhaupt, sondern nur insofern zum Gegenstande der Betrachtung machen, als sie über ihre Vergangenheit selbst Kunde giebt. Das Schriftthum begrenzt, wie schon Ranke bemerkt hat, das was man geschichtliche Forschung nennen kann. Wo das Schriftthum fehlt, dort kann Naturforschung und Geographie von Zuständlichkeiten berichten, aber wir besitzen keine Geschichte.

Aber auch das Schriftthum der Menschheit ist viel ausgedehnter als der Gegenstand, welcher dem Historiker zur Beurtheilung zufällt. Die Sprüche des Konfutse stehen der eigentlichen Geschichtsforschung nicht näher, als die Darwinsche Theorie und auch das, was in unsern Tagen für die Nachwelt schriftlich niedergelegt wird, dürfte nicht sammt und sonders zu den historischen Quellen gerechnet werden. Auch in Bezug auf das Schriftthum der Menschheit gilt die Forderung, daß es nach gewissen Gesichtspunkten ausgesondert werden muß, um als eigentliches historisches Material gelten zu können.

Von der oft gehörten Behauptung, daß sich die Geschichtswissenschaft mit der Menschheit beschäftige, bleibt eben nur das bestehen, daß es die Menschen sind, deren Thun und Lassen Gegenstand der Geschichte ist; aber nicht alles Menschliche ist auch Geschichte. Weder die Menschheit als abstrakter Begriff, noch der Mensch in seiner Singularität kann Objekt geschichtlicher Erörterung sein, sondern nur gewisse Menschen sind es, welche den Geschichtsforscher interessiren. Nicht der Mensch als Individuum betrachtet, sondern der Mensch in seinen Beziehungen zu andern Menschen, seine Handlungen als das gesellschaftliche Thier des Aristoteles; Lebensäußerungen in Rücksicht auf die politische Form des Zusammenseins der Vielen sind das Objekt der historischen Forschung. Und indem der gesellschaftliche Zustand einer bestimmten Zahl von Menschen seinen Ausdruck durch den Staat erhält, so beschäftigt sich die Geschichte in erster Linie nur mit denjenigen Geschehnissen, welche sich auf die staatlich gesellschaftlichen Verhältnisse gewisser Menschen beziehen.

Wo sich der Staat findet, dort tritt die Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes in Aktion, wo der Staat vorhanden ist, dort hat die Geschichtsforschung das Objekt ihrer Arbeit. Die Geschichte hat es mit dem Staate zu thun. Nun liegt es aber auf der Hand, daß jeder Staat seine Geschichte hat, aber nicht jede Geschichte umfaßt alles dasjenige, was in der Gesammtheit der Menschen als Staat sich darstellt. Indem der Staat Gegenstand der Betrachtung ist, liegt es in der Natur der Sache, daß unsere Erfahrungen von demselben sich erweitern, je nachdem man bloß einen, viele oder alle Staaten in Betracht zieht.

Es wird schwerlich etwas gegen den Satz einzuwenden sein, daß Japan wahrscheinlich eine ebenso an Thatsachen reiche Geschichte hat, wie England oder Rußland, gleichwohl wird niemand behaupten, daß eine Geschichte, in welcher von Japan nicht die Rede ist, keine Geschichte sei. Der japanische Historiker beschäftigt sich offenbar mit anderen Gegenständen und Thatsachen seiner Erfahrung als der deutsche, aber dieser und jener ist ein Geschichtsforscher, wenn er nur seine Untersuchung auf die Ereignisse und Handlungen der Menschen richtet, welche seinen Staat betreffen. Von jedem Standpunkte aus ist das Gebiet der historischen Thatsachen ein anderes, es kommt nur

darauf an, dieſen Standpunkt zu wählen. Weil aber der Staat, wie ſchon Dahlmann richtig geſehen hat, nichts für ſich Beſtehendes iſt, ſondern das Nebenſich von anderen Staaten hat, ſo iſt alle hiſtoriſche Betrachtung vom Staat ohne die Erkenntniß von Staatengruppen nicht denkbar. Der Beobachter ſteht auf dem Standpunkt eines beſonderen Staates, oder einer beſonderen Staatengruppe, aber es drängen ſich fortwährend Erſcheinungen heran, welche über die Grenze ſeines Horizonts weiſen. Aus dieſem Umſtand hat ſich die Vorſtellung der Weltgeſchichte gebildet. Der griechiſche Hiſtoriker, welcher an den reichgeſtalteten Küſten ſeines Vaterlandes die Schiffe kommen und gehen ſah, empfand das Bedürfniß, die Länder zu ſehen, welche über dem Meere lagen; er erforſchte, was in Aegypten und Aſien geſchehen war, und konnte ſich einbilden, die Geſchichte der Welt zu erforſchen, aber dabei blieb Herodot immer ein griechiſcher Hiſtoriker.

Jede Staatsgeſchichte entwickelt ſich zu einer Betrachtung der Geſchichte anderer Staaten, weil der Staat ſelbſt nichts für ſich Beſtehendes iſt. Jemehr aber die Grenzen erweitert werden, deſto geringer wird der Zuſammenhang der Begebenheiten, welche aufeinander Einfluß gewonnen haben. Schließlich findet man immer einen Punkt, wo die auf den Staat bezüglichen Handlungen gewiſſer Gruppen von Menſchen gar keine kauſale Beziehung zu anderer Menſchen Thun und Laſſen mehr haben. Die Begrenzung des geſchichtlichen Stoffes liegt in der Wirkſamkeit jener Geſellſchaft von Menſchen, welche das urſprüngliche Objekt der Unterſuchung und Forſchung war. Objektiv iſt an der Möglichkeit einer grenzenloſen Weltgeſchichte nicht zu zweifeln, und die ſcholaſtiſche Philoſophie war in der Aufſtellung dieſes imaginären Forſchungsgebietes weitaus am konſequenteſten, wenn ſie nicht bloß das Diesſeits, ſondern auch das Jenſeits, das Univerſum, Welt und Himmel und Hölle zu Objekten ihrer hiſtoriſchen Vergangenheit und Zukunftsbetrachtungen gemacht hat. Allein dieſe Anſchauung wird nichts mit dem zu thun haben, was man exakte Wiſſenſchaft nennt.

Aus dem Geſichtspunkt der Erfahrungen iſt der Hiſtoriker auf jene ſtaatlich geſellſchaftlichen Erſcheinungen angewieſen, welche die Wirkung von Handlungen eines beſtimmten Kreiſes von Menſchen ſind, in deſſen Mitte er ſelbſt ſteht, oder ſich geſtellt denkt. Auch

wenn sich jemand zum Ziele setzt, die Kulturgeschichte der Menschheit zu ergründen, so macht er die Voraussetzung, daß in dem Inbegriff gewisser Zustände, welche in einer ganz bestimmten Zeit in einem ganz bestimmten Kreis von Individuen herrschten, eben die Kultur und Zivilisation gelegen habe. Die Kulturgeschichte eines Buddhisten sähe ebenso wenig der Kulturgeschichte eines deutschen Gelehrten ähnlich, wie sich die Weltgeschichte eines Chinesen mit derjenigen Johannes Müllers oder Rankes decken könnte. Geschichte ist überhaupt nur von einem bestimmten Standpunkt möglich. Nur auf einem bestimmten Standpunkt stehend vermag man eine Summe von Thatsachen und Ereignissen, welche durch die staatlich gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen hervorgebracht sind, zu ziehen.

Indem der Historiker diese Thatsachen wissenschaftlich untersucht, d. h. ihre Ursachen ergründet, betritt er das Gebiet menschlicher Willensakte, welche nach subjektiven und objektiven Gesetzen ihre zeitliche Abfolge haben. Es ist aber nicht genug, daß in den Handlungen der Menschen die Motivirung jener Ereignisse, die man jetzt kurzweg politische nennen darf, erkannt wird, die Geschichte muß auch darnach forschen, was als bewußte That zum Zwecke staatlicher Veränderungen vollzogen wird und was sich davon als ein Akt zufälliger, oder von den Menschen nicht gewollter Ereignisse unterscheiden läßt. Die Grenzen eines Staates werden durch Thaten seines Volkes bestimmt, sie können aber auch dadurch wesentlich verändert werden, daß ein größeres oder kleineres Stück Land ins Meer gefallen ist. Es ist nun klar, daß sich der Geschichtsforscher nicht mit der Erforschung der Ursachen beschäftigen wird, welche die natürliche Veränderung herbeigeführt haben, sondern er muß diese wissenschaftliche Aufgabe dem Geologen überlassen und sich seinerseits mit der gegebenen Thatsache befriedigen. Dagegen ist es seine Sache zu erforschen, welche Ursachen dieser oder jener König hatte, jenes Stück Land zu erobern oder ein anderes abzutreten. Die bewußte politische Thätigkeit in inneren und äußeren Gründen zu verstehen und zu erkennen, dies und nichts anderes beschäftigt den Historiker im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes.

Wir sagen daher: „Die Geschichte ist jene Erfahrungswissenschaft, welche die auf unsere staatlich gesellschaft-

lichen Zustände in bewußter Weise hinzielenden Handlungen der Menschen nach allen ihren inneren und äußeren Gründen in zeitlicher Abfolge entwickelt und darstellt."

Daß es neben dieser Art von Geschichte mannigfache andere Geschichte geben kann und giebt, versteht sich leicht und es wäre ein Fehler, wenn der Begriff der eigentlichen Geschichte den Bestand anderer historischer Fächer, die thatsächlich bestehen und mit dem größten Erfolge betrieben werden, ausschlösse oder aufzuheben sich erdreistete. Gerade in dieser bewußten Beschränkung auf die politischen Thatsachen liegt die Stärke der Disziplin, denn indem das Arbeitsgebiet klar erkannt ist, wird die Möglichkeit gegeben sein, wissenschaftliche Sätze zu gewinnen und das Walten der Gesetze in der Thätigkeit des politischen Menschen zu erkennen.

Aber diese bestimmte Begrenzung der historischen Aufgabe, dieses deutlich vorgeschriebene Ziel der Forschung, die Untersuchung der Dinge auf ihren staatlich-politischen Inhalt verschließt nicht etwa, wie man bei oberflächlicher Betrachtung wohl gemeint hat, die weiten Gebiete anderer geschichtlicher Disziplinen; die Geschichte setzt sich nur in ein richtigeres Verhältniß zu jenen Thatsachen, welche auf anderen Gebieten in geschichtliche Erörterung gezogen zu werden pflegen. Die Geschichte der Philosophie lehrt eine Reihe von Thatsachen kennen, welche in der Staatsgeschichte als Motive der menschlichen Thätigkeit zu Tage treten, und die Naturwissenschaft lehrt eine Menge von gesetzlich sich vollziehenden Erscheinungen kennen, welche den politischen Menschen in den Dienst von Kräften setzen, deren Entwickelung die allergrößte Rückwirkung auf den Staat und die Gesellschaft wie auf jeden einzelnen Menschen nehmen. Aber das Objekt der historischen Forschung ist nicht jenes Naturgesetz sondern der staatsgesellschaftlich handelnde Mensch, welcher jeweils unter dem Naturgesetz steht.

Hier liegen die feinen Grenzen unserer verschiedenen Wissensgebiete und die eigenthümliche Schwierigkeit der historischen Forschung beruht gerade darin, daß in dem politisch-sozialen Staatsleben jedes Gesetz der Natur wirkungsvoll werden kann, sogut wie alle Ideen, welche sich in den Köpfen der Menschen bilden, eine staatliche Ausprägung oder mindestens eine staatliche Beziehung zu gewinnen ver-

mögen; aber trotzdem bleiben Natur, Philosophie und Staat gesonderte Dinge. Der letztere wird in seiner Geschichte durch die ersteren motivirt, aber er fällt nicht mit denselben zusammen. Die Geschichte wird das ganze Gebiet dessen, was man als Kulturgeschichte mehr zu ahnen und zu wünschen, als zu besitzen pflegt, immer nur als ein Hilfsmittel begreifen können, um ihre eigene Aufgabe zu lösen, denn wenn selbst alle natürlichen und geistigen Entwickelungsgesetze der Welt und Menschheit erkannt worden wären, so bliebe noch immer etwas übrig, was die Geschichte speziell zu lösen und zu erklären hätte. Immer noch stände man vor dem ungeheueren Räthsel, auf welchen Wegen und durch welche Umstände jene Naturgesetze, jene Geistesbilder im Staat und in der Gesellschaft mächtig geworden und als politische Machtfaktoren zur Wirksamkeit kamen.

Die Geschichte kann sich nicht wie die Kulturgeschichte damit begnügen, den Fortgang und gesetzlichen Zusammenhang der Ideen abstrakt nachzuweisen, das Geheimniß, welchem sie nachzuspüren hat, liegt in der eigenartigen Verbindung zwischen den Gesetzen der Natur und des Geistes und den im Staate gesellschaftlich zum Ausdruck kommenden Erscheinungen. Die Geschichte beginnt ihre Arbeit recht eigentlich erst da, wo alle die Untersuchungen, die man mit dem weitwendigen Namen kulturhistorisch zu bezeichnen pflegt, abgeschlossen wurden. Und weil alle natürlichen und geistigen Gesetze im Staate nur durch menschliche Willensakte zur Geltung gelangen, so ist die Geschichte dort wo die Kulturhistorie mit ganz allgemeinen Begriffen hantirt, ganz speziell auf die Erforschung des individuellen Lebens angewiesen. Die geschichtliche Untersuchung schließt nicht bei der Erkenntniß von Ideen und Gesetzen ab, sondern sie analysirt den Menschen, seinen Willen, seine Handlungen in Absicht auf die Staatsverhältnisse. Und auch dann wird die eigenthümliche Schwierigkeit der historischen Erkenntniß noch nicht gelöst sein, wenn man die Brücke zu schlagen wußte, welche von der Einsicht in das natürliche und ideale Gesetz zu dem Willen und der Handlung des Menschen hinführt, die Geschichte hat vielmehr die weitere Aufgabe den durch das Gesetz determinirten Willen in seiner gesellschaftlichen Bedeutung zu beobachten; also eine Mechanik von Kräften zu studiren, welche an und für sich gar nichts Kulturelles, sondern etwas rein Politisches, Soziales vor-

stellen. Die Verwendbarkeit des elektrischen Stromes als Schreibmaschine bleibt dieselbe Thatsache, ob sie bloß im physikalischen Kabinet gezeigt wird oder die Welt beherrscht; aber daß der Telegraph eine politische Institution geworden ist, hatte eine ungemein große Menge von Willensakten zur Voraussetzung. Es mußten gewisse Menschen die Einsicht gewonnen haben, daß der Staat den Telegraphen einführen, und verwenden könnte, es mußte eine Verständigung darüber erfolgen, wer die Kosten dieser Arbeit zu bezahlen hat, es mußte dem Draht und der Telegraphenstange der Schutz der Polizei zugesichert und der Strafrichter bestimmt werden, die Beschädigung dieser Dinge als einen Frevel zu betrachten. Und wenn alle diese Arbeiten, welche eine ungeheuere menschliche Thätigkeit in Anspruch genommen haben, in einem Staate vollzogen waren, so verhinderte vielleicht ein Nachbar den kulturhistorischen Draht über seine Straßen und Städte zu spannen und man war genöthigt, wiederum durch das Mittel eines stattlichen Willens der Erfindung der Gelehrten und des Zeitgeistes praktisch auf die Beine zu helfen. Es wird doch wohl von niemand bestritten werden können, daß wenn England nicht eben England oder allgemeiner Europa nicht Europa wäre, ein Komplex von Staaten, in denen sich ungeheuere Willenskräfte vorfinden, das Netz der Telegraphen niemals die Erde umsponnen hätte. Aber eben diese Kräfte, die sich aus der Vergesellschaftung, aus dem Staate entwickelten, sind das Objekt der historischen Forschung.

Der eiserne Ladestock Friedrichs des Großen ist eine kulturelle Erscheinung ohne Gleichen, aber unzweifelhaft würde die mitteleuropäische Welt sehr verschieden aussehen, wenn Maria Theresia und die Franzosen ihn früher verwendet hätten. Es war aber just Friedrich der Große, der ihn besaß, weil er unter vielen anderen politisch unschätzbaren Eigenschaften auch die hatte, sich des eisernen Ladestockes zu bedienen; nicht aber deshalb war er der „Einzige", weil er eine geringfügige Verbesserung bei seiner Infanterie zuerst einführte. Der große Mann ist in der Geschichte ein Produkt von vielen Faktoren, die Wissenschaft sorgt dafür, daß er weder als Wunder betrachtet zu werden braucht, noch daß die von ihm ausgehenden Kräfte als ein bloßes Spiel des Zufalls gelten können. Es ist daher klar, daß es ein eigenartiges Gebiet von Beobachtungen und Untersuchungen ist,

welches den politischen Mann analysirt und daß durch gar keine andere Wissenschaft, durch keine andere Forschung, durch kein anderes Sezirmesser, als eben durch die Geschichte, die Kenntniß desselben vermittelt werden kann.

Die Kulturgeschichte gelangt vom Topf zum Töpfer, die Geschichte vom Staat zum Staatsmann. Sie bleibt auch beim Töpfer nicht stehen, sie motivirt den Mann soweit dies für menschliche Einsicht nur irgend möglich. Sie motivirt seine Handluugen aus dem Natur- und Geistesleben der Zeiten, sie wird zur Motivenforschung politischer Handlungen und politischer Thatsachen, sie erörtert sowohl die inneren wie die äußeren Gründe der durch die Persönlichkeit herbeigeführten Ereignisse im Staat.

Es kann nicht davon die Rede sein, daß die Kulturgeschichte selbst in ihrer höchsten Vollendung gedacht, das Gebiet der Geschichte in sich aufnehmen oder ihre wesentlichen Resultate aufzuzehren vermöchte. Man könnte besten Falles nur hoffen, daß es der Kulturgeschichte auf einer sehr breiten Basis der Entwickelung gelingen werde, sich der zuständlichen Verhältnisse des Staates und der Gesellschaft zu bemächtigen. Sie kann den Verfassungszustand einer bestimmten Zeit in das gesetzlich festgestellte System ihrer Darstellung einfügen. Sie mag Recht und Sitte als ein Produkt natürlicher und geistiger Elemente nachweisen, aber insofern die gesellschaftlichen Erscheinungen aus besonderen Willensakten zu erklären sind, eröffnet sich immer wieder ein besonderes Feld der Forschung, welches die Beziehungen zwischen den objektiven und subjektiven Thatsachen festzustellen hat.

Wenn sich zuweilen die Anschauung verbreitet hat, daß die eigentliche Geschichte mehr und mehr gegenüber der Einsicht in den objektiven Gang dessen, was als die Gesammtkultur der Menschen in einem bestimmten Zeitraum erfaßt werden kann, zu etwas Nebensächlichen und Zufälligen herabsinken müsse, so dürfte dieser Irrthum vielleicht aus dem heute vorherrschend auf daß Aeußerliche und Zuständliche der Dinge gerichteten Bestrebungen der historischen Forschung einige Nahrung gezogen haben. Die strenge Geschichtsforschung ist in ein Stadium der Arbeit eingetreten, wo die Revision des objektiv thatsächlichen Bestandes der Erfahrungen und Ueberlieferungen als ein offenbares Bedürfniß erschien. In der Erfüllung dieser großen

Aufgabe erwarb die kritische und historische Schule ihre außerordentlichen Verdienste. Die Richtung auf den subjektiven Thatbestand der historischen Entwickelung des Staatslebens ist augenblicklich bei der Fülle der Forderungen zurückgedrängt worden. Man ist froh, sichere Methoden gefunden zu haben, um nur vorerst die allergröbsten Fragen über den objektiven Thatbestand der Dinge zu erledigen. Und daß hier bewunderungswürdige Leistungen vorliegen, wird von keiner Seite bestritten.

Unter diesen Umständen konnte aber die eigentliche Aufgabe des Geschichtsforschers, den im Staate handelnden Menschen zu motiviren, einigermaßen zurücktreten und es wird eines neuen Anlaufes bedürfen, um gleich sichere Methoden für die Feststellung des subjektiven Thatbestandes der Geschichte aufzustellen. Aber wenn nicht alles täuscht, so hat der einseitige Betrieb der sogenannten kritischen Untersuchungen seinen Höhestand überschritten. Allerseits tritt das Bestreben und das Bedürfniß mehr hervor, in das Wesen der menschlichen Handlungen tiefer einzudringen und sich der inneren Gründe zu bemächtigen, aus welchen der staatliche Mensch in dieser oder jener Richtung treibt. Man ist nun auf diesem Gebiete im Vergleiche zu den exakten und zielbewußten Methoden der Naturwissenschaft zurückgeblieben. Man traut sich noch nicht recht die Kraft zu, auf diesem harten und schwierigen Boden zu ackern. Man vermag noch nicht einzusehen, wie in der Fülle menschlicher Bewegungen im politisch-sozialen Leben der gesetzlich wirkende Kern zu ergreifen sein möchte.

Aber es wird die Zeit kommen, wo man einen Robespierre oder Napoleon ganz ebenso genau zu erklären wissen wird, wie der Physiker seinen Zuhörern die Edisonsche Lampe explizirt. Auch der Historiker wird dann ganz exakt erzählen, wie sich Kupfer und Zink erst in dem Gehirn der Franzosen zusammengefunden habe und wieviel Schwefelsäure nöthig war, um eine schwere Menge von elektrischen Strömen zu erzeugen. Im Grunde genommen, wissen die gescheidten Leute unter den Historikern auch heute schon ziemlich viel dergleichen mitzutheilen, und das worin sie zurück sind ist eigentlich nur die mathematische Formel, vermöge welcher der Physiker seine Erscheinungen zu bestimmen und abzuwägen weiß. An eine Grenze seiner Weisheit gelangt ja auch der Naturforscher nur allzubald und so darf man

hoffen, daß ſich ſchließlich auch die mißachtete Wiſſenſchaft von den politiſchen und bürgerlichen Größen der Welt als eine ganz ebenbürtige Schweſter bewähren wird, mit der man der Hauptſache nach Hand in Hand zu gehen allen Grund hat, wenn auch die Objekte, mit denen ſich beide Disziplinen beſchäftigen, ſehr weit von einander entfernt ſind. Am wenigſten wäre von einer Vermiſchung dieſer Gebiete etwas zu erwarten, wo es ſchon als ein ungemeiner Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes zu betrachten iſt, daß in beiden mehr und mehr dieſelben Grundformen der Anſchauung, dieſelben Prinzipien in Methode und Forſchung, die gleiche Ueberzeugung von der Wirkſamkeit natürlicher und geiſtiger Geſetze ſich Bahn gebrochen hat. Hüben und drüben mag ja auch der Umſtand zur Beſcheidenheit mahnen, daß man über alle letzten Gründe wie in den Erſcheinungen der Natur, ſo auch in denen der politiſchen und ſtaatlichen Verhältniſſe gleich ſehr nur im Dunkeln zu tappen vermag.

V. Abſchnitt.

Die Politik als hiſtoriſche Wiſſenſchaft.

Vorbemerkung.

Das eigentliche Gebiet der geschichtlichen Forschung im engern Sinne des Wortes ist die Politik. Wenn es in den früheren Abschnitten meiner Erörterung gelungen wäre, diesen Gedanken gegenüber den sogenannten universalhistorischen, allgemein menschlichen und kulturhistorischen Versuchen Anerkennung und Eingang zu verschaffen, so würde es klar sein, daß die Fragen der historiographischen Entwickelung zuletzt in dem Verhältniß gipfeln, in welchem Geschichte und Politik zu einander stehen. Es giebt eine Auffassung von der Politik als Wissenschaft, welche nichts von geschichtlicher Erörterung wissen will. Dieser Methode hat sich, wie ich gezeigt zu haben glaube, Dahlmann erfolgreich entgegengesetzt. Um aber die Geschichte vor der Beeinflussung einer außerhalb stehenden politischen Doktrin zu schützen, ist es erforderlich, die Politik selbst als eine rein historische Disziplin zu erkennen. Solange sich nicht die Historiker des gesammten Stoffes der Politik bemächtigt und ihren Inhalt vollständig in der geschichtlichen Analyse aufgelöst haben, wird sich immer wieder ein verkehrtes Verhältniß bilden, immer wieder wird die politische Theorie oder Doktrin ein Maß für die Beurtheilung der historischen Ereignisse abgeben, statt daß der Nachweis der historischen Momente den Inhalt der politischen Lehre ausfüllt.

An Schlözer und Dahlmann sich anlehnend hat Ranke schon beim Antritt seiner ordentlichen Professur in Berlin seinen Standpunkt gekennzeichnet, wenn er sagte: „Die Grundlage der Historie und Politik ist eine und dieselbe.“ Aber er hat auch sogleich die Doppelnatur beider Disziplinen hervorgehoben: „Historie und Politik

umfassen zugleich eine Wissenschaft und Kunst." Zuweilen geht der praktische Staatsmann in der Gegenüberstellung von Politik und Geschichte weiter als Ranke, wenn er im Vollgefühle seiner auf die Gegenwart und Zukunft gerichteten Thätigkeit den Ausspruch thut: die Politik ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst.

Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn es sich darum handelt, Künftiges hervorzubringen. Wenn man aber Geschehenes im Rückblick erläutert, so ist ebenso sicher, daß die zu diesem Zweck angewandte Kunst sich als eine Summe von Erfahrungen darstellt und also Wissenschaft sein kann.

In diesem Sinne habe ich in der folgenden, vor einigen Jahren gehaltenen akademischen Rede zu zeigen versucht, daß in gewissen Zeiträumen es allerdings möglich war, den Inbegriff dessen, was die politische Kunst geleistet hat, zusammenfassend zu einer Wissenschaft von der Politik zu verdichten.

Die Chirurgie ist sicherlich auch eine Wissenschaft und eine Kunst. Sofern sie Wissenschaft ist, beruht sie auf allen jenen Erfahrungen, welche die ausübende Kunst festgestellt hat. In diesem Sinne wird die Politik als eine historische Wissenschaft schwerlich einen Gegensatz zu der politischen Kunst bilden dürfen und bilden können. Die Politik ist eben nur eine besondere Ansicht von Geschichte.

Wenn man aber fragt, ob die moderne Geschichtswissenschaft diese Aufgabe erfüllt, so glaubte ich durch die Auseinandersetzungen meines zweiten Abschnittes zur Verneinung der Frage berechtigt gewesen zu sein. Was man Politik nennt, ist auch bei Dahlmann und seinen Nachfolgern noch keine vollkommen historische Betrachtung, es ist vielmehr eine Verbindung von Historie mit theoretischen Voraussetzungen und aprioristischen Lehrmeinungen.

Die Frage ist die, ob sich eine Wissenschaft von der in der Geschichte zur Erscheinung gekommenen politischen Kunst auf den Grund der reinen Erfahrung aufbauen läßt? Ich behaupte dies von Aristoteles und Machiavell, zum Theil auch von Thomas Aquino und von Montesquieu. Aber unserer heutigen Geschichtswissenschaft sind ähnliche Versuche mehr oder minder mißglückt. Die neuesten Ausgestaltungen der politischen Wissenschaften werden eher eine Rückbiegung in die Kantische und vorkantische Betrachtungsweise, als eine

Fortbildung der Montesquieu-Dahlmannschen Richtung genannt werden dürfen.

Woher kommt dies?

Der von Dahlmann epochemachend — denn er war Politiker und nicht Historiker — eingeschlagene Weg ist von der Historie verlassen worden. Der Betrieb der Geschichte, wie er sich schulmäßig entwickelte, bewirkte das genaue Gegentheil von alledem, was die historische Politik zu ihrer Ausrüstung bedürfte. Denn die Methoden der Geschichte sind nicht auf die Natur und auf die Motivirung der handelnden Menschen, sondern lediglich auf die Feststellung von äußeren Thatsachen gerichtet. Und diese Schulung ist nicht dazu angethan, die Reihenfolge der Handlungen zu verknüpfen, sondern die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge zu unterbrechen. Ich behaupte, daß im vorigen Jahrhundert alle Historiker mehr Einblick in den gesammten Zusammenhang der Staatshistorie gehabt haben, als die heutigen, unbeschadet dessen, daß die letzteren einzelne Gegenden, Gruppen und Zeitläufte der Geschichte genauer kennen. Am deutlichsten zeigt sich die Unvereinbarkeit der Lehrmethoden mit den Aufgaben der historischen Politik in der Theilung und Eintheilung der Arbeitsgebiete, der Forschungsbegriffe, der Unterrichtszwecke, und selbst der akademischen Lehrstühle.

Die historische Wissenschaft verzeichnet in den letzten Dezennien einen fast unvorhergesehenen und unbegreiflichen Rückschritt in der Art und Weise, wie dieselbe, der Natur jeder Wissenschaft folgend, sich in einzelne Theile gespalten hat. Während alle übrigen Wissensgebiete ihre Abzweigungen und Verästungen auf sachliche, aus der Natur der Materie selbst hergenommene Gründe aufgebaut haben, hat sich die Geschichte in Arbeitsgebiete zeitlicher Art eingetheilt. Und während die Naturwissenschaften immer mehr und mehr dahin gelangt sind, das Gesetz der zeitlichen Abfolge, die Entwickelungsreihe der Erscheinungen in der Zeit, zum Gegenstande der Erforschung zu machen, folgt die Geschichte, welche ihrer Natur nach Entwickelung, Genesis, Nacheinander ist, einem Prinzip der Arbeitstheilung, welches jede Einsicht in die Zeitabfolge im Keime erstickt. Man ist zu der Ungeheuerlichkeit gelangt, nicht etwa nur Forscher der alten und neuen Geschichte, sondern auch Forscher des Mittel-

alters', der neueren und der neuesten Geschichte zu unterscheiden. Selbstverständlich ist dieser Betrieb gerade das Gegentheil von politischer Wissenschaft.

Arbeitstheilung ist nöthig, aber sie muß doch auf den sachlichen Zusammenhang der Dinge gestellt sein. In diesem Sinn war es gerechtfertigt, daß man eine Wissenschaft der Aegyptologie und Assyriologie gründete, und daß die griechische und römische Geschichte fast vollständige Selbstständigkeit ihrer Arbeitsgebiete behaupten. Nach dieser Analogie wäre zu erwarten gewesen, daß sich die Geschichte in noch weitere sachlich gegliederte Theile aufgelöst hätte. Es wäre nichts Wunderbares gewesen, wenn man Professoren der russischen, französischen oder englischen Geschichte an den deutschen Universitäten neben einander gestellt hätte, wie wenn man Zoologen, Geologen, Mineralogen u. s. w. als Vertreter besonderer Lehrgebiete ansieht; dagegen ist es unserer geschichtlichen Wissenschaft in Deutschland vorbehalten gewesen, die Arbeitsgebiete nach beliebigen Zeiträumen abzugrenzen, so wie wenn etwa der Botaniker den Apfelbaum bloß im Frühjahr, wenn er blüht, nicht aber im Herbst, wenn er Früchte trägt, als den Gegenstand seiner wissenschaftlichen Untersuchungen und als ein besonderes Forschungsgebiet bezeichnen würde. Wenn ein Professor der Zoologie seinen Schülern sagen würde, die einen haben gar nichts mit den Schmetterlingen, sondern nur mit den Raupen zu thun, und die andern durchaus nur mit den ersteren sich zu beschäftigen, so wird in dem Betriebe der geschichtlichen Wissenschaften gerade das als ein Zeichen der exakten Forschung angesehen, daß man seine Studien zeitlich statt sachlich einschränkt.

An dieser äußersten Verkehrtheit angelangt müßte man der Geschichtswissenschaft jede Zukunft und selbst jede wissenschaftliche Berechtigung absprechen, wenn man nicht bemerken würde, daß auch diese Kinderkrankheit unserer jetzigen Methoden nur eine vorübergehende ist und daß die Krisis, welche durch den Einfluß einer fast unglaublichen Einseitigkeit entstanden war, ihren Höhepunkt glücklicherweise überstiegen hat.

Wenn man einstens nach wissenschaftlichen Gründen theilen und abzweigen wird, so ist klar, daß sich zwei große Arbeitsfelder in allem, was mit der Staatshistorie zusammenhängt, ergeben werden:

1. die Geschichte in den früher bezeichneten Grenzen, 2. die Politik mit den oben, Abschnitt 2, bezeichneten Aufgaben. Sollte auf dem Wege des Unterrichtes in dieser Beziehung Bahn gebrochen werden, so wäre zu erwarten, daß ein Theil der Historiker in systematischerer Weise, als es bisher geschieht, das Gebiet der wissenschaftlichen Politik im Zusammenhange kultivirt. Was der Gesammtbetrieb der Geschichtswissenschaft vor allem anzustreben hätte, wären nicht Lehrstühle und Lehraufträge, die man zum wahren Spott aller Wissenschaftlichkeit in zeitlich abgegrenzten Portionen austheilt, sondern solche, welche den Aufgaben der wahren historischen Politik dienen können.

In der nachfolgenden Rede konnte der angedeutete Zweck nur bescheiden erörtert werden, aber vielleicht genügt dies, um wenigstens Erörterungen und Ueberlegungen nach dieser Seite hin anzuregen.

Es ist in der Geschichte der meisten unserer kontinentalen Staaten noch kein langer Zeitraum verstrichen, seit an den Bürger die Forderung herantrat, neben der Entwickelung seiner allgemeinen intellektuellen Fähigkeiten auch den Erwerb einer entsprechenden politischen Bildung anzustreben. Heute jedoch sehen wir das öffentliche Leben so mächtig gewachsen, daß auch an höchster Stätte des staatlichen Unterrichts die Frage nicht unberechtigt erscheint, auf welchen Wegen politisches Wissen und Können am besten zu reifen vermag.

Wenn mir durch ehrenvolle Wahl die Aufgabe wurde, heute das Wort zu führen, so wird es vielleicht passend erscheinen, einen Gegenstand zu erörtern, welcher das öffentliche Wohl und zugleich die Wissenschaft angeht und welcher in ebenso naher Beziehung zu meiner bescheidenen Lebensarbeit, wie zu den hohen Zwecken steht, denen die universitas litterarum im allgemeinen zu dienen hat.

Geschichte und Politik! — wie man auch sonst über Stellung und Bedeutung dieser Wissenschaften denkt, der innigste Zusammen-

hang derselben leuchtet von selbst ein und wird von niemand verkannt. Aber das Verhältniß beider zu einander wird seit den Zeiten griechischer Denker verschieden beurtheilt. Selbst in unserm täglichen Leben sieht man Staatsmänner und Gelehrte nach zwei verschiedenen Richtungen auseinandergehen, je nachdem sie die Politik als Voraussetzung der Geschichte oder die Geschichte als Voraussetzung der Politik betrachten. Ganze Völker und Staaten unterscheiden sich in ihrem Thun und Lassen darnach, je nachdem das geschichtliche Bewußtsein stärker und allgemeiner, oder die politischen Antriebe heftiger und stimmungsvoller sind.

Auf eine einfache logische Formel gestellt, erhebt sich also die Frage: Ist die Politik früher als die Geschichte, oder ist die Geschichte früher als die Politik? Hier waltet die Unsicherheit von Goethes Faust, welcher zu übersetzen zweifelt: im Anfang war das Wort, oder: im Anfang war die That.

Den alten Streit zu entscheiden, wird es dem Historiker kaum nützen, wenn er auf den wirklichen Gang der uns bekannten Thatsachen und auf die Urkunden seiner Erkenntniß verweisen wollte. Ihm würde entgegengehalten, daß selbst Aristoteles in gewissem Sinne gestand: der Staat war früher als alle Geschichte.

Ich spreche vom Wissen und nicht vom Sein. Wissenschaftlich gefaßt ist die Politik auf Thatsachen gewiesen; auch wenn sie synthetisch zu Werke geht, so bedarf sie eines Gegebenen, möge die Offenbarung desselben auf das Ewige und Absolute oder auf die Intuition eines sterblichen Geistes wie Platon zurückgeführt werden.

Als sich Aristoteles gegen die Lehre des Meisters erhob, waren der politischen Wissenschaft die reichlichsten Fundgruben geschichtlicher Thatsachen vom Staate erschlossen, und der gewaltige Denker, welcher den analytischen Weg der Betrachtung betrat, war von einer Kenntniß geschichtlicher Dinge erfüllt, vor welcher auch die größte Gelehrsamkeit heute rathlos und staunend steht. Er beherrschte ein Material historischer Statistik, welches leider verloren ist, und für dessen Dasein der übrig gebliebene Theil seiner Schriften nur noch dürftiges Zeugniß zu geben vermag. So ausgerüstet begann er seine Vorlesungen über Politik, wie ein großer Kenner unserer Tage bemerkt, „das Größte und Reichste, was wir aus dem Alterthum, und wenn man den Unter-

schied der Zeiten berücksichtigt, wohl das Größte, was wir überhaupt auf dem Gebiete der politischen Theorie besitzen".

Der überlieferte Titel seiner Vorlesungshefte ist der jener Wissenschaft geblieben, welche ihrer Natur nach in das Gebiet menschlicher Willensverhältnisse eingreift, gleichwie seine Poetik die schaffende Kunst erklärt, aber auch gleichzeitig bedingt und beeinflußt hat.

Was er in der Politik behandelt, ist eine Lehre vom Staat, und man hat es eine Naturgeschichte des Staates genannt. An seine Arbeit knüpft seit vierhundert Jahren fast alles an, was über Politik geschrieben worden ist. Vielleicht ist eine kurze Prüfung dessen gestattet, was das Werk im Wechsel der Zeiten Unvergängliches bietet, und was davon in allzu williger Hingebung an die Autorität länger aufbewahrt wurde, als der Erkenntniß in politischen Dingen förderlich war.

Wenn Aristoteles die Staatslehren und Staatsauffassungen seiner theoretischen und praktischen Vorgänger einer scharfen Kritik unterzog, so hat er es vermieden, die Berechtigung einer Deduktion des Staates aus der Idee im allgemeinen zu erörtern. Er läßt sich auch Platon gegenüber an diesem Orte nicht auf den berühmten Schulstreit der Erkenntnißlehre ein, er prüft und untersucht nur, wo hinaus den Denker der absolute Idealismus geführt hat; er bespricht die Unmöglichkeit des Platonischen Staats an der Hand faktischer Beispiele, er antwortet mit Erfahrungen, er setzt die Geschichte dem aus der Idee entsprungenen Staate entgegen.

Aber freilich begnügt sich Aristoteles nicht, bei den geschichtlichen Erscheinungen stehen zu bleiben, er dringt auch auf seinem Wege zu dem Wesen der Dinge vor. Er findet im wirklichen Staate selbst den Begriff seiner Nothwendigkeit, seines Zweckes und seines Seins. Die Bestandtheile des Staates findet er schon ausgedrückt in dem von der Natur gegebenen Verhältnisse der Familie. Der Familienzweck zeigt auch den Zweck des Staates an.

Es ist allerdings nicht ganz richtig, wenn man manchmal liest, Aristoteles baue den Staat auf die Familie, er war viel zu vorsichtig in Aufstellung historisch unsicherer Hypothesen, aber was ihm feststeht ist die Begriffskongruenz von Familie und Staat. Er erblickt zwar in der Entwickelung der Hausgemeinschaft zur Dorfgemein-

schaft den historischen Grund für die ursprüngliche Regierungsform der griechischen Staaten, aber in den Hausständen sieht er doch nur Theile des Staates, welchen ihrer Natur nach das Ganze, der Staat, vorangegangen sein muß, da das Ganze nothwendig früher ist als der Theil. Die Untersuchung auf die Theile erfüllt in seiner Erörterung nur den Zweck, die einfachen Verhältnisse, die Grundlagen des Staates zu gewinnen, welche keine andern sein können, als diejenigen der Hausgemeinschaft oder der Familie.

Indem nun die Familie des Aristoteles auf zwei Grundgemeinschaften zurückführt, auf die von Mann und Weib und von Herr und Sklave, so sehen wir uns bei dem Aristotelischen Staatsgebäude von vornherein im Bereiche einer ganz bestimmten historischen Form, welche auf allgemeine Begriffsgiltigkeit niemals Anspruch erheben konnte. Denn je richtiger die Analyse des alten Staates erscheint, desto weniger zutreffend wäre dieselbe für den Staat, dessen Grundverhältnisse durch die Begriffe von Mann, Weib und Sklave in keiner Weise beengt sind. Es erscheint daher auffallend, daß man in vielen Theorien der Politik an dem Aristotelischen Familienprinzip im allgemeinen festhält, während der alte Empiriker doch nur seinen antiken Staat erklären und analysiren wollte.

Wenn es mir hier nun auch versagt ist, in die breite Entwickelung der Aristotelischen Staatslehre einzutreten, so darf ich doch wohl die Bemerkung machen, daß es logischerweise nicht angeht, die von Aristoteles erkannten Formen des Staates auch auf andere historische Bildungen zu übertragen, welche *nicht* wie der antike Staat auf die Grundgemeinschaften von Mann und Weib, Herr und Sklave zurückführen. Vielmehr leuchtet es ein, daß, wenn heute Staatsformen mit demselben Namen bezeichnet werden, welche Aristoteles gebrauchte, im besten Falle nur etwas Aehnliches, aber gewiß nie dasselbe gesagt sein wird, was das Alterthum darunter verstand.

Man hat zuweilen zu den Verdiensten des großen Stagiriten auch dies gezählt, daß er die Eintheilung der Staatsformen in Monarchie, Aristokratie und Demokratie zuerst aufgestellt und beschrieben habe. Es ist aber schon von anderer Seite bemerkt worden, daß sich dies Schema schon vor Aristoteles findet, und daß dessen eigenthümliche Entdeckung auf einer andern Seite gesucht werden

müsse. In Wahrheit sind es sechs Kategorien, nach welchen Aristoteles die Staaten sondert, abgesehen davon, daß ihm ein Blick in seine historisch-statistischen Sammlungen jederzeit sagte, daß in Wirklichkeit eine große Anzahl von Mischformen bestehe. Denkt man aber an rein entwickelte Verfassungen, wie man etwa in der Kunst von einem Stil spricht, so bezeichnet er als solche die Monarchie, Tyrannis, Aristokratie, Oligarchie, Demokratie und Politie.

Diese Formen haben, zu drei und drei gegeneinander gehalten, eine gewisse Verwandtschaft und bilden doch innerlich den größten Gegensatz. Denn die Monarchie steht der Tyrannis, die Aristokratie der Oligarchie, die Demokratie der Politie gegenüber. Wenn aber behauptet wird, daß Aristoteles den Grund und das Wesen dieses Gegensatzes einzig auf den Gesichtspunkt des Rechts und öffentlichen Wohles zurückführt, so scheint dies nicht hinreichend begründet, es kann nur zugestanden werden, daß er den Gegensatz von Monarchie und Tyrannis fast lediglich durch die Rücksicht auf das öffentliche Wohl bei der einen und auf das persönliche Wohl bei der anderen Form begründet sieht.

Aber er hütet sich doch, von diesen Gegensätzen Ausdrücke wie gut und schlecht oder überhaupt solche zu gebrauchen, welche eine allgemeine ethische Billigung oder Mißbilligung voraussetzen lassen. Der Staatszweck — dies muß man wohl beachten — wird keiner der sechs Grundformen abgesprochen. Aristoteles bezeichnet die einen als reine, die anderen als Abarten. Aber in der geschichtlichen Erscheinung gehen alle sechs Formen ineinander über und keine wird als eine solche bezeichnet, an der ein Staat zu Grunde gehen müßte.

Hier ist vielmehr der Punkt, wo man den großen Stagiriten als den Entdecker eines historischen Gesetzes zu preisen hat, dessen unbedingte Bewunderung bekanntlich Gervinus einmal zu dem überkühnen Schritt verleitete, dasselbe bei allen Völkern und in allen Geschichten zu erblicken.

Aristoteles bemerkte, daß in der Geschichte der Verfassungen der griechischen Staaten ein Wechsel stattfände, welcher dem Lautverschiebungsgesetz der Sprachen vergleichbar ist, aber dieser Wechsel vollzieht sich nicht immer nur innerhalb der Kategorien der richtigen oder der aus der Art geschlagenen Formen, sondern die Tyrannis

geht in die Demokratie, die Aristokratie in die Politie hinüber, ohne daß ein Staat, welcher mit einer richtigen Staatsform begonnen, deshalb vor den Abarten in seiner Entwickelung gesichert wäre.

Dieser ganze Kreislauf der Verfassungsformen vollzog sich aber in einem engen und sehr bestimmten Rahmen, über welchen die Beobachtung des Griechen niemals hinausging. Der Staat, in welchem die Aristotelischen Verfassungsformen leben, ist eine Stadtgemeinde, und die Gesellschaft, welche dieselben abwandelt, ist die antike und besteht aus Familiengemeinschaften, die das Verhältniß von Herren und Sklaven überhaupt und absolut zur Voraussetzung haben.

Die Folge davon ist, daß die Aristotelischen Kategorien von Staatsformen eben nur historisch gedacht und verstanden wurden, und daß es ebensowenig die Absicht wie die Schuld des griechischen Philosophen war, daß die neue Zeit, nachdem sie von dem politischen Riesenwerke des Alterthums Kenntniß genommen hat, allen seinen Begriffsaufstellungen einen viel allgemeineren Charakter beilegte, als ihnen zukam.

Ueberwältigende Theorien und die Meisterschaft der großen Lehrer der Menschheit pflegen neben einer befreienden und aufklärenden Wirkung auch einen eigenthümlichen Zug von Beschränkung und Einschüchterung der Geister im Gefolge zu haben. Die Beobachtungen und Entdeckungen der wissenschaftlichen Heroen erhalten bei den Epigonen einen dogmatischen Charakter und verhindern dann nicht selten die unbefangene Durchforschung desselben oder eines ähnlichen Gebietes. Die von Aristoteles aufgestellten Kategorien der Staatsformen sind von der politischen Wissenschaft übernommen worden, und wenn man auch gewiß nicht behaupten dürfte, daß seine Begriffsbestimmungen unrevidirt und unverbessert geblieben seien, so wird man doch die Frage erheben können, ob es für die wissenschaftliche Fortbildung der Politik nicht besser gewesen wäre, wenn sich die Aristotelische Terminologie nicht so unangreifbar verallgemeinert und eingebürgert hätte. Denn in Wahrheit ist seine Monarchie, wie seine Tyrannis, seine Aristokratie, wie seine Demokratie etwas so spezifisch Griechisches, daß er uns heute schlechterdings nicht verstände, wenn er täglich das Echo seines politischen Sprachgebrauches hörte. Jedenfalls hat die Ueberwucherung der Aristotelischen Terminologie in der

Politik verhindert, daß wir für eine Reihe von eigenartigen historischen Erscheinungen des modernen Staates eine selbstständige Bezeichnung gefunden und zur Anwendung gebracht hätten.

Wenn Aristoteles auch nur eine Ahnung hätte haben können, welche Vorstellung der moderne Mensch von seiner demokratischen Regierungsform zu besitzen pflegt, so wäre dem Griechen etwas zugemuthet worden, was ihn schaudern und was sein Blut erstarren gemacht hätte. Es wäre ihm zu Sinne gewesen, wie wenn Sklaven und Barbaren den Staat regieren sollten. Ein geheiligter Begriff, in welchem der Grieche nationale und standesherrliche Momente vereinigt dachte, würde ihm in den Koth gezogen erscheinen, wenn er uns Heutige das Wort Demokratie gebrauchen hörte. Andererseits wieder würde Aristoteles angesichts unserer modernen Institutionen einen viel freigebigeren Gebrauch von Bezeichnungen machen, welche wir ungern in diesem Sinne anwenden. Monarchien nach seinem Sinne würde er kaum mehr vorfinden, die Tyrannis im modernen Kleide würde ihm als eine jämmerliche Halbheit erscheinen. Unsere parlamentarischen Einrichtungen würde er schwerlich unter eine andere Kategorie zu stellen wissen, als unter die der Aristokratie und Oligarchie. Unsere Volksvertreter würden in allen europäischen Staaten dem Aristoteles für nichts anderes als Oligarchen erscheinen, wie er in den Oberhäusern vielleicht mit mehr Analogie eine aristokratische Institution erblicken würde. Das Kennzeichen der oligarchischen Form ist ihm einfach dies, „daß immer gewisse bestimmte Leute über alles entscheiden", und damit man ja nicht etwa glaube, die Wahlen schlössen den oligarchischen Charakter derselben aus, hebt er unter zwei möglichen Fällen den einen ausdrücklich hervor, daß Oligarchen auch nach einer mäßigen Schatzung gewählt sein können.

Bedenkt man, daß Aristoteles selbst noch einer solchen Verfassung den Charakter einer aristokratischen zuschreibt, wo zwar das ganze Volk unmittelbar über Krieg und Frieden und über die den Beamten abzunehmende Rechenschaft entscheidet, aber die durch Wahl oder Los eingesetzten Behörden doch in allen übrigen Stücken regieren, so wird man zugeben, daß die Begriffe, die wir heute mit der von Aristoteles eingeführten politischen Terminologie verbinden, mehr oder minder auf dem Kopfe stehen, und daß es wenigstens nicht zur

größeren Klarheit aller politischen Doktrin dient, wenn dieselben Namen für ganz verschiedene Dinge verwendet werden.

Diese weitgehende Verwirrung in der Terminologie der politischen Wissenschaften nahm ihren Ursprung davon, daß man das unsterbliche Werk des griechischen Weisen viel zu sehr als ein allgemein philosophisches und viel zu wenig als ein historisches aufgefaßt und verwendet hat. Während die epochemachende und abschließende Bedeutung der Aristotelischen Politik in ihrer konkreten Forschung beruhte, wollte man aus derselben durchaus allgemein giltige Begriffe für den Staat überhaupt und für alle in der Welt bestandenen und bestehenden Formen schöpfen. Aber der Aristotelische Begriff ist von einem bestimmten Staate abgezogen und beansprucht ebensowenig ein allgemein giltiger zu sein, als es in der Absicht lag, einen Staat zu erfinden, welcher als der absolut beste zu betrachten wäre.

Ich weiß, daß ich mit der letzteren Bemerkung einen der schwierigsten und vielbesprochensten Punkte der Politik des Aristoteles berühre und kaum erschöpfend behandeln werde. Aber wenn es schon auffallend ist, daß unsere gelehrtesten Kenner des Werks nicht genug des Bedauerns finden, daß dieser Theil der Arbeit, die Lehre vom besten Staate, entweder nicht genug fleißig und vollständig durchgearbeitet oder aber zum Theil verloren gegangen sei, so ließe sich vielleicht eine Rechtfertigung des großen Mannes gewinnen, wenn man seine ohne weiteres vorausgesetzte Absicht überhaupt in Abrede stellt. Wäre er denn nicht in den an Platon gerügten Fehler verfallen, wenn er überhaupt an die Möglichkeit eines Absoluten in der Staatslehre geglaubt hätte? Er suchte überall freilich das Beste, aber ist dieses nicht immer nur das Beste unter gegebenen Verhältnissen?

Im vierten Buche der alten Ordnung der Politik, welches geistvoller Scharfsinn moderner Philologen als eigentlich sechstes erwiesen, zeigt Aristoteles, daß in der besten Verfassung dem Mittelstand ein möglichst großer Einfluß auf die Regierung gesichert sein müsse. Hierbei liegt dem Griechen das Moment einer ständischen Gliederung fern und er will nur sagen, daß die mittleren Klassen die beste Garantie der Erhaltung des Staates geben. Je nachdem sich die Demokratien und Oligarchien von diesem Besten mehr oder weniger entfernen, findet er sie mangelhafter oder ersprießlicher. Dennoch aber

erhebt er sich zu folgendem Satze, welcher, wie es scheint, den Gedanken an ein absolut Bestes völlig ausschließt: „Es kann oft die eine Verfassung an sich wünschenswerther sein als die andere, und doch steht nichts im Wege, daß für gewisse Bevölkerungen trotzdem die letztere ersprießlicher ist."

Wen die empirische Beobachtung zu solcher Einsicht emporgehoben, der wird schwerlich die Erwartungen erfüllen können, daß er auf seinem Wege zur Anempfehlung eines im absoluten Sinne besten Staates gelangen wollte.

Trotzdem wurde Aristoteles zuweilen als Autorität zu Gunsten der Monarchie angeführt, und es hat nicht an Versuchen gefehlt, ihn sogar als heimlichen Förderer des Königthums Alexanders des Großen darzustellen. In der „Politik" steht nicht ein einziger Satz, welcher einfach und unzweideutig die Monarchie unter allen Staatsformen als die beste erklärte. Wenn aus andern Schriften Aehnliches herausgelesen werden kann, so ist es vielleicht der Politik zu Gute gekommen, daß man tausend Jahre von ihr nichts wußte und sie nicht reproduzirte. In der „Politik" giebt es zwar eine treffliche Schilderung von einem idealen Königthum, aber worauf es Aristoteles hauptsächlich dabei ankommt, ist zu zeigen, daß die hohe Tugend des Herrschers durch eine auf diesen Zweck hin gerichtete Uebung und Erziehung gewonnen wird. Daß aber diese Tugend verallgemeinert dem monarchischen Prinzip inhärire oder gar vererblich wäre, behauptet Aristoteles gewiß nicht, und er konnte daher auch nicht seinen idealen König als Repräsentanten einer absolut besten Staatsform bezeichnen wollen.

Bestes giebt es in den verschiedenen Staatsformen. Bei Aristoteles ist es immer das, was dem auch sonst gehuldigten Juste milieu am meisten entspricht. Darüber hinaus zu kommen, macht er auch in der „Politik" keine irgend erkennbaren Anstrengungen. Sein Werk ist eine in den Bereich des abstrakten Begriffs gehobene Staatsgeschichte. In dieser empirischen Beschränkung liegt auch der Grund, daß er die gegebene Form des einfachen Stadtstaats nirgends oder nur ungenügend überschreitet, und es wird als Uebereilung gelten müssen, wenn seine Kategorien auch auf die Landstaaten, Völkerstaaten und Großstaaten übertragen wurden.

Von Aristoteles kann die Politik als Wissenschaft wohl den Weg und die Methode der Forschung lernen, aber an seiner Hand hätte sie niemals versuchen sollen, was er selbst absichtlich unterließ: eine allgemeine Staatslehre aufzubauen.

In gewissem Sinne wird man es daher ganz verständlich finden, daß sich diejenigen Staatslehrer fast eines größeren und nachhaltigeren Ansehens erfreut haben, welche den Aristoteles wenig oder gar nicht kannten, als diejenigen, welche mit seinen scheinbar fertigen Begriffen besonders in der neuern Wissenschaft schalten und walten. Den größten Einfluß auf ihre Zeit haben immer diejenigen genommen, welche unmittelbar aus der Erfahrung, unmittelbar aus den Thatsachen schöpften, und daher gleich der Aristotelischen „Politik" vorzugsweise Werke von historischer Grundauffassung schufen.

In der Geschichte des kleinen Stückchens Erde, welches seit dreitausend Jahren von den sogenannten Kulturvölkern bewohnt wird, haben die großen Epochen neben Aristoteles noch drei Repräsentanten gefunden, welche durch begriffliche Feststellungen der Geschichte jeweils einen überwältigenden Einfluß auf die praktische und wissenschaftliche Politik genommen haben. Die historische Erscheinung des christlichen Staates ist durch Thomas von Aquino, der absolute Nationalstaat des 15. und 16. Jahrhunderts durch Macchiavell und die ständische Epoche des westlichen Europas durch Montesquieu verständlich gemacht und systematisch behandelt worden. Die beiden ersten standen in ihren Darstellungen des Fürstenregiments ebenso selbstständig auf dem Boden der Geschichte wie Aristoteles; Montesquieu repräsentirt eigentlich beide Methoden, er ist synthetisch und analytisch-historisch, aber der eingreifendere Theil seines „Geistes der Gesetze" blieb immer der letztere.

Vermöchte man hier die Lehrgebäude dieser großen Repräsentanten verschiedener Perioden in ihrem Verhältniß zur Geschichte zu prüfen, so würde sich leicht zeigen, daß sie alle im wesentlichen das behandeln, was in Wirklichkeit bestand. Aber in Bezug auf die Frage des besten Staates waren der mittelalterliche Mönch und der französische Politiker weit mehr geneigt, an ein Absolutes zu glauben als Aristoteles. Dieser hielt sich durch ein großes Beispiel der Geschichte, jener durch die Macht religiöser Voraussetzungen für berech-

tigt anzunehmen, daß die Wissenschaft der Politik zu einem absolut giltigen Abschluß erhoben werden könne. Macchiavell dagegen hat vielleicht am meisten Aristotelische Weisheit darin gezeigt, daß er die Frage, ob sein Fürst auch in einem andern Jahrhundert und unter anderen Menschen ein denkbares Wesen sein könnte, gar nicht aufgeworfen hat.

Wenn die Staatslehre Macchiavells wegen der Mittel, die er politisch möglich und für erlaubt hält, in späteren Jahrhunderten in Verruf gekommen ist, so hat auch er unter dem Schicksal gelitten, daß der Doktrinarismus Beobachtungen verallgemeinert hat, die ihrer Natur nach nur historisch waren. Macchiavell hat die Idee des großen Staats, des Nationalstaats, in seiner embryonischen Gestalt erkannt, wie keiner seiner Zeitgenossen. Er gelangte auf dem Wege der Geschichte zur Erkenntniß des politischen Wesens der Dinge in seiner Zeit und sah, daß der moderne Staat durch die Fürstengewalt sich entwickelt. Ludwig XI., Heinrich Tudor, Ferdinand der Katholische gründeten die Gewalten, welche Macchiavell im „Fürsten" analysirte. Ein Cesar Borgia hätte für Italien sein können, was jene für Frankreich, England oder Spanien geworden. Wer sich über die Staatsmittel entsetzt, von denen Macchiavell spricht, bedenkt nicht, daß dieselben mit dem öffentlichen Gewissen ebensowenig im Widerspruch waren, wie die Strafarten einer im Zeitenstrom nun versunkenen Rechtspflege. In allen diesen Dingen war der politische Radikalismus Macchiavells nichts als ein Kind der Geschichte, wie das Aristotelische Juste milieu ein Resultat der historischen Statistik.

Das Material, welches Macchiavell zu seiner Staatslehre benützte, war ein beschränkteres als das des Aristoteles, seine Folgerungen waren daher noch weniger allgemein zu nehmen als die des griechischen Philosophen.

Dies war es, was Montesquieu eine gewisse Ueberlegenheit über beide gab, da er seine Doktrin auf eine weitaus breitere historische Grundlage stellte. Er wollte seine Beobachtungen auf die Erfahrungen der griechischen, römischen, germanischen und romanischen Welt aufbauen und entdeckte das Gesetz der drei getrennten Gewalten, nach welchen die Staatsformen sachlicher und schärfer beurtheilt werden konnten. Fand er in den ständischen Regierungen die Vertheilung

der Gewalten verhältnißmäßig am meisten entwickelt, so hat er damit, wie hier weder ausgeführt zu werden braucht, noch ausgeführt werden könnte, den mächtigsten Einfluß auf die politische Fortbildung geübt. Aber dieser Gewinn war ein historischer, ein Werk der geschichtlichen Analyse.

So war demnach die Methode, welche von den fruchtbarsten und größten Schriftstellern politischer Wissenschaft geübt wurde, Aristotelisch geblieben, obwohl jeder derselben eine völlig verschiedene Ansicht von dem entwickelte, was sich relativ wenn nicht als der beste Staat, so doch als seine nächst zu erstrebende Form bezeichnen ließ.

Vergleicht man nun die seit Montesquieus Staatslehre eingetretenen Veränderungen der Politik mit dem Stande der Wissenschaft, so wird man, ohne die großen Verdienste Einzelner zu schmälern, sagen dürfen, daß unserem Zeitalter eine historische Analyse bis jetzt mangelt, welche in ähnlicher Weise abschließend genannt werden könnte, wie die Systeme der genannten vier großen Staatsmänner und Philosophen für ihre Zeit es waren. Seither haben ungeheure Thatsachen, wie die amerikanische und französische Revolution, den Staat und die Gesellschaft durchaus verändert, und die Welt lebt und bewegt sich in einem fast diametralen Gegensatz gegen das, was als historisch überkommen erscheint. Unter diesen Umständen ist die Frage gerechtfertigt, ob die wissenschaftliche Bearbeitung der Politik im letzten Jahrhundert nicht vielleicht allzusehr hinter den rasch entwickelten Thatsachen der Geschichte zurückgeblieben ist. Dies wenigstens wird man behaupten dürfen, daß sich keines unserer neueren Staatslehrbücher eines sehr durchgreifenden Ansehens erfreut.

Die Ursache hiervon wird wissenschaftlich darin gesehen werden können, daß eine verbreitete Schule den streng empirischen, ich möchte sagen, den Aristotelischen Weg durch längere Zeit verlassen und in der Fortbildung einer abstrakten Doktrin mehr Eifer entwickelt als Glauben gefunden hat. Eine einseitige Betrachtung des innern Staatslebens mit Ausschluß der Besonderheiten historischer Völkererscheinungen war besonders in der deutschen Wissenschaft als Folge des Uebergewichts der idealistischen Philosophie zurückgeblieben. Und wenn auch auf dem Gebiete der Politik wie in anderen Wissenschaften eine Reaktion des Historismus sich geltend gemacht hat, so blieb doch

der letztere nicht selten allzusehr an der Scholle kleben, um befruchtend zurückzuwirken.

So ist es gekommen, daß eine Reihe von Beobachtungen der historischen Forschung für die politische Wissenschaft noch immer fast ganz unverwerthet geblieben ist. Vor allem scheint das große historische Gesetz der Wechselwirkung der äußern und innern Staatsverhältnisse dem heutigen Theoretiker nicht selten viel unverständlicher zu sein, als es bereits Macchiavell gewesen war. Während die auf das Diplomatische gerichtete moderne historische Forschung immer mehr zur Evidenz bringt, daß die innern Staatsvorgänge Exponenten der äußern Machtentwicklung sind, und daß Verfassungsfragen ähnlichen Gesetzen folgen wie die Reflexerscheinungen in der Natur, hat sich die politische Doktrin immer mehr auf die Ideen einer eigenständigen Genesis staatlicher Zustände versteift und ist dadurch praktisch und theoretisch nicht selten in die sonderbarsten Widersprüche mit dem Fortgang der wirklichen Dinge gerathen.

Unter diesen Umständen wird es mir vielleicht erlaubt sein, von der Geschichte einen sehr eingreifenden Einfluß auf die Wissenschaft der Politik in der nächsten Zeit erst noch zu erwarten. Wenn der Politiker, wie Aristoteles einst Platon gegenüber, die Ausgangspunkte der Idee gänzlich verlassen und der geschichtlichen Empirie sich rückhaltlos in die Arme geworfen haben wird, so darf man von seiner Arbeit ein analytisches System erwarten, welches für das Verständniß unserer Zeit dasselbe leisten wird, was Aristoteles für die griechische Welt gethan hat.

Ob die Universitäten berufen sind, an dieser wissenschaftlichen Aufgabe größeren Antheil zu nehmen, als bisher der Fall war, ist nicht leicht zu entscheiden, aber im allgemeinen wird man nicht läugnen können, daß unsere Jugend von den höchsten Stätten des Unterrichts unmittelbar in das öffentliche Leben tritt, ohne eine Richtung auf politisches Wissen, gleich dem ihrer sonstigen Ausbildung, auch nur annähernd erhalten zu haben[1]). Ehemals ging

[1]) „Ein unbefangener Blick auf die Zustände unserer Universitäten zeigt uns, daß das Studium des öffentlichen Rechts und der Staatswissenschaften geradezu darniederliegt", sagte jüngst noch Georg Meyer: Das Studium des öffentlichen Rechts und der Staatswissenschaften in Deutschland; ganz übereinstimmend mit v. Holtzendorff. Die Prinzipien der Politik, zweite Auflage, S. 342.

der Staat präventiver Maßregeln von der Anſicht aus, daß der Unterthan in der Ueberzeugung erzogen werden ſoll, daß ſein Staat auch der beſte Staat ſei. Ob die freigegebene politiſche Diskuſſion aber ſich mit Nutzen vom ſtaatlichen Unterricht gänzlich ferne hält, iſt eine früher oder ſpäter aufzuwerfende Frage; wenigſtens über die Zeiten iſt man ja allenthalben hinaus, wo man den Patriotismus immer nur in einer einzigen Form erfüllbar erachtete, ein Syſtem, welches in unſeren Tagen auch den Fehler einer Staatsheuchelei an ſich tragen würde, die ſeit dem Beiſpiel der Byzantiner für jegliche Form der Regierung verderblich war.

VI. Abſchnitt.

Ueber ein natürliches Syſtem geſchichtlicher Perioden.

I.

Ueber Rankes Weltgeschichte als Einleitung.

Als vor einigen Jahren Ranke mit dem großen Entschluß an die Oeffentlichkeit trat, eine Weltgeschichte zu schreiben, konnte man die Wahrnehmung machen, daß dieses historiographische Ereigniß von den mannigfachsten Standpunkten aus begrüßt, bewundert und besprochen wurde. Man hatte sich nur zu sehr gewöhnt, in dem Begriffe der Weltgeschichte einen bloßen Sammelnamen zu erblicken. Kaum hielt man es noch für gestattet, einem einzelnen Forscher eine zusammenhängende Ansicht von dem, was Geschichte ist, zuzutrauen. Nun aber trat der weitaus erfahrenste und tiefblickendste Kenner historischer Dinge mit einer umfassenden, seine gesammte gelehrte Thätigkeit abschließenden Arbeit hervor, welche die Einheit der Geschichtswissenschaft kanonisch festzustellen geeignet war. Indem er nicht nur theoretisch erklärte und belehrte, sondern sogleich praktisch zur Anschauung brachte, was geleistet werden muß, hat er den Begriff der Geschichte als Wissenschaft neuerdings gegen die verschiedensten Einwendungen gesichert und gegen rechts und links zu fast vergessener Anerkennung gebracht. Er hat zwei starke Gegner entwaffnet: die radikalen Spezialisten und die universalhistorischen und kulturgeschichtlichen Idealisten. Diesen hat er das in unserer Entwickelung und unserem Erkenntnißvermögen liegende Maß in ausgiebige Erinnerung gebracht, jene dagegen wurden energisch auf die eigentlichen Aufgaben und Ziele aller Einzelforschung hingewiesen.

Das Rankesche Werk ist ein lebendiger Beweis für die Ansicht, daß eine Wissenschaft ohne die höchsten Gesichtspunkte der Erkenntniß ihres inneren Zusammenhanges nicht denkbar sei; es zeigt ein für allemal die Nothwendigkeit, aus der Masse der Thatsachen, welche über die Geschichte der gesammten Menschheit überliefert sind, eine zusammenhängende Reihe von solchen Erscheinungen nachzuweisen, welche lediglich unseren europäischen, vor allem germanischen und romanischen Gesellschaftszustand erklären. Gegenüber den universalhistorischen Versuchen der philosophischen Geschichtschreibung lehnt sich Ranke in seiner ganzen Auffassung des Stoffes mehr an Johannes Müller an und begrenzt nach Zeit und Raum den Inhalt seiner Darstellung.

Er sonderte die Arbeitsgebiete der Naturwissenschaft so gut wie die Probleme einer religiösen Auffassung strenge von der Aufgabe der Geschichte, und verlangte für den Beginn der Geschichte den Bestand des Schriftthums. Er suchte nicht nach dem Ursprung der Kultur und er verwahrt sich gleichzeitig gegen die häufig vorausgesetzte Identität der geschichtlichen Entwickelung und der Kulturbestrebungen. „Die Weltgeschichte würde in Phantasien und Philosophiren ausarten, bemerkt er einleitend des weiteren, wenn sie sich von dem festen Boden der Nationalgeschichte losreißen wollte, aber ebenso wenig kann sie an diesem Boden haften bleiben." „Nun ist es aber klar, daß die Nationen in keinem anderen Zusammenhang in Betracht kommen können, als inwiefern sie, die eine auf die andere wirkend, nach einander erscheinen und mit einander eine lebendige Gesammtheit ausmachen."

Auf diese Weise hat Rankes Werk neuerdings einen Boden geschaffen, welcher zeitlich und räumlich begrenzt den Fortgang weltgeschichtlicher Betrachtung und Erörterung für längere Zeit doch wieder sichert. Vergeblich werden die Spezialisten sich gegen das Dienstverhältniß ereifern, in welchem ihre Arbeiten diesen von Ranke kanonisch festgestellten Aufgaben gegenüber unweigerlich erscheinen müssen. Wenn die Entwickelung der Historiographie in Deutschland dahin zu gehen schien, daß man fast für unwissenschaftlich gelten konnte, sobald man den Begriff der Geschichte als Wissenschaft aufrecht erhalten wollte, so hat uns der Altmeister mit unvergänglichen

Grundzügen ein Ideal aufzustellen gewußt, welches objektiv gilt, ganz abgesehen davon, ob und inwieweit es der einzelne Forscher durch eigene Nacharbeit in sich selbst auszugestalten vermag.

In den zusammengreifenden Wirkungen von Völkerkreisen und Nationen aufeinander liegt ein deutlich erkennbares System von Entwickelungen. Indem Ranke dasselbe zu neuer Anschauung und Geltung zu bringen sucht, durfte er sich mit Recht auf eine seit uralter Zeit geahnte Einsicht und Ueberlieferung stützen. Denn daran kann ja wohl nicht gezweifelt werden, daß der aus prophetischen Sprüchen überkommenen Vorstellung von den vier Weltmonarchien das Bedürfniß eines gleichen Erkenntnißprinzips zu Grunde liegt, wie dem Versuche unseres modernen Meisters selbst. Wenn man in der Geschichte eine Abfolge von Weltherrschaften erblickte, so lag hierin offenbar die Einsicht eines Zusammenhanges der Dinge, welcher um so gerechtfertigter war, je weniger der geographische Begriff, den man von der Welt hatte, dem historischen der Weltmonarchien widersprach. In dieser Beziehung möchte man fast geneigt sein, den alten Historikern von der sogenannten universalhistorischen Tendenz weit mehr exakte Ausdrucksweise zuzuerkennen, als ihren heutigen Nachfolgern, denn wenn jene von Weltmonarchien sprachen, so waren sie dazu durch ihren Begriff von der Welt weit mehr berechtigt als die späteren Kenner der Erde.

Eine unrichtige Auffassung der Lehre von den Weltmonarchien ist es denn auch, wenn man meint, es sei durch dieselbe ein bloßes Eintheilungsprinzip in die Geschichte eingeführt worden. Nichts wäre falscher. Man wollte das Wesen und die Natur der geschichtlichen Dinge auf diese Weise recht deutlich bezeichnen. Und wenn sich die gelehrte Welt von dem Begriff der römischen Weltherrschaft bis ins 17. Jahrhundert nicht zu trennen vermochte, so hatte dies einen durchaus guten Grund für Leute, welche den Begriff römisch und christlich identifizirten und den schließlichen Sieg des Christenthums auf der ganzen Welt in der That erst noch erwarteten. Von dieser Seite betrachtet wäre im Grunde genommen keine Nothwendigkeit gewesen, von dem Begriff der vier Weltmonarchien in der Geschichte abzuweichen. Wer an eine schließliche Eroberung der ganzen Welt durch römisches Christenthum glaubte, würde nichts Unwissen-

schaftliches gethan haben, wenn er auch heute noch bei der alten Lehre der Monarchien verblieben wäre.

Denn die Periodisirung, welche durch die vier Monarchien ausgedrückt werden wollte, war eine sachliche — keineswegs bloß formelle, eine in das Wesen des geschichtlichen Verlaufes eindringende Beobachtung. Allein die Weltgeschichte hat diese Auffassung des Gegenstandes fallen gelassen. Hat sie damit auch auf den Nachweis eines gesetzmäßigen Zusammenhanges des Gegenstandes überhaupt verzichten wollen? Ranke macht die sehr merkwürdige Bemerkung, daß die Lehre von den Weltmonarchien im 18. Jahrhundert durch den Fortgang des allgemeinen Lebens gesprengt worden sei. „Der Begriff der Weltgeschichte wurde durch den Umschwung der Ideen gleichsam säkularisirt." Der Publikation von Guthrie und Gray schreibt Ranke den Grund zu, weshalb es unmöglich gewesen wäre, an der bisherigen Auffassung festzuhalten. Offenbar dachte Ranke hierbei an das Mißverhältniß, welches durch die voluminöse Völkergeschichte der englischen Gelehrten in Bezug auf die alte Periodisirung zu Tage getreten war. Für die moderne Welt fing die Weltgeschichte eigentlich erst da recht ordentlich an, wo sie für die Alten gewissermaßen aufgehört hatte. Die Weltmonarchien haben den Inhalt der Weltgeschichte nur zum allergeringsten Theile erschöpft. Das Prinzip, nach welchem der Lauf der Weltgeschichte durch gewisse vorwiegende Mächte bestimmt wird, ist zwar ein richtiges und einleuchtendes, aber kein ausreichendes. Die Idee der Weltmacht konnte nur so lange auf Anerkennung rechnen, als der Begriff der Welt mit der Herrschaft eines bestimmten Volkes zusammenfiel. Aber schon die römisch-christliche Herrschaftsperiode konnte nur unter der Voraussetzung eines figürlichen Ausdruckes mit dem Namen einer Weltmonarchie bezeichnet werden. Den christlichen Philosophen war der Begriff der römischen Weltmonarchie bereits zu der Vorstellung eines Anspruchs des Christenthums auf die Führung der Menschheit herabgesunken. Aber an die historische Thatsache glaubten sie mit jedem Jahrhundert fortschreitender Weltkenntniß weniger. Das alte System wurde nicht in der Studierstube überwunden, sondern war durch den Konflikt der Wissenschaften mit dem thatsächlich bekannt gewordenen Raum der Erde und vollends der Welt ins Gedränge gekommen.

Zugleich litt die Vorstellung einer Abwandlung der Menschengeschichte nach den Herrschaftsperioden vorwiegender Völker bei der politischen Verwendung an einer gewissen Unfruchtbarkeit. Jedermann bemerkte leicht, daß die assyrisch-babylonische, persische, makedo-griechische Weltmonarchie eine sachlich abgeschlossene, zeitlich abgerundete Periode bilde, während die römisch-christliche Weltmonarchie einer örtlichen und zeitlichen Einheit entbehrte, und mit jedem neuen Jahrhundert in größeres Schwanken zerfiel. Wo ist der Schwerpunkt der vierten Monarchie? Wo ist der Repräsentant dieser Periode? Wer bezeichnet ihren Auf- und Niedergang? Ist es Julius Cäsar? Aber der Cäsar war, so lange er mächtig war, kein Christ, und als er Christ geworden, war er kein Weltherrscher. Ist es St. Peter, der geistige Herrscher der Welt? Aber St. Peter und seine Nachfolger können doch nicht mit Cyrus und Alexander auf einer Linie stehen. Denn die Reiche jener Monarchen waren von furchtbarer Materialität und das Reich der Kirche wollte eigentlich nicht von dieser Welt sein. Und wenn man endlich die zahllosen Reiche und Herrschaften in Betracht zog, welche seit dem Aufkommen der christlichen Welt meteorartig auf- und untergegangen waren — man zählte manchmal an die dreißig —, so konnte von einer einheitlich fortschreitenden Entwickelung der letzten Monarchie nicht die Rede sein.

Das System, welchem eine gewisse Erkenntniß des geschichtlichen Zusammenhanges nicht abzusprechen war, wurde fast werthlos für jene, welche vorzugsweise und fast ausschließlich die vierte Monarchie zum Gegenstande ihrer Betrachtung machten. Wer der letzteren Entwickelung nachging, dem häuften sich von Jahrhundert zu Jahrhundert die Räthsel. Es ist ganz richtig, daß eigentlich Machiavell die Unhaltbarkeit oder richtiger die Unzulänglichkeit des Systems der Weltmonarchien erkannt hat, indem er auf eine Veränderung der römischen Monarchie hinwies, welche nicht bloß auf politische und geistig-religiöse, sondern vor allem auf natürliche und nationale Gründe zurückzuführen sei. So oft man auch davon gesprochen hat, daß Machiavell die Wichtigkeit einer Periode der Geschichte entdeckte, die man mit dem Namen der Völkerwanderung zu bezeichnen pflegt, so wenig ist doch das ganze Verdienst der geschichtlichen Anschauungen Machiavells hinreichend gewürdigt worden. Denn nicht darin lag

schaftliches gethan haben, wenn er auch heute noch bei der alten Lehre der Monarchien verblieben wäre.

Denn die Periodisirung, welche durch die vier Monarchien ausgedrückt werden wollte, war eine sachliche — keineswegs bloß formelle, eine in das Wesen des geschichtlichen Verlaufes eindringende Beobachtung. Allein die Weltgeschichte hat diese Auffassung des Gegenstandes fallen gelassen. Hat sie damit auch auf den Nachweis eines gesetzmäßigen Zusammenhanges des Gegenstandes überhaupt verzichten wollen? Ranke macht die sehr merkwürdige Bemerkung, daß die Lehre von den Weltmonarchien im 18. Jahrhundert durch den Fortgang des allgemeinen Lebens gesprengt worden sei. „Der Begriff der Weltgeschichte wurde durch den Umschwung der Ideen gleichsam säkularisirt." Der Publikation von Guthrie und Gray schreibt Ranke den Grund zu, weshalb es unmöglich gewesen wäre, an der bisherigen Auffassung festzuhalten. Offenbar dachte Ranke hierbei an das Mißverhältniß, welches durch die voluminöse Völkergeschichte der englischen Gelehrten in Bezug auf die alte Periodisirung zu Tage getreten war. Für die moderne Welt fing die Weltgeschichte eigentlich erst da recht ordentlich an, wo sie für die Alten gewissermaßen aufgehört hatte. Die Weltmonarchien haben den Inhalt der Weltgeschichte nur zum allergeringsten Theile erschöpft. Das Prinzip, nach welchem der Lauf der Weltgeschichte durch gewisse vorwiegende Mächte bestimmt wird, ist zwar ein richtiges und einleuchtendes, aber kein ausreichendes. Die Idee der Weltmacht konnte nur so lange auf Anerkennung rechnen, als der Begriff der Welt mit der Herrschaft eines bestimmten Volkes zusammenfiel. Aber schon die römisch-christliche Herrschaftsperiode konnte nur unter der Voraussetzung eines figürlichen Ausdruckes mit dem Namen einer Weltmonarchie bezeichnet werden. Den christlichen Philosophen war der Begriff der römischen Weltmonarchie bereits zu der Vorstellung eines Anspruchs des Christenthums auf die Führung der Menschheit herabgesunken. Aber an die historische Thatsache glaubten sie mit jedem Jahrhundert fortschreitender Weltkenntniß weniger. Das alte System wurde nicht in der Studierstube überwunden, sondern war durch den Konflikt der Wissenschaften mit dem thatsächlich bekannt gewordenen Raum der Erde und vollends der Welt ins Gedränge gekommen.

Zugleich litt die Vorstellung einer Abwandlung der Menschengeschichte nach den Herrschaftsperioden vorwiegender Völker bei der politischen Verwendung an einer gewissen Unfruchtbarkeit. Jedermann bemerkte leicht, daß die assyrisch-babylonische, persische, makedo-griechische Weltmonarchie eine sachlich abgeschlossene, zeitlich abgerundete Periode bilde, während die römisch-christliche Weltmonarchie einer örtlichen und zeitlichen Einheit entbehrte, und mit jedem neuen Jahrhundert in größeres Schwanken zerfiel. Wo ist der Schwerpunkt der vierten Monarchie? Wo ist der Repräsentant dieser Periode? Wer bezeichnet ihren Auf- und Niedergang? Ist es Julius Cäsar? Aber der Cäsar war, so lange er mächtig war, kein Christ, und als er Christ geworden, war er kein Weltherrscher. Ist es St. Peter, der geistige Herrscher der Welt? Aber St. Peter und seine Nachfolger können doch nicht mit Cyrus und Alexander auf einer Linie stehen. Denn die Reiche jener Monarchen waren von furchtbarer Materialität und das Reich der Kirche wollte eigentlich nicht von dieser Welt sein. Und wenn man endlich die zahllosen Reiche und Herrschaften in Betracht zog, welche seit dem Aufkommen der christlichen Welt meteorartig auf- und untergegangen waren — man zählte manchmal an die dreißig —, so konnte von einer einheitlich fortschreitenden Entwickelung der letzten Monarchie nicht die Rede sein.

Das System, welchem eine gewisse Erkenntniß des geschichtlichen Zusammenhanges nicht abzusprechen war, wurde fast werthlos für jene, welche vorzugsweise und fast ausschließlich die vierte Monarchie zum Gegenstande ihrer Betrachtung machten. Wer der letzteren Entwickelung nachging, dem häuften sich von Jahrhundert zu Jahrhundert die Räthsel. Es ist ganz richtig, daß eigentlich Machiavell die Unhaltbarkeit oder richtiger die Unzulänglichkeit des Systems der Weltmonarchien erkannt hat, indem er auf eine Veränderung der römischen Monarchie hinwies, welche nicht bloß auf politische und geistig-religiöse, sondern vor allem auf natürliche und nationale Gründe zurückzuführen sei. So oft man auch davon gesprochen hat, daß Machiavell die Wichtigkeit einer Periode der Geschichte entdeckte, die man mit dem Namen der Völkerwanderung zu bezeichnen pflegt, so wenig ist doch das ganze Verdienst der geschichtlichen Anschauungen Machiavells hinreichend gewürdigt worden. Denn nicht darin lag

Eintheilung lediglich als ein Hinderniß des Verständnisses, als ein Hemmschuh der Beobachtung, als eine im besten Falle dem Gedächtniß zu Hilfe kommende Krücke erscheinen müssen. Wer das Buch Rankes gelesen hat, dem muß es ohne Zweifel als etwas höchst Sonderbares erscheinen, daß sich die Gelehrten über den Anfang und das Ende des Mittelalters gestritten haben.

In dieser Festigkeit der welthistorischen Ansicht liegt ein ungemein großer Fortschritt. Nicht nur ein Schulstreit von zweifelhaftem Werth ist es, was durch die Erneuerung der Johannes von Müllerschen Auffassung glücklich beseitigt erscheint, sondern auch ein Verdikt über den Werth von neueren Systemen, die eine verhältnißmäßige Bedeutung in Anspruch genommen haben. Die üblichen Eintheilungen des gesammten weltgeschichtlichen Stoffes sind leider so sehr in das Bewußtsein der heutigen Menschen eingedrungen, daß selbst die Forscher auf diesem Gebiete sich wie Arbeiter verschiedener Fabriken empfinden. Um diesem Vorurtheil wirksam entgegenzutreten, bedurfte es eines gleichsam über den wissenschaftlichen Parteien hoch emporragenden Geistes, der aus langer Erfahrung heraus den einheitlichen Zusammenhang der Geschichtswissenschaft festzuhalten vermochte.

Nicht mit der Schlözerschen Neugierde umfaßt die Geschichte alle Ereignisse, die am Hoangho und am Jantsekiang wie am Tiber und und an der Seine sich zugetragen haben, sondern sie lebt in der realen Begrenzung von Völkerkreisen, welche eine sichtbare Rückwirkung auf einander geübt haben. Nicht aus der Schlosserschen Idee der Universalhistorie, nicht aus den philosophischen Voraussetzungen gewisser Absichten, welche vom Standpunkte einer höchsten Intelligenz in der Menschheit überhaupt zum Ausdruck kommen, sondern aus dem realen Zusammenhang gewisser Nationen, die sich auf dem bekannten Stückchen Erde historisch entwickelt haben, ergiebt sich der Begriff der Geschichte. Diese erneuerte Festsetzung einer zum Theil in Verwirrung gerathenen Vorstellung gibt dem großen Testamente Rankes seine Bedeutung. Dem gegenüber werden alle kleinlichen Bemerkungen über Auffassung und Darstellung einzelner Fragen, wie dergleichen unvermeidlich sein mögen, in ihr Nichts zurücksinken. Die Geschichte hat einen vermöge der immer weiter greifenden Spezialisirung dringend nothwendig gewordenen Kanon erhalten, welcher jedermann verständlich zu machen

geeignet ist, was er unter dieser Wissenschaft zu begreifen hat. Damit ist nicht gesagt, daß innerhalb dieses so bezeichneten Gebietes nicht eine Reihe von Aufgaben wäre, welche neu zu erfassen sein könnten, aber alles, was als Basis wissenschaftlicher Untersuchung gelten muß, ist hier gesichert; Umfang, Ziel und Methode haben ihre bestimmten deutlichen Grenzen erhalten. Ueber das Terrain wenigstens ist keinerlei Zweifel, welches der Historiker das seine zu nennen hat

II.

Ueber den Ursprung der gebräuchlichsten Geschichts-Perioden.

Als man die Idee der Weltmonarchien verließ, glaubten einige sehr untergeordnete Geister einen großen Fortschritt der Wissenschaft begründen zu können, wenn sie alle Geschichte in drei Theile zerfallen ließen. Sie faßten den Gegensatz zwischen dem Alterthum und der Neuzeit — als solche erschien ihnen die Epoche ihres eigenen Lebens — als das charakteristische Merkmal zweier weltgeschichtlichen Perioden und konstituirten eine dazwischen liegende Zeit von bald längerer, bald kürzerer, aber immer von unverhältnißmäßiger Dauer als „Mittelalter".

Ueber den Ursprung dieses Systems hat man in den letzten Jahren allerlei Untersuchungen angestellt, welche sich in manchen Punkten ergänzen und berichtigen ließen. Vor allem andern aber wäre die Frage ins Auge zu fassen gewesen, was durch diese Gliederung eigentlich erreicht werden wollte. Handelte es sich um die Entdeckung gewisser begrifflicher Bestimmungen, durch welche die Zeiten von einander sachlich unterschieden werden sollten, oder hatte man es dabei lediglich mit einem Formalprinzip zu thun, welches aus irgend welchen didaktischen Gründen seine Anwendung auf den Gesammtverlauf der Ereignisse finden sollte?

Ohne Zweifel war für die Gelehrten des 17. Jahrhunderts, denen die neue Eintheilung zu verdanken war, der eine wie der andere Gesichtspunkt von bestimmendem Gewicht. Sie hofften sachlich

ein Moment aufgestellt zu haben, durch welches die Dinge in zeitlicher Gruppirung zusammengefaßt werden sollten, und sie hielten es didaktisch auch für richtig, die ganze Masse des historischen Stoffes zu bequemerer Handhabung in gewisse Theile zu zerlegen. Würden sie nur die letztere Absicht gehabt haben, so würden sie mit ihrer neuen Weisheit offenbar weit hinter der Daniel'schen Weissagung zurückgestanden haben. Diese wollte nicht dem Leser sein Geschäft erleichtern, sondern sie hoffte vielmehr in der Aufstellung der Monarchien etwas dem geschichtlichen Laufe der Dinge sachlich Inhärirendes nachzuweisen. Aber auch die Gelehrten der neueren Zeit meinten ohne Frage mit der Aufstellung eines Begriffs von medium aevum nicht bloß einen leeren Namen gefunden zu haben, der sich als Titelüberschrift dem Gedächtniß leichter einfügen lassen werde. Ihre Absicht ging gewiß dahin, eine charakteristische Periode aus dem gesammten Leben der Völker zu einem einheitlichen Begriff zu erheben.

Es ist ein vollständiger Irrthum, wenn man Lord Bolingbroke zu dem Aufkommen dieses neuen Systems der Geschichte in Beziehung gebracht hat. So vieles Interessante und Beachtenswerthe der geistvolle Minister der Königin Anna in seinen Briefen über das historische Studium bemerkte, so berechtigt doch nichts zu der Annahme, daß er für die erwünschte Eintheilung der Geschichte in drei Perioden eingetreten, oder sich in einen Gegensatz gegen die alte Lehre von den Weltmonarchien gesetzt hätte. Was er behauptete, war nur dies, daß jemand, der seinem Lande nützlich sein wollte, ganz besonders die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts studiren und kennen müßte. Eben diese letztere Epoche fand er sich gedrungen in drei Perioden abzutheilen; es waren große Gesichtspunkte streng politischer Art, die für ihn maßgebend waren, wie der pyrenäische Frieden, wie das Jahr 1688, wodurch er ein ganz richtiges Verständniß für England und die neue Zeit an den Tag legte; aber von nichts war er weiter entfernt, als die Frage über die Perioden der Geschichte überhaupt, der Weltgeschichte, der Menschheitsgeschichte, oder wie man sonst zu seiner Zeit diesen Gegenstand nannte, irgend wie zu erörtern. Das einzige, was man Lord Bolingbroke zugestehen muß, ist seine ungemein ausgeprägte Ueberzeugung von der hohen

Merkwürdigkeit und Eigenthümlichkeit seiner Zeit; er hat ein außerordentlich starkes Bewußtsein von dem Jahrhundert, „in welchem wir," wie er bemerkt, „leben und sterben werden". Und noch mehr: er leitet den Beginn dieses Zeitalters politisch mit einer so außerordentlichen Klarheit und staatsmännischen Meisterschaft von dem Auftreten Ferdinands des Katholischen in der Geschichte ab, daß man leicht zu dem Irrthume kommen konnte, er habe damit ein Eintheilungsprinzip für die Weltgeschichte schaffen wollen, welches nachher von anderen nur adoptirt zu werden brauchte. Aber charakteristisch für die Unabhängigkeit seiner Erörterungen von der Frage der Dauer und des Schlusses des sogenannten Mittelalters ist der Umstand, daß unter den vielen Terminen, welche die Gelehrten später für die Wendung der Perioden anführten, genau genommen derjenige Lord Bolingbrokes, wenn auch sehr mit Unrecht, doch am wenigsten ins Gewicht fiel.

Immerhin mag man zugeben, daß Bolingbroke den Begriff einer modernen Geschichte kannte, allein hierin hatte er zu allen Zeiten Vorgänger. Das Bewußtsein, in einer besonderen, „eigenen" „neuen Zeit" zu leben, theilt Bolingbroke mit Zeitgenossen wie Clarendon und Burnet und mit einer Reihe von Franzosen. An einer Stelle macht er über diese Darsteller der jeweilig „neuen Geschichte" die tadelnde Bemerkung, daß sie sich in ihren Zeitgeschichten viel zu sehr in den Mittelpunkt der Ereignisse stellen. Aber auch lange vor Bolingbroke ist der Begriff der modernen Geschichte im Gegensatze zu früheren, älteren, längst vorübergegangenen Zeiten etwas ganz Allgemeines, Selbstverständliches.

Homines moderni, moderne Menschen zu sein, — hiervon hatte jedes Zeitalter ein vollgemessenes Bewußtsein und die Geschichtschreiber bedienten sich dieser Vorstellung zur Bezeichnung ihrer zeitgenössischen Arbeiten. Wichtig ist ohne Zweifel der Ausdruck moderni für den Ursprung eines Zeitbegriffes, der, wenn ich mich nicht täusche, besonders in Italien verbreitet war. Dort war es zuerst die Renaissance im Gegensatz zu dem Scholastizismus, was man modern genannt hat. In Deutschland wurde dem Begriff des Modernen schon im 14. Jahrhundert eine sehr bestimmte Beziehung auf die Geschichte und ihren Fortgang beigelegt, und wenn man diese Dinge,

wie es gewöhnlich geschieht, von der bloß äußerlichen Seite des Vorkommens von Namen und Titelbezeichnungen betrachten würde, so möchte man sagen, der Entdecker einer Periodisirung der Geschichte im Gegensatze von alter und neuer Zeit war Michael de Leone in Würzburg. Seine Schrift de cronicis temporum hominum modernorum trägt alle wünschenswerthen Merkmale eines geschichtlichen Periodenbaues an sich, wenn man auch gestehen muß, daß die Schlacht von Kitzingen, mit welcher nach Ansicht des gelehrten Würzburgers die „neue Zeit" beginnt, eben kein übermäßig hervorragendes Ereigniß der Weltgeschichte war. Im wesentlichen unterscheidet sich aber der Begriff Lord Bolingbrokes von der modern history nicht im mindesten von demjenigen Michaels de Leone; die Schriftsteller haben in beiden Fällen ein paar Generationen von Menschen zusammengenommen und ihre Zeit, als die dem modernen Menschen, d. h. dem eigenen Fühlen und Denken nächstliegende, mit dem Namen der „neuen Zeit" bedacht. In diesem Sinne hat es aber stets eine alte und neue Geschichte gegeben, solange die Welt steht. Petrarca rühmte die neue Zeit, bevor sie für uns Heutige überhaupt noch angefangen hat, und wiederum versichert Hutten 150 Jahre später, eine „neue Zeit" sei jetzt erst im Begriffe anzubrechen. Jener freut sich der erlebten, dieser der werdenden neuen Zeit, man darf bei beiden den auferweckten Sinn für neues Leben loben und bewundern, aber für die Geschichte geht aus diesen Thatsachen der unwidersprechliche Beweis hervor, daß der Begriff der Neuzeit nie etwas anderes sein konnte, als ein relatives Maß für eine bestimmte Reihe von Erscheinungen, die sich in der Nähe irgend einer Gegenwart befinden.

So gewiß Lord Bolingbroke nicht die Absicht hatte, etwas zu sagen, was sich auf eine objektiv giltige Periodisirung der Geschichte beziehen ließe, so wenig ist es andererseits zu leugnen, daß in seiner Zeit der Schulgebrauch und handwerksmäßige Betrieb der Weltgeschichte gewisser Eintheilungen bedurfte, um die vergessenen Weltmonarchien zu ersetzen, und den riesenhaft angeschwollenen Stoff in bequemerer Weise zu ordnen. In welcher Art und auf welchen Wegen man hier schließlich zu einer Dreitheilung der Geschichte gelangte, welche mit den noch heute üblichen Namen bezeichnet worden ist, wurde nicht ohne Glück in einigen neueren Untersuchungen der Gelehrtengeschichte

des 16. und 17. Jahrhunderts nachgewiesen.[1] Doch wird die Frage nach dem persönlichen Antheil einzelner Geschichtsforscher an der Feststellung der historischen Perioden allzusehr betont. Es wird nicht schwierig sein zu zeigen, daß die Grundvorstellung, welche dem neuen System der Geschichtseintheilung zur Unterlage diente, selbst uralt und nicht viel jünger ist, als die sachlich tiefer greifende und geistreichere Theorie der Weltmonarchien.

Wenn man aber gesagt hat, es sei wunderbar, daß mit der Lehre von den Weltreichen eine Reihe hervorragender Männer, wie Sleidan oder Bacon nicht zu brechen gewagt hätten, so ist dagegen zu erwidern, daß man vielmehr umgekehrt darüber erstaunen müßte, daß diese Auffassung fallen gelassen wurde. Denn dieselbe ist sachlich begründet, richtig und einfach genug, um niemals ganz verlassen werden zu können. Was sich daran als unbrauchbar gezeigt hat, ist nur das Zukunftsbild, welches diese Art von Philosophie in Bezug auf das entworfen hatte, was nach der vierten Weltmonarchie kommen sollte. Allein dieser prophetische Irrthum braucht niemand zu verhindern, die Richtigkeit der Beobachtung in ihrem retrospektiven Theile anzuerkennen.

Die Schwierigkeit der Aufrechthaltung des alten Systems lag nicht in einem sachlichen Irrthum, sondern lediglich darin, daß in dem wirklichen Hergang der Dinge immer neue Perioden entstanden waren, da doch die Welt nach der Auffassung jenes Systems längst untergegangen sein sollte. Indem sich das letztere Ereigniß immer mehr und mehr hinauszog und die römische Weltmonarchie immer weiter zurücklag, während sich neue Zentren von Mächten gebildet hatten, die mit der römischen Weltmonarchie ersichtlich nicht übereinstimmten, so war es nur natürlich, daß sich die Gelehrten endlich entschließen mußten, das alte historische System aufzugeben oder auf die eine oder die andere Art zu verbessern.

Bedeutendere Leute halfen sich lange Zeit hindurch mit einer Art von Kodizill, welches sie dem Testament des weisen Daniel anhingen, allein das Bedürfniß einer neuen Eintheilung war unzweifelhaft

[1] Vgl. von Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie, besonders S. 473—489.

vorhanden. Unmöglich wäre es ja nicht gewesen, die Auffassung vorwiegender Monarchien festzuhalten. Man hätte zu einer fränkischen, deutschen, spanischen, englischen Weltmonarchie fortschreiten können, allein es fehlte zu solcher Auffassung die Naivetät, der Muth und der Glaube. Man war sich zu sehr der Konkurrenz anderer Weltmächte, wie der Araber, der Mongolen, der Türken und selbst der Chinesen bewußt geworden, um eine Lehre festzuhalten, welche nur unter der Voraussetzung eines sehr beschränkten Gesichtskreises der Menschen aufkommen konnte. Trotz eines unleugbar richtigen Grundgedankens, der in der alten Theorie steckte, mußte sie einer Anschauung weichen, welche nach ihrem Ursprung und nach ihrem Inhalt bei weitem weniger gedankenvoll und viel oberflächlicher war.

Schon bei den klassischen Schriftstellern hat das Wort aetas eine Art von Doppelnatur angenommen, welche zu Vergleichungen anregte und zu Schlußfolgerungen drängte. Sehr früh sind die Beispiele des Gebrauchs des Wortes sowohl vom Lebenden, wie auch von der Zeit im allgemeinen. Wichtig ist, daß man sowohl von unserer Zeit (aetate nostra), wie auch von den Zeitaltern überhaupt (aetatibus heroicis etc.) zu sprechen pflegte. Eigentlich scheint in der aetas frühzeitig der Begriff des Menschenalters zu Tage getreten zu sein und für die Anwendung des Wortes auf einen bestimmten Zeitraum geschichtlicher Dinge ist ohne Zweifel der Umstand maßgebend gewesen, daß man zunächst dabei an den mittleren Durchschnitt der menschlichen Lebensdauer dachte.[1]

Die poetische Vorstellung von den vier Zeitaltern der Welt, welche sich nach den Metallen unterscheiden lassen, bildete den Uebergang zu einer noch kühneren Parallelisirung zwischen dem Lebensalter des einzelnen Menschen und der ganzen Menschheit. Wie man seit Hippokrates sieben verschiedene Lebensalter von der Kindheit bis zum Greisenthum annahm, so betrachtete man es seit Florus für sehr tiefsinnig, die Geschichte überhaupt nach den Lebensaltern des Menschen einzutheilen. Daß die sogenannte Menschheit ein Kindesalter gehabt habe, daß sie sich zur Jünglings- und Mannesgestalt

[1] Plinius: una aetate ante Iliacum bellum vgl. Forcellini. Man rechnete daher eine aetas als dreißig Jahre, circa, wie auch Servius und andere ausdrücklich bemerken.

emporarbeitete, war lehrreich und anziehend und es scheint, daß dieser Vergleich überhaupt etwas Bestechendes für viele Beobachter der menschlichen Dinge bis auf unseren heutigen Tag beibehalten habe. Ich kann mich schwer davon überzeugen, daß eine Analogie dieser Art für die Auffassung geschichtlicher Dinge etwas Nützliches bieten konnte, aber die Thatsache steht gleichwohl felsenfest, daß keine Vorstellung von der Entwickelung der Geschichte nachhaltiger und ausgiebiger gewirkt hat, als eben diese. Sie hat die konkurrirende Ansicht von den Weltmonarchien weit überflügelt und hat sich Jahrhunderte hindurch immer eingestellt, wenn jemand etwas besonders Geistreiches über die Entwickelung geschichtlicher Dinge sagen wollte. Eine ganze Reihe von Büchern wurde in den Jahrhunderten des Scholasticismus auf das alte fadenscheinige System der Epitome des Florus aufgethürmt.[1]

Auf diesem Wege der Analogie persönlicher und sachlicher Entwickelungsstufen hat sich der Begriff des Mittelalters bis in die neue Zeit, bis auf unsere Tage forterhalten, und es ist sehr begreiflich, daß es nicht gerade die gedankenvollsten und bedeutendsten Männer waren, welche sich zu dieser wenig sachlichen Anschauung hingezogen fühlten. Denn so verständlich es sein mag, wenn man von einem Manne, der weder ein Greis noch ein Jüngling ist, die Bezeichnung aetatis mediae gebraucht, so wenig kann es für treffend gelten, wenn man von einem gewissen Abschnitt der Entwickelung irgend einer Sache behauptet, daß sie sich in ihrem Mittelalter befände. Ein Ausdruck dieser Art ist nicht aus dem Gegenstande selbst her-

[1] Die Stelle ist bekannt genug, doch sei sie der Bequemlichkeit wegen hier beigefügt: Si quis ergo populum Romanum quasi unum hominem consideret, totamque eius aetatem percenseat, ut coeperit utque adoleverit ut quasi ad quandam juventae frugem pervenerit, ut postea velut consenuerit, quatuor gradibus Romae aetas distincta videbitur. prima aetas etc. Sehr komisch lautet gleich damals der Schluß der Theorie: a Caesare Augusto in saeculum nostrum haut multo minus anni ducenti, quibus inertia Caesarum quasi consenuit adque deconit, nisi quod sub Trajano principe movit lacertos et praeter spem omnium senectus imperii quasi reddita juventute reviruit. Vollen Ernst mag niemand recht mit der Theorie machen. Im Mittelalter war man konsequenter und bereitete sich doch wenigstens folgerichtig auf das Weltende vor, vgl. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen II. 299. Anm. 3.

geholt, sondern aus einer Aehnlichkeit abgeleitet, welche auf einem Verhältniß von ganz anderer Natur beruht. Sobald nun die Voraussetzung gemacht wurde, daß der Staat, die Kirche, die Welt überhaupt einen Vergleich gestatten mit dem Leben des Menschen, sprach man vom Jugendalter, Mittelalter und Greisenalter. Da aber wiederum die Anwendung des Ausdrucks Greisenalter auf eine Zeit, die man in seinem Bewußtsein als modern empfand, nicht empfehlenswerth erschien, so ging schließlich der Bezeichnung des Mittelalters auch dieser ursprünglich wenigstens metaphorische Nebenbegriff verloren und es blieb in demselben nichts übrig, als die prosaische und rein formale Vorstellung von etwas Mittlerem überhaupt, was zwischen zwei äußersten Punkten liegt. In dieser völlig inhaltsleeren verwässerten Bedeutung wurde das ursprünglich poetische Bild von der media aetas in die Geschichtsbücher der neuern Zeiten aufgenommen und erwarb sich nach der Faustischen Regel von dem Worte, wo Begriffe fehlen, eine Art abgöttischer Verehrung. Zur Entschuldigung seiner Beliebtheit läßt sich höchstens anführen, daß es einen großen Grad von Bequemlichkeit darbot, um eine gewisse Quantität von Jahrhunderten mit einem einzigen Worte auszusprechen. In diesem Sinne braucht sich auch niemand dieses Artikels seines Wörterbuchs zu schämen oder zu berauben und ich bin, wie sich von selbst versteht, weit davon entfernt, die höchst bequeme Ausdrucksweise zu bekämpfen.

Ein anderes ist es aber, wenn man die Frage erörtert, ob in dem Ursprung einer Bezeichnung, wie die erwähnte, ein wissenschaftlich zu billigender Grund und im fortdauernden Gebrauch derselben eine aus der Sache selbst hervorspringende Nothwendigkeit liege. Hierüber wird man sich verständigen müssen, ohne den formalen Werth eines eingebürgerten Wortes im deutschen Sprachsatz zu unterschätzen.

Verfolgt man indessen die äußerliche Geschichte der Vorstellung von den Lebensaltern im einzelnen, so wird man die Bemerkung machen, daß die bilderreiche Entwickelungstheorie des weitverbreiteten Römers, der selbst wohl dem eisernsten Litteraturzeitalter beizuzählen sein wird, die mannigfachsten Wanderungen, und zwar durch die verschiedensten Gebiete menschlicher Kunst und menschlichen Wissens angetreten hat, bevor dieselbe das Gebiet der Weltgeschichte mit unbeugsamstem Despotismus sich eroberte.

Zunächst bedurften die Grammatiker, Sprachforscher und Litteraten einer gewissen Klassifizirung ihres großen Stoffes, wobei sie sich zunächst mit Vorliebe auf die von Ovid beschriebenen Epochen des goldenen und silbernen, des ehernen und eisernen Zeitalters bezogen. Auch die Latinität der Menschen zeigte einen gewissen Verfall und forderte zu dem Vergleich der Jugend mit dem Alter heraus. In diesem Sinne sprach man denn von der Latinität mediae et infimae aetatis, nicht als ob dabei an Zeitgrenzen zunächst gedacht würde, sondern nur um die inneren Veränderungen zu kennzeichnen, welche sich in der Sprache selbst vollzogen hatten. Ohne Zweifel kann der Einfluß, den in dieser Beziehung die Philologen auf die Geschichtsforscher des 17. und 18. Jahrhunderts ausgeübt haben, nicht hoch genug angeschlagen werden. Wenn man das eklektische Verfahren beachtet, mit welchem gerade die ersten Vertreter der neuen Periodisirung der Weltgeschichte den Begriff des Mittelalters übernommen haben, so möchte man fast daran zweifeln dürfen, ob sie sich noch der vollen Bedeutung seines Ursprungs klar bewußt waren.

Mit gutem Recht wurde in neuester Zeit auf den sonst vergessenen Georg Horn in Leiden als einen der ersten, welcher die seither übliche Periodisirung der Geschichte eingeführt hatte, hingewiesen.[1] Die gerade für diese Zeiten sehr sorgfältig angestellten Untersuchungen F. v. Wegeles machen es wenigstens ziemlich wahrscheinlich, daß es kaum gelingen wird, noch viel Erhebliches in Bezug auf die Aufnahme der bekannten Eintheilung der Geschichte zu entdecken. Doch möchte ich keineswegs mit gleicher Bestimmtheit diesen oder jenen Gelehrten als den Entdecker des medium aevum bezeichnen, wie dies von anderer Seite geschehen ist. Immerhin liegt der Sachverhalt deutlich genug zu Tage, um sich ein volles Urtheil darüber zu gestatten, wie es zu der Eintheilung in eine alte und mittlere und neue Geschichte eigentlich gekommen ist.

Eben jener Georg Horn hat durch seine geschichtlichen Kompendien, deren Verbreitung seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

[1] Schmitz-Auerbach, Georg Horn, sehr beachtenswerth, aber nicht ohne einige Unrichtigkeiten. Voran ist die brevis et perspicua introductio ad universalem historiam zu beachten, über welche die obenstehende Analyse, in zweiter Reihe ist die noch unklarere Arca Noae herbeizuziehen.

ansehnlich genug war, sehr viel dazu beigetragen, auf alle sachlichen Eintheilungen des historischen Stoffes gänzlich zu verzichten und zunächst nur ganz äußerlich das, was in der Geschichte überliefert ist, in zwei große Maßen zu scheiden. Eine tiefere Gedankenarbeit durfte man hinter dieser Lehrbuchfabrikation überhaupt nicht suchen. Das ursprüngliche System Horns bestand in nichts anderem, als daß er alte und neue Geschichte sorgsam voneinander trennte. Seine Eintheilung ist aber so zufällig und äußerlich wie nur möglich, denn sie glaubt sich zwar über die Danielsche Weissagung weit erhaben, leistet aber nichts anderes, als eine mechanische Zusammenstellung aller einzelnen Theile jener Völker- und Ländergeschichten, welche in dem früheren System verständigerweise den Weltmonarchien subsumirt worden waren. Nachdem Horn die gesammte Weltgeschichte in eine vor- und nachsündfluthliche Periode getheilt hat, wovon die erste 1656, die zweite 3940 Jahre gedauert hätte, versichert er uns, daß die letztere wieder in eine alte und neue Geschichte zerfalle. Die alte Geschichte zerfällt in eine asiatische, afrikanische und europäische. Die neue ist europäisch, asiatisch, afrikanisch und amerikanisch. Die alte asiatische ist assyrisch, persisch, indisch, skythisch, hebräisch, lydisch, trojanisch. Die europäische ist während des Alterthums griechisch und römisch, wobei es fast erheiternd ist, daß in gedankenloser Adoption aller möglichen anderen Eintheilungsprinzipien nebenher der König Alexander die dritte Monarchie gründet, und in der Abfolge der römischen Geschichte mit rührender Anhänglichkeit an Florus auch die aetates der Jugend, der Mannbarkeit, des Greisenalters ungeschwächt zum Vorschein kommen.

Wann hört nun aber diese alte Geschichte auf?

Die Geschichte der Römer spaltet sich im Zeitalter der Greisenhaftigkeit, wie Horn richtig bemerkt, in ein occidentisches und orientisches Kaiserthum. Daß nun diese beiden Erscheinungen voneinander nicht getrennt werden können, ist klar. Horn besitzt daher auch genug logische Konsequenz, um zu sagen: die alte Geschichte hört auf, wo der letzte römische Kaiser von den Türken besiegt wurde. „Hierauf folgt", heißt es weiter, „die neue Geschichte." Diese ist, wie schon bemerkt, auf vier Welttheile ausgedehnt. Betrachten wir unsererseits hier nur die europäische neue Geschichte, so zerfällt dieselbe in eine

spanische, gallische, germanische, italische, polnische, brittanische, dänische, schwedische, moskovitische, venetianische, helvetische und belgische.

Dabei kommt nun ein fataler Umstand zum Vorschein, der aus der Ungleichheit des Aufhörers der alten Geschichte im ost- und weströmischen Reiche seinen Ursprung genommen hat. Denn bei Romulus Augustulus hat unser Geschichtsphilosoph mit anerkennenswerther Genauigkeit gemeldet: die römische Kaiserwürde sei bis auf Karl den Großen eingeschlafen. Nun ist aber nicht zu verkennen, daß zwischen Karl dem Großen und der Eroberung von Konstantinopel eine ansehnliche Menge Leute nicht bloß in Deutschland, sondern auch in den übrigen europäischen Ländern gelebt haben, die sich nicht in die alte Geschichte haben einfügen lassen. So ist man also genöthigt, in der neuen Geschichte bei jedem einzelnen Lande wieder zurückzugreifen und die Reihe der deutschen Kaiser und anderer Könige nachzuholen. Die Eintheilung der Geschichte in die alte und neue Zeit bietet auf diese Weise das Bild von zwei Händen dar, deren Finger sich ungleichartig ineinander geschoben haben. Man wird nicht behaupten können, daß diese Anordnung des Stoffes einen wissenschaftlich sehr beruhigenden Eindruck hervorzubringen geeignet wäre. Der Umstand, daß in verschiedenen ganz benachbarten Ländern die alte Geschichte noch ein Tausend Jährchen lang immer fortgeht, während daneben her schon der lichte Tag der neuen Zeit angefangen hat, giebt der ganzen Sache etwas Widerspruchsvolles. Und während man sonst das Licht der Geschichte gleich der Sonne immer vom Osten her zu leiten gewohnt war, entsteht nun die sonderbare Verwirrung, daß der helle Tag der neuen Zeit konsequent im Westen scheint, während das Morgenland in der Nacht der alten Geschichte steht.

Man braucht wahrhaftig einem braven Manne, wie dem gelehrten Horn, deshalb nicht gram zu sein, daß er mit seinen systematischen Bestrebungen so ins Gedränge kam und wirklich nicht viel Regelrechtes aus dem welthistorischen Kuchen zurecht zu schneiden wußte, aber wenn man nachträglich in unserer Zeit in alle diese plumpen Versuche einen besonderen Tiefsinn hineininterpretiren will, so scheint dies kein Zeichen besonderer Zunahme der wissenschaftlichen Erkenntniß dieser Dinge zu sein. Es lag für die Gelehrsamkeit des 17. Jahrhunderts auf der Hand, daß man mit der

Eintheilung in alte und neue Geschichte noch nicht weiter gekommen war, als man zur Zeit von Augustin und Eusebius gewesen war. Lästig blieb vor allem das Zusammenfließen der Zeitenströme an einer gewissen Stelle der tabellarischen Universalgeschichte, wo am Ende doch jeder von vornherein sich sagen mußte, daß ein sachliches und auf inneren Zuständen beruhendes Nebeneinanderlaufen von zwei total verschiedenen Geschichtsperioden wissenschaftlich nicht zu ertragen sei. Wo und wie man auch die alte Welt mit der angeblich neuen während der tausendjährigen Periode von dem Ende des weströmischen Reiches bis zur Eroberung von Konstantinopel in Vergleichung ziehen mochte, nichts deutete auf einen Unterschied so radikaler Art. Hier herrschte das Christenthum und dort, hier gab es Kaiser und dort, hier wurde die Kriegskunst verbessert und dort; und umgekehrt darf man hinzufügen: hier wurde das Pulver nicht erfunden und dort nicht, sondern in einem noch viel östlicheren Reich, auf welches man in der neuen und alten Weltgeschichte auch nach Horns System sehr wenig Gewicht legte.

Alle Bedingungen der Entwickelung gelten für das östliche und westliche römische Reich ganz gleich, und doch mußten äußerlich die Isaurier, Komnenen und Palaeologen in die alte Geschichte wandern, während die Karolinger und Staufer unzweifelhaft der neuen zugezählt werden sollten.

Das System bot, wie man sieht, eine Verlegenheit dar, welche nach Abhilfe zu schreien schien. In einem erneuerten Versuch der Periodisirung suchte sich Horn damit zu helfen, daß er die Geschichte der neueren Zeit von Karl dem Großen ab bis auf die Eroberung von Konstantinopel von der sonstigen neuern Geschichte absonderte und an diesem Punkte ein Wort einführte, welches vermöge seines dunkeln Ursprungs nichtsbedeutend genug schien, um sich zwischen die alte und neue Geschichte einschieben zu lassen. Nun wurden mit einemmale jene Kaiserreiche, welche in der früheren Eintheilung obdachlos geblieben waren, als imperia et regna medii et recentioris aevi bezeichnet, quae hodieque supersunt et durant.

War dies die glänzende Entdeckung des Mittelalters, so darf man sagen, daß es als ein Verlegenheitsbegriff zur Welt gekommen ist. So traurig und beschämend aber auch seine Herkunft sein mochte,

einem Bedürfniß des Schulbuchs war durch denselben abgeholfen, denn darüber konnte kein Zweifel sein, daß nach der ganzen Lage der Dinge es nicht dabei sein Bewenden haben konnte, die Geschichte der alten Völker bis an die Gegenwart des 16. und 17. Jahrhunderts heranstreifen zu lassen. So war denn die Dreitheilung und der gesegnete Mittelbegriff zwischen alter und neuer Zeit dem Gelehrtenformalismus allmählich zu einer Art von Glaubenssatz erwachsen.

Bezeichnend für diese rein äußerliche Schematisirung des geschichtlichen Stoffes ist der Umstand, daß weder Horn noch einer seiner Nachfolger in der Theorie der drei Weltperioden an Gesichtspunkte heranstreiften, welche etwa von Macchiavell für die Entwicklung des neueren Staatensystems geltend gemacht worden sind. Wenn man es für nöthig erachtet hat, den braven Horn ausdrücklich das Zeugniß auszustellen, daß er von Macchiavell nichts gewußt habe, so mag damit die Selbstständigkeit des neu entstehenden Systems in helleres Licht gesetzt worden sein, aber jeder, welcher in den Büchern Horns die mühselig seelenlose Geschichtsklitterung selbst betrachtet hat, wird ohnehin den Eindruck haben, daß von sachlicher Begründung aller dieser Dinge überhaupt nicht die Rede ist.

Indessen scheinen die Periodisirungsversuche Horns immerhin auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Denn wenn auch der Einfluß seiner sehr verbreiteten Bücher nicht im Einzelnen von Person zu Person leicht nachweisbar ist, so wird man dem gelehrten Christoph Cellarius doch kein Unrecht thun, wenn man ihn als eine Art von Schüler dieser neuen Richtung betrachtet.

Cellarius wurde durch seine Beschäftigung mit philologischen Dingen wesentlich bestärkt und aufgemuntert sich des dunkeln Begriffs des Mittelalters hätschelnd zu bemächtigen. Er hat selbst ein in mehreren Auflagen erschienenes Buch De latinitate mediae et infimae latinitatis geschrieben. Der Titel für diese Epochen der lateinischen Sprache stand längst durch Du Cange kanonisch anerkannt da und so war dem Reize der Anwendung des Wortes media aetas für eine gewisse Zeitperiode der Geschichte nicht leicht zu widerstehen. So hatte man sich für die Aufnahme eines Ausdruckes in das Lehrgebäude der Geschichte mehr und mehr entschieden, ohne sich noch Rechenschaft gegeben zu haben, wo die alte Geschichte aufhört und die neue anfängt.

Auch bei dieser weitern Verbreitung des dunkeln Namens wird man festzustellen haben, daß derselbe vorhanden war, bevor sich noch ein bestimmter Begriff mit ihm verbinden ließ. Nicht viel besser als Horn charakterisirt Cellarius das Mittelding, welches zwischen der alten und neuen Zeit gelegen haben soll. Selbst zeitlich aufgefaßt war für ihn das Mittelalter nichts, als ein Lückenbüßer, für dessen ursprünglich chronologisches Dasein nach und nach erst ein wissenschaftlich begreiflicher Inhalt aufgesucht worden ist.

Die Historia universalis ist zwar bereits auf dem Titel in antiquam et medii aevi et novam divisa, aber die verschiedenen Auflagen des Büchleins lassen ein ähnliches Schwanken der Periodenanfänge erkennen, wie noch bei Horn der Fall war. Das Beste dabei ist, daß Cellar für alle Fälle die Bezeichnung der Jahrhunderte sorgfältig konservierte, um seine Darstellung nicht in die Unhaltbarkeiten Horns verfallen zu lassen. Nachdem Cellarius das Christenthum für den entscheidenden Wendepunkt der alten Geschichte angesehen hatte, schwankte seine Periodeneintheilung erklärlicherweise so lange unsicher, bis er sich endlich für den Kaiser Konstantin einerseits und für die Eroberung von Konstantinopel als Anfangs- und Endpunkte des Mittelalters entschied. Er hatte also, wie man sieht, den alten Begriff von alter und neuer Geschichte im wesentlichen festgehalten, schnitt aber den zweiten oder christlichen Theil der Historia antiqua ab, und vergönnte sich nach dem Sprachgebrauche der Gelehrten, wie er versichert, den Ausdruck Mittelalter für diejenigen Jahrhunderte, welche sonst als die barbarischen im Gegensatze zu den klassischen genannt zu werden pflegten. Wie man behaupten könnte, daß diese formelle Abtheilung des Geschichtsstoffes aus einer tieferen Einsicht in den welthistorischen Zusammenhang entsprungen sei, wüßte ich nicht aus den Büchern Cellars zu entdecken, und es will mir scheinen, daß man einen großen Grad von Bewunderung für die Dreitheilung der Weltgeschichte schon von vornherein mitgebracht haben muß, um das Aufkommen der neuen historischen Theorie in der Gelehrtengeschichte nicht zu unterschätzen.

Von sachlichen Erwägungen, von einer wissenschaftlichen Beweisführung für die thatsächlich vor sich gegangenen Veränderungen im Leben der Menschen, oder der Staaten zur Zeit Konstantins des

Großen, oder zur Zeit der Eroberung von Konstantinopel findet sich bei Cellarius nicht ein Wort. Ja es muß unser Erstaunen erregen, wenn man in neuester Zeit mit großem Stolz auf Cellarius als Entdecker der welthistorischen Dreitheilung hingewiesen und im selben Athemzuge erklärt hat, die Periodisirung nach Konstantin dem Großen einerseits und nach der Eroberung von Konstantinopel andererseits ist eigentlich freilich unrichtig und werthlos. Die Logik, welche bei diesem historischen Raisonnement übrig bleibt, kann nur die sein, daß es weise, nothwendig und richtig sei, die Weltgeschichte gerade in drei Theile zu schneiden, und daß folglich jeder, der drei Theile daraus geschnitten, ein weiser Mann war.

Erwägt man die Dinge dagegen mehr nach ihren sachlichen Gesichtspunkten, so kann kein Zweifel sein, daß auch nach Cellarius die drei Theile gänzlich unsicher und ungleich verarbeitet worden sind, und daß fast jeder Forscher seine eigene Meinung über die Größe oder Kleinheit seiner Stücke für sich beibehielt. Mit einer wahrhaft naiven Zuschneidekunst wurde der Stoff in die Länge gezogen oder verkleinert, wie es eben dem Manne paßte, der sich in die Werkstatt einer Weltgeschichtschreibung begeben hatte. Justinian und Karl der Große, die goldene Bulle und Wicliff, die Eroberung von Konstantinopel und die Entdeckung von Amerika, das päpstliche Schisma, die Kirchenreformation und die Thesen von Wittenberg, aber auch der westphälische Frieden und selbst die französische Revolution haben seit des gepriesenen Cellarius Zeiten in buntem Durcheinander die Anfangs- und Endpunkte des historischen Begriffes vom barbarischen, christlichen, romantischen, jugendlichen, sagenberühmten, frommen, papistischen, beschränkten, grausamen, feudalen und finsteren Mittelalter beherrscht. Worin das Gemeinsame der Erscheinungen dieser Periode liege, oder wodurch sich dieselbe von anderen Zeitaltern unterscheide, darüber wurde kaum ernsthaft nachgedacht und gehandelt.[1] Man hielt an dem Worte fest und gab ihm den mannigfaltigsten Inhalt, indem man es zugleich als ein unbestreit-

[1] Ich besitze aus meiner Jugend ein Kollegienheft, wo sich ein Professor mehrere Stunden über den dunkeln Begriff bemüht hat und zu dem Schlusse kam: „Das Mittelalter ist die Zeit der Phantasie: die phantastische Zeit der Weltgeschichte nennt man das Mittelalter".

bares Dogma der Geschichte betrachtete, daß dieselbe in drei sachlich verschiedene Epochen getheilt werden müßte.

Diesen Gipfelpunkt starrer Systematik erreichte übrigens die weltgeschichtliche Auffassung in verhältnißmäßig sehr später Zeit, und nichts ist bezeichnender für den dunkeln Ursprung derselben, als daß man sich heute fast allgemein gewöhnt hat, die beiden Göttinger Gelehrten Gatterer und Schlözer für die eigentlichen Väter dieser Periodisirung anzusehen. In der That ist es aber eine der unglaublichsten Täuschungen, welche man der Welt bereitete, wenn man dem alten Gatterer die hauptsächlichste Verantwortung für die kanonische Festsetzung dieses Systems von zweifelhaftem Werthe zuschieben wollte. Wie wenig die Kritik geneigt ist, in Dingen, die nicht eben auf den ganz gewohnten Wegen der in Mode stehenden Richtungen der Forschung liegen, kühn hinausgeschleuderte Behauptungen zu kontrolliren, ist mir selten so deutlich entgegengetreten, wie in der Frage über die Periodeneintheilung von Schlözer und Gatterer. Seit einer Reihe von Jahren wiederholt es jeder Schüler, daß die so beliebte Eintheilung der Weltgeschichte von Gatterer und Schlözer herrühre. Man könnte glauben, daß die Bücher dieser Gelehrten zu den größten Seltenheiten der deutschen Bibliotheken gehörten.

Schlägt man dagegen die verschiedenen Werke der beiden Göttinger Universalhistoriker[1] nach, so wird man bereitwillig zugestehen, daß der eine wie der andere die Anschauung einer Geschichtswissenschaft im Sinne eines Aggregats von Erzählungen und Nachrichten aus der ganzen Welt und über alle Völker dieser Erde zu der ausschweifendsten Vollkommenheit erhoben hat. Was man aber weder bei dem einen noch bei dem andern finden kann, ist die klare und feststehende Periodisirung, wie sie der heutigen Schuljugend von früher Zeit als Glaubenssatz vermittelt wird.

In dem „Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdeckung Amerikens", Göttingen 1792, war nach den verschiedensten Ab-

[1] Vgl. oben S. 29 und 30, wo ich mich auch schon über das verdienstvolle Buch von Wesendonck ausgesprochen habe. Auffallend ist, daß sich Wesendonck, der nicht den leisesten Anlaß zu dem Irrthum gegeben, nicht schärfer über die willkürlichen und aus der Luft gegriffenen Behauptungen, die Büdinger in Bezug auf Gatterer in die Welt gesetzt hatte, aussprach.

wandlungen der Periodisirung der Geschichte in seinen früheren Büchern Gatterer zu folgender Eintheilung gelangt: „Erste Periode von 1800 Jahren: Adamisch-Noachische Periode von Adam, dem ersten Menschen bis zu Nimrod, dem ersten König. Zweite Periode von 1800 Jahren: Assyrisch-persische Periode von Nimrod, dem ersten König bis zu Alexander dem Großen, dem ersten weltherrschenden Europäer. Dritte Periode von 1800 Jahren: Von Alexander dem Großen, dem ersten weltbeherrschenden Europäer in der alten Welt, bis zu Colombo, dem ersten Entdecker der neuen Welt".

Wie man leicht sieht, ist diese Eintheilung nicht nur fundamental von der sogenannten Mittelaltertheorie verschieden, sondern sie stützt sich, um ihre Eigenthümlichkeit desto deutlicher zu zeigen, auch auf ein Zahlenverhältniß, das jede Verwechslung mit irgend einem andern System ausschließt. Denn indem Gatterer die Beobachtung gemacht haben will, daß die Perioden der Geschichte eine Dauer von 1800 Jahren hatten, wird ein Zeitraum von tausend Jahren, wie der, den man gemeiniglich Mittelalter nennt, in diesem System überhaupt nicht Platz finden können.

Die einzige Wahrheit, welche in der Zurückführung der Periodisirung des sogenannten Mittelalters auf Gatterer gesehen werden kann, liegt in dem Umstande, daß unter einer Reihe von Unterabtheilungen der dritten Periode auch eine vorkommt: „3. Seit dem Ausgang des abendländischen Kaiserthums von 476—622"!

Gatterer hat aber in einem seiner früheren Werke noch eine andere Periodisirung vorgenommen, in welcher ebenfalls gewisse Anklänge an die Vorstellung des Mittelalters neben Alterthum und Neuzeit gefunden werden konnten, ohne daß man doch deshalb berechtigt wäre, das letztere System von Gatterer herzuleiten. In dem kurzen Begriff der Weltgeschichte (Göttingen 1785) wurden sechs Perioden unterschieden. „1. Aelteste Sagengeschichte bis auf Mose, den ersten Geschichtschreiber, 2600 Jahre. 2. Weltgeschichte von Mose bis zur Herrschaft der Perser, über 1000 Jahre. 3. Von der Herrschaft der Perser bis zur Herrschaft der Römer, Parthoperser und Chinesen, 400 Jahre. 4. Von der Herrschaft der Römer, Parthoperser und Chinesen bis zu und mit der Völkerwanderung, 600 Jahre. 5. Von der Völkerwanderung bis zu und mit den Kreuzzügen,

fast 800 Jahre. 6. Seit den Kreuzzügen bis jetzt, ohngefähr 600 Jahre."

Um aber endlich keinen Zweifel zuzulassen, daß Gatterer in der vielbesprochenen Periodisirung unserer heutigen Geschichtschreiber seinerseits nicht das Allermindeste von einem Kanon für die Zukunft gesehen hat, so sprach er sich in einem seiner noch früheren Werke über die verschiedenen Möglichkeiten, die Geschichte einzutheilen, mit einer in der That anerkennenswerthen Verständigkeit und Kühle aus, welche seltsam gegen die neuesten Versuche kontrastirt, den Göttinger Professor zu einem Bahnbrecher für die Idee des Mittelalters hinzustellen. Denn in dem „Abriß der Universalhistorie nach ihrem gesammten Umfange" (Göttingen 1768) heißt es: „Die Historie kann verschiedentlich eingetheilt werden 1. in die große oder förmliche Geschichte, die, wenn sie die Ursachen und das ganze Triebwerk der Begebenheiten entdeckt, pragmatisch genannt wird, in die Jahrbücher oder Annales und in die historischen Beiträge, zu welchen die sogenannten Memoiren, Staatsnoten, Tagebücher, historisch-kritische Anmerkungen ꝛc. gehören. 2. in offenbare und geheime Geschichte oder Anekdoten. 3. in die allgemeine, besondere und ganz besondere Historie, Historiam universalem, particularem und singularem. 4. in die Historie des Alten und des Neuen Testamentes oder in die alte und neue, auch alte, mittlere und neue, 5. in die Naturgeschichte und Geschichte der Menschen". Letztere theilt sich nach Gatterer weiter in Religionsgeschichte, bürgerliche Geschichte, Gelehrten- und Künstlergeschichte.

Deutlicher kann die Nebensächlichkeit der Eintheilung der Weltgeschichte in alte, mittlere und neue Geschichte nicht hervortreten, als es hier geschieht. Und bezeichnend hierfür ist, daß die Kenntniß Gatterers von der erwähnten Dreitheilung schon in einem seiner frühesten Bücher zu Tage tritt, während eine Weiterentwickelung dieser Anschauung in den nachfolgenden Werken nicht beobachtet werden konnte, sondern vielmehr eine von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stärker werdende Entfernung von des Cellarius gelegentlichen Aufstellungen bei dem Göttinger Gelehrten hervortritt. Auch sein Kollege Schlözer hat eigentlich keinen größeren Wert auf den „Kanon" gelegt.

Schlözers Bemühungen auf dem Gebiete der Geschichte waren hauptsächlich dahin gerichtet, die sämmtlichen Völker der Erde in einer universalhistorischen Uebersicht zusammenzufassen; er ließ es sich daher besonders angelegen sein, eine mehr ethnographische Anordnung des Stoffes festzustellen, durch welche alle einzelnen Völkergeschichten zur Geltung zu kommen vermöchten. Er unterscheidet eine synchronistische und eine synthetische Darstellung der Weltgeschichte. In der letzteren sind eigentlich nur zwei Reihen von historischen Nationen zu bemerken. In der alten Geschichte sollen Assyrier, Meder u. s. w. bis zu den Römern und Byzantinern abgehandelt werden. Die neuere Geschichte fängt, Schlözers Anordnung zufolge, mit den Franken an und schließt mit den Chinesen. Es versteht sich ihm von selbst, daß bei einer synthetischen Anordnung des geschichtlichen Stoffes Zeitgrenzen, Periodisirungen und Epochen nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Anders ist es bei einer synchronistischen Anordnung. Hier kommt es dem Geschichtschreiber allerdings wesentlich darauf an, gewisse die Zeiten unterscheidende Hauptereignisse zu bezeichnen, durch welche sich eine Geschichtseintheilung nach chronologischen Gesichtspunkten bewerkstelligen läßt. Für diesen Fall stellte Schlözer ein Schema auf, welches in mehr als einer Hinsicht höchst eigenthümlich erscheint. „A. Alte Geschichte: 1. Von der Erbauung Roms bis Cyrus. 2. Von Cyrus bis Alexander. 3. Von Alexander bis Christus. 4. Von Christus bis Theodosius. B. Neue Geschichte: 1. Von Theodosius bis Mohammed. 2. Von Mohammed bis Karl den Großen. 3. Von Karl dem Großen bis Dschinkis Chan. 4. Von Dschinkis Chan bis Colom. C. Neueste Geschichte vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis jetzo".

Wie man sieht, gewährt diese Eintheilung manche groß gedachte Gesichtspunkte und der Geschichtschreiber, welcher nach diesem System den schwierigen Zusammenhang der Dinge von Dschinkis Chan zu Colombus aufzeigen wollte, würde gewiß eine seltene Leistung erfüllen. Aber vorsichtig genug bemerkt Schlözer, daß seine synchronistische Tabelle eigentlich etwas leisten soll, was nur sehr schwierig zu begreifen sein werde. „Diese Tabelle", sagt er, „ist nicht eher brauchbar, auch nicht einmal eher verständlich, als beim Schlusse des Collegii: oder vielmehr, sie wird es stufenweise und in der Maße,

wie die synthetische Abhandlung aus einem Zeitalter in das andere fortrückt, und die Personen oder Völker, die die Tabelle auszeichnet, kennbar macht."

Schlözer war ein viel zu feiner Kopf, um eine der Zeitfolge abgewonnene Periodisirung der Menschheitsschicksale als etwas so Selbstverständliches zu betrachten, wie dies heute jeder Schulmeister thut, der seinen Unterricht in der Geschichte mit der dogmatischen Versicherung beginnt: die Geschichte entwickele sich in drei Stufen, die mit den vielsagenden Namen der alten, mittleren und neueren Zeit belegt worden sind. Schlözer sollte für diese flache Weisheit wahrlich so wenig verantwortlich gemacht werden, wie Gatterer. Weder dieser noch jener hat sich die Sache so leicht gemacht, als man vorgibt, wenn man von angeblichen kanonischen Festsetzungen dieser beiden Gelehrten spricht.

Die mehr konstante als kanonische Eintheilung entspringt offenbar erst einem späteren Stadium der untergeordnetsten Hand- und Schulbuchs-Litteratur, und die Verknöcherung, in welcher heute diese Begriffe uns geläufig geworden sind, ist nicht etwa eine sieghaft durchgedrungene Erörterung, nicht als ein wissenschaftlicher Abschluß einer großen Frage anzusehen, sondern vielmehr der Bequemlichkeit zu verdanken, mit welcher sich die neuere Geschichtsforschung über alle Gegenstände hinwegzusetzen pflegt, die nicht eben einer in der Mode befindlichen sogenannten kritischen Richtung entsprechen.

So manches auch heute noch von Schlözer zu lernen wäre,[1] so wenig dürfte man sich auf seine Schultern gestützt fühlen, wenn man das Mittelalter als eine der menschheitlichen Entwickelung

[1] Als ein Beispiel dafür, wie leicht und spurlos oft die besten Beobachtungen früherer Gelehrten verloren gehen, während sie in nebensächlichen Dingen „kanonisch" behandelt werden, ist eine goldene Bemerkung Schlözers in seiner vielzitirten „Vorstellung seiner Universalhistorie". „Völkerwanderungen, ein unschicklicher Ausdruck, der verbannt werden sollte: denn dem Worte Wanderungen kleben einige Nebenbegriffe an, die die richtige Vorstellung dieser Begebenheiten erschweren". Ist es nicht merkwürdig, daß man heute, nach hundert Jahren, obwohl jeder Sachverständige sehr wohl weiß, wie verwirrend die Vorstellung von diesen „Wanderungen" wirkt, fast wie ein Liebhaber von Paradoxen erscheint, wenn man gegen eine so bekannte Thatsache wie die große (auch noch große) Völkerwanderung etwa bemerken würde, daß die Völkerwanderung des 19. mindestens zehnmal größer ist, als die des 4. oder 5. Jahrhunderts?

sachlich inhärirende Bestimmung zu betrachten fortführe. Es ist ein durchaus relativer Zeitbegriff, den Schlözer mit seinem Schema in die Welt gesetzt hat. Dieser Zeitbegriff verschwindet ihm, sobald er die ganze Reihe der Ereignisse in ihre wahren einzelnen Theile auflöst, sobald er die Völkergeschichte synthetisch darstellt. Und um das Maß der Mißverständnisse, zu denen Schlözer in der angedeuteten Richtung Anlaß bot, noch voll zu machen, so ist selbst der Name Mittelalter just von Schlözer vermieden worden und nicht ein einziges Wort in seinen Schriften berechtigt zu der Annahme, daß er die Epoche, die man so zu bezeichnen pflegte, durch irgend ein gemeinsames Merkmal als etwas in sich Ruhendes angesehen oder aufgefaßt hätte.

III.

Alterthum, Mittelalter und Neuzeit.

Ich muß mich an dieſer Stelle wiederholen, wenn ich nochmals feierlich erkläre, daß ich den deutſchen Sprachſchatz nicht um ein wohlangeſehenes, bürgerlich geltendes Wort beſchädigen möchte. Man wird den Ausdruck Mittelalter ſtets und mit gutem Rechte in den allermannigfaltigſten Bedeutungen gebrauchen. Wer durch die deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Städte wandert und vor verſchiedenen Steinrieſen bewundernd ſtehen bleibt, wird ſich nicht beſinnen, hier die reinſte mittelalterliche Gothik zu erkennen. Wer ſich im deutſchen Parlament über gewiſſe Abſichten einer zahlreichen Fraktion ausſpricht, dem wird das Wort Mittelalter auf der Zunge ſchweben, obwohl die Jeſuiten eigentlich erſt ſpäter geboren wurden. Wer im populären Vortrag einen ohngefähren Ueberſchlag über ein Paar Jahrhunderte machen will, wobei es auf etwas mehr oder minder nicht ankommt, der wird ſich ſtets mit gutem Erfolg des Wortes Mittelalter bedienen; er wird dahin verſtanden werden, daß von etwas geredet iſt, was etwa um den Kaiſer Karl den Großen herum liegt. Wer ſich aber als einen Profeſſor des Mittelalters berufen zu laſſen begehrt, wird, wenn ihm ſonſt nichts menſchliches begegnet, doch den Beweis geliefert haben, daß ihm ein Amt höher ſtände, als der Verſtand.

Der Frage jedoch, ob auf dem Grund der Wiſſenſchaft ein Begriff beſtehen kann oder nicht und ob ein vielgebrauchtes Wort auch einen ſachlichen Werth beſitze und in welchem Sinne, — dieſer Frage kann niemand aus dem Wege gehen, der es mit ſeiner Geſchichtsforſchung ernſt nimmt, und auf die Länge wird es unvermeidlich

werden, eine Revision der geläufigen Auffassung von den Perioden der Weltgeschichte eintreten zu lassen. Nicht daß ich glaube, Erörterungen, wie diese würden viel Erfolg erzielen, aber zwei Umstände werden den bisherigen Sprachgebrauch einschränken. Dem Beispiel Rankes werden einsichtige Männer folgen, man wird allmählich auch die populäre und die Litteratur der Schule auf einen höheren wissenschaftlichen Standpunkt heben, man wird die scholastisch schematisirende Anordnung des Stoffes zu verlassen sich gezwungen sehen, und zum anderen wird die fortschreitende und wechselnde Detailkenntniß der Dinge hier wie in anderen Fällen eine auflösende Kraft gegenüber dem dogmatisch festgehaltenen Begriff beweisen. Man wird sich durch die Einsicht in den wirklichen Zusammenhang von dem Zauber einer bloß eingebildeten Entwickelung mit ihren Stufen und Altersvoraussetzungen befreien.

Zunächst scheint indessen die Beliebtheit des Ausdrucks Mittelalter auch innerhalb der gelehrten Welt noch im Wachsen begriffen zu sein. Denn man spricht vom Mittelalter nicht nur im Hinblick auf die Geschichte der ganzen Welt, im Hinblick auf die gewöhnlich vorausgesetzte Vervollkommnung der Menschheit von Stufe zu Stufe, sondern auch den einzelnen Völkern und ihrer Geschichte prägt man die Signatur dieser Perioden auf, wie wenn man z. B. vom deutschen Mittelalter spricht, wo man doch offenbar das deutsche Alterthum im Sinne hat, oder wenn man die deutsche Geschichte abhängig denkt von einem Ereigniß, wie die Abdankung des Romulus Augustulus, oder wieder bei den Wittenberger Thesen in zwei verschiedene Hälften getheilt findet. Diese Einschnitte haben sich denn auch bei den meisten Menschen so festgesetzt, daß der historische Sinn infolge dessen im allgemeinen mehr Rückschritte als Fortschritte gemacht zu haben scheint.

Mit aller Vorsicht und vorschauenden Weisheit hat schon Schlözer auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche durch die falsch verstandene Bedeutung aller Periodisirung für die Totalauffassung der Geschichte entstehen müssen; mit den eindringlichsten Worten verwies er auf den Zusammenhang der Begebenheiten, der sowohl ein Realzusammenhang, als auch ein Zeitzusammenhang und überall die Hauptsache wäre. „Diesen Zusammenhang darf die Methode nicht

unterbrechen, sondern falls die Kette zu lang wird, sie höchstens durch Ruhepunkte, oder durch geschickte Vertheilung der Perioden, dem Gedächtnisse verkürzen." Man kann nicht besonnener den falschen Schlüssen aus dem Wege gehen, zu welchen die allzu große Betonung der geschichtlichen Einschnitte besonders den Anfänger in geschichtlicher Betrachtung verleitet. Sollte man von dieser Schlözerschen goldenen Lehre für den Unterricht Anwendung ziehen, so müßte man sagen, daß nichts nachtheiliger wirken kann, als jegliche Eintheilung der Geschichte, solange man noch den Inhalt der letzteren überhaupt nicht kennen gelernt hat. Denn eben aus diesem vorweggenommenen, dogmatisch hingestellten Schematismus ergiebt sich das Vorurtheil, als sei die Geschichte aus einer Reihe von Disziplinen zusammengesetzt, welche untereinander nur einen geringfügigen Zusammenhang hätten. Wer mit dieser vorgefaßten Meinung an das Geschichtsstudium herantritt, dem ist jeglicher Sinn für die flüssige Gestalt der historischen Erscheinung ein für allemale ertödtet.

Um indessen das Wesen des heute dogmatisch verbreiteten Schemas genau zu beurtheilen, wird man sich vor allem die Frage zu beantworten haben, ob dasselbe überhaupt sachlich begründet ist, ob es aus der Natur der geschichtlichen Entwickelung thatsächlich entsprungen, ob es den Dingen selbst innewohnt, oder ob es denselben nur äußerlich aufgepackt worden ist. So weit wird es doch wohl gestattet sein müssen, die allgemeine Logik auch auf die geschichtlichen Dinge anzuwenden, daß man sagen darf, nur im ersteren Falle kann das System überhaupt auf eine wissenschaftliche Geltung Anspruch machen.

Der entscheidende Punkt bei der Anwendung des dreigliedrigen Stufensystems der geschichtlichen Entwickelung liegt allemal in der einen Periode, welche zwischen alte und neue Zeit hineingeschoben worden ist. Man darf es völlig leugnen, daß durch diese Manipulation eine stärkere Einsicht in den Dingen vermittelt wurde, ganz abgesehen von dem haltlosen Ursprung des aus der Bildersprache entnommenen Ausdrucks Mittelalter. Sachlich betrachtet kann für niemanden das Verständniß des wirklichen Herganges der Dinge erleichtert werden, wenn er sich vorstellt, daß es Momente in der Geschichte gegeben habe, wo die Wirksamkeit jener Ideen aufgehört habe,

welche einen früheren Zeitraum beherrschten. Einen solchen plötzlichen Abbruch welthistorischer Kräfte zu vermuthen, würde man in dem einzigen Falle einigermaßen berechtigt sein, wenn man dabei immer nur an die allgemeinsten Gegensätze der Entwickelung dächte, wie etwa Heidenthum und Christenthum; aber auch bei diesen Antinomien würde man in ihrer geschichtlichen Erscheinung eigentlich nicht von einem Abbruch des Vergangenen gegenüber einer völligen Neubildung sprechen dürfen. In dem gesammten Geschichtsbilde, welches man unter dem Namen Mittelalter vorstellt, liegt die römische Welt so unbegraben da, wie die römischen Denkmäler in der Stadt Rom. Man pflegt immer zu sagen, wenn man nach Rom komme, so ginge einem der Sinn des Zusammenhanges der Weltgeschichte auf. In das Historiographische übersetzt, besagt diese Beobachtung nichts anderes, als daß uns der Kopf mit soviel dogmatisch schematisirendem Ballast vollgepfropft worden ist, daß man seine physischen Augen gebrauchen müsse, um sich von demselben wieder zu befreien.

Wenn jemand den Schaden bemessen wollte, welchen gewisse Schlagworte in der geschichtlichen Auffassung hervorgebracht haben, so müßte man die Phrase von dem Untergang des römischen Reiches, die Entdeckung des Mittelalters am Grabe des Kaisers Romulus Augustulus in erster Linie nennen. Denn nichts ist bezeichnender für die Verkehrtheit des eingeschlagenen Weges, als daß man unter den vielen Stationen, an welchen man den Staatswagen der alten Geschichte halten lassen konnte, schließlich bei derjenigen angelangt ist, welche jedenfalls die denkbar schlechteste, man möchte fast sagen, die gedankenloseste zu sein scheint. Man sprach vom Kaiser Augustus und von Jesus Christus, man sprach von Konstantin und Theodosius, lauter höchst eingreifende Personen, deren Schritte durch die Jahrhunderte deutlich vernehmbar waren, aber nein! recht bezeichnend für diese Art von geschichtlicher Betrachtung war es, daß alle diese Größen nicht gefielen, um an die Wende des Periodenlaufes gestellt zu bleiben. Dem kleinen Sinn und Verstand, der in der Sache das Szepter führte, entsprach es besser, ein kleines Ereignis, ein nichts, eine völlig nichtige Person, einen wahren Homunculus zu dem Grenzgott zu erheben, welcher zwei tausendjährige Epochen nach rechts und links hin voneinander scheiden sollte.

Und dieser äußersten Verkehrtheit durfte man nicht einmal den Ruhm streitig machen, daß sie ernsten Widerspruch gefunden hat. Die besten und bedeutendsten Gelehrten haben fast zu allen Zeiten darauf aufmerksam gemacht, wie das fragliche Ereigniß doch in der That auch nicht entfernt geeignet sei, einen charakteristischen Unterschied von Zeiten und Epochen zu verzeichnen. Auf ältere Geschichtschreiber machte es den Eindruck, als hätte man in eine volle Urne von Jahreszahlen gegriffen und wie bei einer Lotterie 476 gezogen.

„Die den Neueren so geläufige und die ganze Geschichtsgliederung beherrschende Annahme" — so sagte schon vor zwanzig Jahren Döllinger — „mit der Absetzung des Romulus Augustus sei das römische Reich des Westens erloschen und habe ein neues Zeitalter begonnen, hat damals nur Ein Zeitgenosse, der Chronist Marcellinus ausgesprochen. Alle anderen, Cassiodor, die Chroniken Cuspinians und Ruinarts, der alte mit Justin I. schließende Kaiser Katalogus, der Anonymus Valois, Marius von Avenche, Victor und Isidor, auch Beda wissen davon nichts. Das Ereigniß erschien ihnen nicht in diesem Lichte. Der Chronist Ruinarts bezeichnet vielmehr die 22 Jahre früher geschehene Ermordung des tapferen Aetius durch Valentinian III. als den Fall des hesperischen Reiches, das seitdem nicht mehr habe aufgerichtet werden können."

„Auch Prokopius hat in der Erhebung Odoakers kein so entscheidendes Ereigniß gesehen. Erst am Ende des achten Jahrhunderts urtheilt Paul Diakonus und im neunten der Grieche Theophanes wieder wie Marcellinus. In der That läßt sich auch kaum seit dem Tode des großen Theodosius und dem Aufgeben der unter ihm noch verwirklichten Reichseinheit ein Zeitpunkt bestimmen, in welchem wirklich ein dem östlichen einigermaßen ebenbürtiges und selbstständiges weströmisches Reich bestanden hätte. Nur etwa von der früheren Regierungszeit des Honorius ließe sich dies sagen. Ohnehin verstand es sich der allgemeinen Anschauung gemäß von selbst, daß es nicht zwei Römerreiche geben, daß nur ein einziges, wenn auch von zwei Kaisern nach getheilten Gebieten beherrschtes Imperium Romanum bestehen könne."

Ist es nun nicht sehr merkwürdig, daß in unserer kritisch-historischen Forschungszeit, wo jede kleinste Frage eine Sturmfluth

von Untersuchungen hervorbringt, Aussprüche wie die eines so gewiegten Kenners der Geschichte nicht einmal den mindesten Eindruck machen, um nur die fundamentale Frage der ganzen Gliederung der Weltgeschichte einer abermaligen Revision zu unterziehen? Zeigt sich hierin nicht eine auffallende Gleichgiltigkeit gegen alles, was von prinzipieller Bedeutung in der Geschichtswissenschaft ist?

Döllinger hat in seiner Abhandlung über das Kaiserthum Karls des Großen nichts weniger im Sinne gehabt, als sich über die den Neuern so geläufige Geschichtsgliederung zu verbreiten; was er, wie oben bemerkt, darüber sagt, ist eine gelegentliche, aber vielleicht eben deshalb um so werthvollere Aeußerung. Ganz unabsichtlich drängte sich dem umsichtigen Forscher bei der Untersuchung über die abendländische Kaiserfrage die Beobachtung auf, daß es überhaupt sehr schwer sein würde, vom Standpunkt der Kaiseridee einen Einschnitt tief greifender Art im Fortgange der Geschichte zu begründen. Der Thatsache, daß das römische Kaiserthum nach seinem Wesen und seiner rechtlichen Bedeutung, vorzugsweise vermöge der ihm zu Theil gewordenen Anerkennung im Westen wie im Osten, überhaupt gar nicht aufgehört habe, — dieser offenbaren Thatsache konnte sich eigentlich nie jemand ernstlich verschließen. Der leidenschaftlichste Schematismus selbst eines Horn oder Cellarius mußte sich am Ende zu dem Bekenntniß entschließen, daß sachliche Veränderungen in dem Zustande der Welt immer doch nur aus Anlaß wirklich epochemachender Ereignisse eingetreten sein können. Da fällt doch der Kaiser Augustus mit der in seine Regierung fallenden Geburt Christi wahrlich schwerer in die Wagschale. Aber an dieser Kleinigkeit geht die „alte Geschichte" stillschweigend vorüber; mit einer für das Große abgestumpften Pedanterie wendet sie sich zu einem nichtssagenden Ereigniß und verkündet hier: nun ist's genug mit der alten Geschichte, jetzt folgt das „Mittelalter". Das nennt man Wissenschaft!

Zuweilen machte noch der Kaiser Justinian der mittelalterlichen Theorie einige Schwierigkeiten, aber allmählich wußte man das arme „Byzantinerreich" in den Darstellungen der Weltgeschichte so in die Ecke hinein zu schieben, daß sich schließlich die gelehrten Gemüther auch über diesen Umstand zu beruhigen wußten; beim Unterricht war schon dafür gesorgt worden, daß man die byzantinischen Kaiser als

höchst lästig ohnehin überging. So entfernte sich — man könnte die Verschlimmerung in dem Geschichtsbetriebe hier mit Händen greifen — von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Gesammtauffassung der Dinge mehr und mehr von der Wirklichkeit und gestaltete sich in den meisten Köpfen zu einem vollkommenen Phantom. Eine Weltgeschichte, ja überhaupt irgend eine Geschichte, in welcher ein Justinianus kein rechtes Obdach finden kann, weil man eigentlich nicht weiß, gehöre er in die alte Geschichte, oder ins Mittelalter, fürwahr ein solches Bild vergangener Zeiten ist überhaupt nicht werth, gemalt oder geschrieben und im Gedächtniß aufbewahrt zu werden.

Da lag denn wahrlich noch ein großer Verstand darin, wenn man sich sagte: die Kaiseridee der Römer sei erst in ein neues Stadium getreten, als Karl der Große sie zum Mittelpunkte von neuen Staatengruppen machte. Aber freilich dann mußte man den Muth haben, die alte Geschichte bis zu diesem Zeitpunkt wirklich hinzuleiten und sein Mittelalter mit der Uebertragung des Kaiserthums auf die Franken anzufangen. Da sitzen wir dann zwar auf der Sandbank der päpstlichen Lehre von der translatio imperii, aber man hätte doch immerhin die Beruhigung, daß man an einem unzweifelhaft großen, welthistorischen Moment Halt gemacht.

Auf den vielverschlungenen Pfaden der modernen Periodisirung ist man, wie früher gezeigt wurde, thatsächlich zuweilen auch auf die Erscheinung Karls des Großen gestoßen; man erzeigte ihm die Ehre, Anführer des Mittelalters zu sein. Indessen war es doch sehr begreiflich, daß man diesen Karl nicht als einen Deus ex machina erscheinen lassen konnte und seine Geschichte führte immer wieder auf die Franken und ihre Könige, und ihr Erscheinen auf die sogenannte Völkerwanderung zurück. Wenn Schlözer daher die neue Staatenwelt mit den Franken beginnen läßt, so haben andere bemerkt, daß ihr Auftreten für die alte Welt bei weitem weniger erschütternd war, als das der Gothen und verwandten Völker; man befand sich mit einem male wieder um ein paar Jahrhunderte zurück und fast in die Zeiten von Augustus versetzt.

Es schien also allerdings verhältnißmäßig das Bequemste, das Mittelalter wieder mit der Völkerwanderung zu eröffnen. Man hatte damit wenigstens einen Begriff, der so unbestimmt und, was seinen

Inhalt anbelangt, über eine so lange Zeitdauer sich verbreitete, daß man nicht leicht in die Gefahr kommen konnte, bei diesem oder jenem Einzelfaktum angepackt zu werden.

Die Völkerwanderung! Wenn man nur wüßte, wann sie eigentlich begonnen hat. Ich muß bei dieser Gelegenheit auf einen Irrthum zurückkommen, den man leichtsinnig in Bezug auf Macchiavelli neuestens verbreitet hat. Die Eingangsworte seiner „Florentinischen Geschichten", die von all dem Scharfsinn Zeugniß geben, welcher den italienischen Denker auszeichnet, wurden mit seltsamer Gewaltsamkeit so interpretirt, als hätte er behauptet, das Mittelalter beginne mit der Völkerwanderung. Man hat sich sogar darüber gewundert, daß spätere Forscher von der von Macchiavell so schön erkannten Wahrheit wieder abgewichen seien. Wer indessen die Worte der „Florentinischen Geschichten" erwägt, dem wird es leicht verständlich sein, daß eine Abweichung von einer Ansicht nicht stattfinden konnte, welche nie entfernt bestanden hat. Denn was Macchiavell betont, ist gar nichts anderes, als die statistische Beobachtung, daß in den Ländern zwischen der Donau und dem Rhein eine Ueberproduktion von Menschen herrsche, eine Wahrheit, welche bekanntlich heute ebenso zutreffend ist, wie in den Zeiten der Cimbern und Teutonen. Und in der That, Macchiavell gedenkt ganz ordnungsgemäß erst der Cimbern und Teutonen, läßt die Visigothen an der Donau auftreten und erzählt dann weiter, wie durch die Unachtsamkeit der oströmischen Kaiser die Barbaren immer zahlreicher in den westeuropäischen Ländern seßhaft wurden.

Wird man also die Völkerwanderung mit den Cimbern zu beginnen haben? soll man den germanischen „Wanderungen" im vierten Jahrhundert erst die einschneidende Bedeutung einer Epochenbildung zuschreiben, soll man nicht vielmehr das Mittelalter mit dem ersten Zusammenstoß von Germanen und Römern in Gallien unter Cäsar anfangen, oder dürfte nicht die Hermannschlacht im Teutoburger Walde ein passender Ausgangspunkt für die Ereignisse einer neuen Weltperiode sein? Auf alle Fälle hat es Macchiavelli vermieden, auf diese Fragen Antwort zu ertheilen und seine an sich wichtige Beobachtung besagt so gut wie nichts für die wissenschaftliche Gliederung des welthistorischen Stoffes.

Wer die Völkerwanderung zur Grenze der alten Geschichte macht, muß demnach mindestens einen Zeitraum von 600 Jahren umschreiben und kann sich nicht beklagen, daß die Umwandlung der Perioden seines Systems sich allzu rasch vollzieht. Was eine solche Eintheilung nützen sollte, beibt aber daneben unbestimmt. Epochen dieser Art werden manchmal als Uebergänge dargestellt, es wäre aber schwer zu sagen, welcher Zeit der Charakter eines Ueberganges eigentlich abzusprechen sei. Die Welt befindet sich in einem fortwährenden Uebergang von einem Zustand in den andern.

Genau dieselbe Schwierigkeit ergibt sich, wenn man den Versuch macht, das Mittelalter irgendwo zu schließen. Sehr beliebt ist in dieser Beziehung die Entdeckung von Amerika geblieben, und sie bietet wenigstens den Vortheil eines bestimmten und unzweifelhaften Zeitpunktes dar. Denn unter der Voraussetzung, daß jener ein Entdecker sei, der einen bis dahin unbekannten Welttheil an einem geographischen Punkt zuerst betreten, hat Columbus dem alten Europa eine neue Welt erschlossen. Daß es eine geraume Zeit bedurfte, um die Wirkungen des Ereignisses an den Tag zu bringen, soll hier nicht als Einwand gegen die Bedeutsamkeit desselben erhoben werden. Viel bedenklicher dagegen ist der Umstand, daß in der ganzen europäischen Welt niemand vorhanden war, der das Ereigniß zu seiner Zeit zu schätzen wußte, oder eine Ahnung davon hatte, daß dasselbe eine Veränderung in den Verhältnissen der Menschen hervorzubringen geeignet sein werde. Man kann wenigstens nicht behaupten, daß die Entdeckung des Columbus im Bewußtsein der Zeitgenossen in ihrer Bedeutung erkannt worden sei, oder daß die Menschen das Ereigniß abzuschätzen in der Lage gewesen wären. Als Zeitmaß für die Periodisirung der Geschichte gewählt, dürfte zum mindesten nicht geleugnet werden können, daß das Ereigniß nicht eben zu den rasch wirkenden zählte, und darin der Eroberung von Konstantinopel nachstand.

Außerdem ist es aber auch noch die Frage, ob man eigentlich die Entdeckung von Amerika in einer Geschichte, welche doch auch in der neueren Zeit sich gemeiniglich nur mit den Schicksalen Europas beschäftigt, passend als den entscheidendsten Wendepunkt der Zustände des alten Welttheiles betrachtet. Es wäre eigentlich billig, daß nach

dieser Periodisirung der Schwerpunkt der geschichtlichen Darstellung auch in den neuen Welttheil verlegt würde. Denn für den Europäer bleibt es eine offene Frage, ob die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien nicht wichtiger war, als nach Westindien. Nur wer sich auf den amerikanischen Standpunkt stellt, sei es daß er die Zukunft der menschlichen Entwickelung in diesem Welttheil überhaupt erblickt, sei es, daß er als amerikanischer Bürger den Strom der Weltgeschichte zu mächtiger Ausmündung in die gewaltige Unionsgeschichte leitet, kann mit voller Beruhigung behaupten: einer der zwei größten Wendepunkte, welche die Menschheit in ihrem Dasein erfahren hat, war die That des Columbus.

Bleibt dagegen der Geschichtsdarsteller auch nach der Entdeckung von Amerika recht und redlich in seiner ursprünglichen Heimath, nährt sich nach wie vor fast ausschließlich von den Geschichten und Begebenheiten der europäischen Völker, läßt Jahrhunderte vorübergehen, bis er nur wieder ernstlich einmal auf Amerika zu sprechen kommt, so begreift man dann eigentlich nicht, warum nun gerade unter den zahllosen Entdeckungen der schifffahrenden Völker im 15. und 16. Jahrhundert, so hoch man auch Columbus stellen mag, die tapfere und glänzende Unternehmung des Genuesen einen Einschnitt in die Weltgeschichte zu machen bestimmt gewesen sein sollte. Es soll hierbei nicht noch besonders auf die näheren Umstände hingewiesen werden, welche die Unternehmungen Columbus' heute nicht mehr in dem außerordentlichen Lichte erscheinen lassen, wie ehedem wo man von der von Toscanelli schon gesuchten Ueberfahrt nach Zipangu noch wenig wußte. Die große That des Genuesen wird nicht erniedrigt, wenn man bemerkt, daß Gatterer und andere sie ein wenig überschätzten. Für die Frage, welche hier zunächst nur zu beantworten ist, ergiebt sich auf alle Fälle die sonderbare Thatsache, daß die geläufige Geschichtsgliederung zufälligerweise nicht einmal auf die entscheidendsten Punkte zu greifen verstanden hat, um ihr System von drei Perioden zu stützen.

Wie dem aber auch sein mag, der Werth einer wissenschaftlichen Eintheilung kann jedenfalls nur daran erprobt werden, daß die einzelnen Glieder des Systems sich in gewisser Art als ein Ganzes darstellen, daß in ihnen ein Begriff zum Ausdruck kommt, der sich

in Worte kleiden läßt. Aber noch niemandem ist es wohl gelungen, zu sagen, was denn eigentlich inhaltlich das Mittelalter vorstellt. Die ganz rohe Schematisirung, die sich beim Aufkommen dieser Periodisirung erkennen ließ (s. oben S. 240—242), ist bis auf den heutigen Tag nicht zu einer begrifflichen Erklärung darüber gelangt, was dem Mittelalter eigenthümlich und wodurch es sich von neuerer und alter Zeit unterscheidet. Wenn man von der chronologischen Definition absieht, mit der man sich gemeiniglich begnügt, so gelangt man bald zu Redensarten, die man kaum noch ernsthaft nehmen kann. Man spricht in Bildern, man spricht vom Jünglingsalter der Völker, oder man lobt das Zeitalter der vorherrschenden Phantasie, man geht so weit, den Höhepunkt der päpstlichen Macht zur Charakteristik des Begriffs herbeizuziehen, aber nur zu bald hat noch jeder, der diesen langen Zeitraum zu definiren unternahm, bemerkt, daß es ein vergebliches Bestreben sei, diese Masse von Erscheinungen sei es politisch, sei es kulturell irgend einer Idee unterzuordnen. Wer aufrichtig und ehrlich ist, der lehrt sein tausendjähriges Reich des Mittelalters mit dem einfachen Eingeständniß, daß die ganze Sache keinen anderen Sinn habe, als den, in der langen Reihe von Jahrhunderten eine Pause eintreten zu lassen. Einen anderen als rein chronologischen Zweck mit diesen Perioden zu verbinden, kann keinem gewissenhaften Denker der Geschichte heute einfallen.

Und damit steht man vor der Frage, ob es für die Wissenschaft nicht würdiger wäre, den Gebrauch ganz inhaltsleerer Kategorien mehr und mehr einzuschränken, ob man sich nicht besser von einer Systematik emanzipiren würde, welche auf einer reinen Aeußerlichkeit beruht, und in welcher auch nicht die Ahnung eines tieferen wissenschaftlichen Kernes steckt.

Vor allem wäre zu verlangen, daß mindestens bei dem Gebrauch des Wortes Mittelalter nicht eine Täuschung unterhalten werde, es sei damit auch sachlich ein Begriff gegeben, dessen tiefe, gleichsam mystische Bedeutung erst noch zu Tage kommen müsse. In dem Sinne einer gewissen äußerlichen Zusammenfassung von Jahrhunderten wird man die bequemen Worte: alte, mittlere und neuere Zeit noch lang und gerne gebrauchen; wofür dagegen die Wissenschaft zu sorgen hätte, wäre die Beseitigung mißbräuchlicher Vorstellungen

und prinzipieller Irrthümer über die sachliche Bedeutung des „Systems".

Doch dürfte diese Polemik gegen eine gedankenlos in unserer Zeit fortgepflanzte Eintheilung der Geschichte dem Wesen nach als eine Ilias post Homerum erscheinen, wenn man sich an dieser Stelle noch einmal erinnert, daß der Altmeister der Geschichtschreibung ohnehin in seinem weltgeschichtlichen Testament die ganze Sache stillschweigend und ohne viele Worte einfach über Bord geworfen hat. Man könnte nur von Herzen wünschen, daß damit genug geschehen sei, doch läßt sich nicht verkennen, daß die erfreuliche Thatsache kaum bemerkt zu sein scheint. Bei dem allmählichen Erscheinen der inhaltschweren Bände von Rankes Weltgeschichte pflegt man kaum darauf zu achten, daß sie in der Form eine wichtige Neuerung enthalten, welche mit Plan und Absicht die Einheit des geschichtlichen Bildes zum wahren Kanon der Wissenschaft erhebt.

IV.

Von der Wirksamkeit der geschichtlichen Ideen.

Wenn der bisher übliche Periodenbau geschichtlicher Darstellungen nicht genügt, so wird man deshalb schwerlich zu der Behauptung fortschreiten wollen und dürfen, daß die Historie im Gegensatz zu allen anderen Gebieten menschlichen Wissens überhaupt einer systematischen Betrachtung widerstrebe, und alles, was sie mitzutheilen habe, wie die Perlen an der Schnur ohne Ende, sich aneinander reihe. Wäre eine solche Folgerung berechtigt?

Aus den verschiedensten Gesichtspunkten heraus gewinnen die Wissenschaften die Eintheilung ihres Stoffes. In der Geschichte liegt das Maß der Dinge zunächst in der Absicht vorgezeichnet, welche die Darstellung jeweils im Auge hat. Aber auch sachliche Gründe sind für Theilung und Zusammenfassung der Thatsachen bestimmend. Ganz richtig hatte schon Schlözer bemerkt, daß alle geschichtlichen Vorgänge jedesmal einen doppelten Durchschnitt möglich machen, eine horizontale und vertikale Ebene bilden, eine räumliche und eine zeitliche Ordnung bedingen. Alles geschichtliche Werden hat ein Nebeneinander und ein Hintereinander; Schlözer fordert daher ganz entsprechend eine synthetische und analytische Darstellung. In diesen durch den historischen Stoff gegebenen Verhältnissen vermag die ordnende Hand des Darstellers im Grunde unendlich wenig und andererseits doch unendlich viel zu thun.

Der historische Stoff läßt sich räumlich und zeitlich in mannigfaltigster und man möchte fast sagen willkürlichster Weise begrenzen.

Aber es giebt hierin ein gewisses Maß, welches keine gewissenhafte Darstellung überschreiten kann. Die Perioden des Niedergangs in der Historiographie sind dadurch gekennzeichnet, daß der Gesichtskreis der Historiker unter das in den Dingen selbst liegende Maß der Einschränkbarkeit herabsank. Denn in den Thatsachen spricht sich überall ein objektiver Zusammenhang sowohl in räumlicher wie zeitlicher Beziehung aus, welcher sich nicht durchbrechen läßt. Wer aus bloß subjektiven Gründen das Zusammengehörige in dem Maße scheidet, daß dadurch das Wesen der Sache selbst unverständlich wird, liefert eine Karrikatur der Wirklichkeit, welche im einzelnen sehr genau und im ganzen doch ein Zerrbild sein wird. Auf diesem Standpunkt einer einseitigen und die Perspektiven vollständig verschiebenden Behandlung des geschichtlichen Stoffes steht der Spezialist nicht selten. Aber seine Thätigkeit ist dadurch keineswegs wissenschaftlich unberechtigt, er darf nur nicht das Spezielle zum Maßstab des Allgemeinen machen wollen.

Wer seine Forschung in zeitlicher oder räumlicher Beziehung auf engere und engste Kreise einschränkt, von dem kann nicht erwartet werden, daß er seine Darstellung jedesmal demselben Schema anpaßt, welches für einen im weiteren Sinn gefaßten Zeitraum, oder für einen größeren Kreis von Ländern und Welttheilen sich erprobt haben mag. Wer die Geschichte der römischen Kaiserzeit im speziellen darstellt, dem mögen sich Eintheilungsgründe seines Stoffes bieten, die auf dem Standpunkte der Weltgeschichte von verschwindender Bedeutung sein können; wer die deutsche Kaiserzeit des 11. und 12. Jahrhunderts schildert, hat andere Knotenpunkte der Entwickelung zu beachten, als wer die Kreuzzüge zur Anschauung bringen soll.

In allen diesen Fällen handelt es sich um ein reines Formalprinzip. Man kann geschichtliche Dinge selbstverständlich unter den verschiedensten Gesichtspunkten zusammenfassen. Man kann dabei auf die Verfassung der Staaten vorzugsweise sein Augenmerk richten, man kann dem Krieg und seinen Folgen eine vorwiegende Beachtung zuwenden, man kann mehr den geistigen Potenzen des Völkerlebens nachspüren. Es giebt ohne Zweifel eine wohlberechtigte Gliederung der Geschichte nach den großen Religionsstiftern, oder nach den Re-

formatoren des Christenthums und der Kirche, es ist kein Grund abzusehen, warum man nicht die römische Geschichte im Zeitalter der punischen Kriege unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammengefaßt vorstellen sollte; und die französische Revolution ist als ein besonderes Ereigniß gedacht, jedenfalls ein Stück der Weltgeschichte, welches wie ein mehraktiges Drama dahin fließt.

Alle diese Eintheilungen, Zusammenfassungen, Periodisirungen und Schematisirungen ergeben sich aus den vielfachen Aufgaben der Wissenschaften; man sagt fast etwas Triviales, wenn man bemerkt, daß die Wissenschaft in tausendfältiger Weise gegliedert und abgetheilt werden darf und muß. Aber woran gemeiniglich weniger gedacht wird, das ist der Umstand, daß in Periodisirungen dieser Art ein subjektives Moment das maß- und ausschlaggebende ist. Es ist der Standpunkt des Betrachters, des Forschers, des Darstellers, der in solcher Fassung eines geschichtlichen Problems zum Ausdruck gelangt.

Etwas ganz anderes dagegen ist die Frage, inwieweit in der uns bekannten Geschichte objektive Perioden liegen und zu finden sind und ob überhaupt eine Gliederung der geschichtlichen Dinge aus dem Wesen und der Natur derselben zu entnehmen sei. Hier ist der Punkt, wo für die Geschichtsforschung die eigentliche Schwierigkeit beginnt, wo vielleicht erst die Untersuchung anzufangen und einzusetzen hätte, wenn man sich mit voller Klarheit darüber Rechenschaft zu geben versuchte, welche thatsächlichen und natürlichen Perioden die Menschheitsgeschichte aufweist.

Der Geschichtsforscher im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes (s. oben Abschnitt III. IV) ist in dieser Beziehung in großem Nachtheil gegenüber dem Geschichtsforscher im weitesten Sinne des Wortes, dem Naturforscher, dem Kulturhistoriker. Wer den Neanderschädel neben den eines heutigen Europäers stellt, sieht ohne Zweifel, daß mit dem Menschen aus jener und dieser Epoche eine Veränderung vor sich gegangen ist, die nicht bloß als eine zufällige Ansicht des Beobachters gelten kann. Wenn der Naturforscher demnach die Zwischenschädel aufzufinden so glücklich wäre, so müßten ihn die Thatsachen selbst belehren, daß die Entwickelung dieser Menschen auf einer realen Veränderung ihrer Schädel stattgefunden hat. Nicht er ist es also, der den Dingen die Perioden auferlegt, sondern die Dinge

weisen dem Naturforscher die Perioden nach, sie werden ihm von den Objekten aufgedrungen.

Befinden wir uns bei der Völker- und Staatsgeschichte auch in dieser gleichen Lage? Hier liegt der Unterschied. Wenn der Historiker im engsten Sinne des Wortes von seinen Perioden spricht, so fällt ihm erst die Aufgabe zu, den Beweis zu liefern, daß die geschichtlichen Dinge Perioden haben; die Natur dagegen spricht überhaupt nur in Perioden. Die Geschichtsforschung hat sich kaum noch in diesem Sinne mit der Periodisirungsfrage irgendwie beschäftigt, die Naturforschung umgekehrt hat fast ihren Ursprung aus der letzteren genommen. Der Naturforscher vermag in jedem einzelnen Stück, an der Hand, am Ohr, am Auge den natürlichen Werdeprozeß zur Anschauung zu bringen, der Geschichtsforscher muß erst den Zustand errathen, aus welchem sich ein anderer entwickelt haben soll. In diesem Licht besehen, darf man wohl sagen, daß die modernen Naturforscher den Historikern großes Unrecht thun, wenn sie ihnen ein Zurückbleiben in der Erkenntniß des Wesenhaften in den Dingen zum Vorwurf machten; die Arbeit ist für den Geschichtsforscher offenbar ungleich schwieriger und um vieles komplizirter. Wenn sich die naturwissenschaftliche, die kulturhistorische Betrachtung in neuester Zeit mehrfach des Problems zu bemächtigen gesucht hat, so stand sie lediglich auf dem Standpunkte einer petitio principii, eine spezielle Untersuchung im einzelnen durchzuführen, ist ihr überall mißlungen.

Woran man festhalten muß und kann, ist zur Zeit nur die Aufgabe; die Ausführung steht überall gleich zurück. Das Problem ist für die Geschichtsforschung vorhanden; wie es zu lösen sei, ist kaum erkannt. Eines nur scheint sicher zu sein, daß diese höchste Aufgabe der historischen Erkenntniß allerdings wesentlich mit der Frage der Periodisirung zusammenhängt — der Periodisirung natürlich in diesem höchsten objektiven Sinne des Wortes. Wie groß auch der Fortschritt sein mag, der darin liegt, daß die alten formalen und willkürlich kindlichen Perioden der Weltgeschichte heute schon und vermöge der Autorität von Rankes für die Zukunft endgiltig ihre Herrschaft verloren haben: auf der wünschenswerthen Stufe einer höchsten Einsicht in das Gesetz der Entwickelung befindet man sich noch lange nicht, wenn man die Periodizität einfach abschafft. Die Wissenschaft

sucht nach Perioden und muß sie durchaus zu finden lernen. Der Weg zum Bessern ist eröffnet und kann betreten werden, weil die scheinbaren Perioden weggeräumt worden sind, aber die Frage nach den objektiven Epochen und Perioden ist mit der Wegräumung des scholastischen Schuttes noch nicht erledigt. Es bedarf hier neuer Mittel und neuer Ueberlegung.

Es braucht nicht verkannt zu werden, daß die hervorragendsten historischen Denker, welche heute mit der Erforschung der Vergangenheit beschäftigt sind, alle dem Problem mehr oder minder sich befreundet wissen, und daß man die Forderung, die es enthält, bald auf die eine, bald auf die andere Weise zu erfüllen strebt. Sei es, daß man aus dem allgemein erkannten, wenn auch etwas dunklen Begriffe des Fortschritts heraus zu dem Gesetze der Entwickelung zu gelangen strebt, sei es, daß man sich auch nur begnügt, die höheren Lebensformen in Staat und Kirche, in Kunst und Poesie, in Handel und Verkehr mit scharfsinniger Deduktion von einem Zeitraum zu dem andern zur Anschauung zu bringen. Nicht an einem Mangel des Bewußtseins von den tieferen Problemen leidet etwa die heute rüstig fortschreitende Forschung, es liegt nur in der größern Schwierigkeit der Sache, wenn man von anderen Gebieten aus gemeint hat, rascher zum Ziele zu kommen. Nicht die historische Methode, die sicher und nachhaltig wirkt, muß man verändern wollen, sondern nur das Arbeitsgebiet muß man bestimmen und begrenzen.

Es fehlt auch nicht an gewaltigen und bedeutenden Unternehmungen und Anläufen, geradezu auf das tiefverborgene Ziel loszugehen. Unter manchen anderen Forschern auf anderen Gebieten hat Wilhelm Scherer in der Litteraturgeschichte einen großen, eingreifenden Schritt gethan, sich des wichtigsten Problems historischer Entwickelung zu bemächtigen. Seine Periodisirung ist keine äußerliche Eintheilung, keine litterarische Formalität, kein Gedächtnißbehelf, kein hergebrachtes Schema, sondern ein den Dingen selbst innewohnendes Gesetz der Entwickelung. Es beruht auf der objektiven Beobachtung gewisser Veränderungen in den dichterischen Erscheinungen, auf der Wiederkehr von bestimmten Eigenschaften des geistigen und sozialen Lebens; hier ist nichts Willkürliches, nichts was durch die Konvenienz der Historiker entschieden werden könnte;

es handelt sich um ein Gesetz, welches unbedingte Anerkennung fordert und in der Darstellung der Litteraturgeschichte die Perioden von selber bildet. Man könnte das Gesetz bestreiten, und es mag bestritten worden sein, aber wenn es Geltung hat, so fällt jeder Streit über die mögliche Periodisirung und Eintheilung des Gegenstandes fort. Dies ist es, was man die sachliche Periode in der Entwickelung nennen wird, im Gegensatze zu den formalen Eintheilungen, von denen bei der Weltgeschichte die Rede zu sein pflegt.

Aehnliches ist für manche andere Erscheinnngen von anderen versucht worden. Riehl hat manche schöne Beobachtung in dieser Richtung zu Tage gefördert, zuletzt noch jene eigenthümliche Erscheinung in den Künsten bemerkt, welche er als das Gesetz der gegenseitigen Ergänzung bezeichnen zu können meinte. In gewissem Sinne war auch die alte Theorie von der Abwandlung der Weltmonarchien eine objektive Beobachtung zu nennen, wenn auch der teleologische Charakter derselben in Bezug auf die Vollendung der Entwickelung durch den Verlauf der Dinge sich nicht bestätigt finden konnte.

Dies also ist es, was die Geschichte im ganzen und großen zu erforschen haben wird: giebt es Perioden in der Entwickelung und welche sind es? Nicht so kann das gemeint sein, daß man sich die Frage aufwirft: ist es nützlich, angenehm und übersichtlich den ganzen Stoff der überlieferten Thatsachen in Perioden abzutheilen, um die Dinge sicherer und leichter zu erfassen? Man wird das letztere Bestreben in allen Ehren halten, aber nicht behaupten dürfen, daß durch solche subjektive Ansicht die Natur der Dinge selbst zum Ausdruck kommen könnte. Man bedarf einer sicheren Erkenntniß des aus den Dingen selbst herausfließenden periodischen Gesetzes.

Der Stoff, den in dieser Beziehung die Ueberlieferungen von den gesellschaftlichen Zuständen, von den politischen Verhältnissen darbieten, ist ohne alle Frage weit spröder und unzuverlässiger als das, was bei der Naturbetrachtung und selbst in den Gebieten, die man in neuerer Zeit mit dem Namen der Geisteswissenschaften bezeichnet, in Betracht kommt. Die politische Welt zeigt sich auf den ersten Blick in ihrer Geschichte als ein Produkt von reinen Willensakten, bei welchen Zufälle nicht ausgeschlossen sind. Und so freigebig

man auch den Begriff der Nothwendigkeit des Geschehens in Anwendung bringen möchte[1], es ist noch niemals jemandem gelungen, von den persönlichen Entschlüssen der handelnden Personen bei jenen Thatsachen abzusehen, welche sich auf die politische Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse beziehen. Der Annahme einer gesetzlichen Entwickelung in der eigentlichen und Weltgeschichte stellt sich überall der unverkennbare Individualismus der menschlichen Handlungen entgegen. So vieles auch und manches Treffliche in den letzten Jahren von durchaus kompetenten Seiten über historische Gesetze gesagt und geschrieben worden ist, überall sah man sich in der konkreten Aufstellung derselben behindert und gelähmt durch den Gedanken, daß schließlich immer alles von einem bestimmten Menschen, von einer ganz bestimmten Einzelnheit abgehangen hat. Aber trotz der Schwierigkeit, den Faktor der individuellen Thätigkeit mit der Wirksamkeit eines objektiven Gesetzes in der Geschichte zu vereinbaren, hat sich die Forschung nicht irre machen lassen in größerem oder kleinerem Zusammenhange, in einzelnen Theilen oder im Ganzen der Entwickelung immer wieder nach den Motiven des allgemeinen Fortganges zu suchen.

Durch die fortdauernde Aufmerksamkeit auf die Gründe der menschlichen Handlungen hat die Geschichtswissenschaft sich auf ihren heutigen Höhepunkt emporgebracht. Kein Geschichtsforscher kann sich mit der Feststellung der nackten Thatsache genügen lassen, er wird stets von neuem angetrieben, dieselbe auf ihre Gründe zurückzuführen. Hier ist eine Sicherheit der Methode erreicht, gegen welche alle Anklagen der Naturforscher und Kulturhistoriker zu Boden sinken müssen. Der historischen Methode mangeln auch nicht die ergiebigsten Resultate in dieser Richtung. Die Ideen, von welchen die handelnden Menschen beseelt und getrieben sind, werden in jedem guten Geschichtsbuche mit völliger Klarheit ans Licht gestellt, sie pflegen nirgends unterschätzt zu werden. Wenn hie und da trotz dieser Vorzüge von der Geschichtsforschung noch mehr verlangt wird, so liegt der Grund nicht darin, daß die idealen Motive im Staat und in

[1] Sehr richtig bemerkt daher Rümelin, daß der Historiker am besten gar nicht das fatale Wort der Nothwendigkeit gebrauchen sollte. Reden und Aufsätze. N. F.

der Gesellschaft nicht deutlich genug enthüllt werden könnten. Es erhebt sich vielmehr die Frage, ob nach dieser Richtung nicht vielmehr schon die Grenze überschritten ist.

Wenn man hier wieder die Naturwissenschaften zum Vergleiche heranziehen wollte, so dürfte man vielleicht sagen, die Geschichtswissenschaft befindet sich in mancher Beziehung bei und neben der weitestgehenden Detailuntersuchung doch auf einer Art von Standpunkt, den man in jenen Gebieten als Naturphilosophie bezeichnete. Wenn man die Parallelisirung, welche in einem früheren Abschnitt dieser kritischen Erörterungen zwischen Kant und Schlosser versucht worden ist, historiographisch weiter herab verfolgen würde, so dürfte man unzweifelhaft finden, daß unser größter Erforscher der geschichtlichen Ideen in einem ähnlichen Verhältniß zu Schelling steht. Nicht ganz so abhängig wie die ältere Geschichtschreibung von Kant, aber etwa in dem Verhältniß wie Alexander von Humboldt die kosmologischen Ideen der naturphilosophischen Periode mit den exakten und empirischen Resultaten der Wissenschaft auszusöhnen wußte. Auch Ranke steht auf diesem Ausgleichsstandpunkte zwischen der Schellingischen Philosophie mit den kritischen Leistungen der exakten Forschung. Er hat dieses Versöhnungswerk in einer so ungeheuer geistreich eigenthümlichen Weise in sich vollzogen, daß sein Verhältniß zu der idealistischen Theorie von den meisten kaum beachtet wird.

Ich erinnere mich eines belehrenden Gesprächs mit dem Meister, in welchem er mir auseinandersetzte, wie alle historischen Dinge zuletzt auf gewisse Ideen herauskämen, in denen eine ungeheuere Wirksamkeit läge und wodurch alles geschähe. „Die Menschen", sagte er, „sind von diesen ganz bestimmten Ideen besessen." Aber „weiter geht es nicht"; mehr als dies könne die Geschichte nicht aufdecken oder ergründen.

Auf ähnlichen Voraussetzungen einer Ideenlehre, welche durch die Empirie der Geschichte ihre Probe gemacht hat, beruht im wesentlichen alle heute erlangte Einsicht in den Gang der Begebenheiten. Und da die erwähnte Probe, wie jedermann zugestehen muß, von der Geschichtsforschung mit einem hohen Grade von Gewissenhaftigkeit, unparteilichem Ernste und Zuverlässigkeit gemacht und ununterbrochen kontrollirt wird, so darf man sich wohl versichert halten,

daß es wirklich nicht und auf keinem Wege allzuviel „weiter gehen wird". Unaufgedeckte Geheimnisse wird es für den menschlichen Geist in der Geschichte nicht minder als in der Naturwissenschaft immer genug geben.

Aber der vorwiegende Hang, von den Ideen Besitz zu ergreifen, dürfte vielleicht wie bei den Naturwissenschaften auch bei der Geschichte mehr zurücktreten, wenn man der Erscheinung als solcher auch nach ihrer natürlichen Seite hin mehr Aufmerksamkeit schenken würde. Gegenwärtig führt noch die Ideenbetrachtung in der Geschichte — ich spreche natürlich nicht von den bloßen Handwerkern — ausschließlich das Szepter. Nach gewissen Ideen einer Zeit periodisirt man allgemeine und Spezialbetrachtungen geschichtlicher Art; unter der Voraussetzung der Wirksamkeit einer Idee läßt man Staaten gründen und zu Grunde gehen; die Ideen erscheinen in der Geschichte wie die Gespenster, welche bald hier einen König gleichsam am Rockärmel halten, dort einen Minister in eine verhängnißvolle Bahn stoßen, einen Feldherrn bald in seinen Operationen gegen den Feind unterstützen und bald wieder wie Cäsars Geist bei Philippi verblenden. Das Eingreifen anderer historischer Disziplinen wie der Jurisprudenz in die politische Geschichte hat die Gefahr und Neigung, abstrakte Begriffe zu wirksamen Faktoren der Ereignisse zu erheben, wesentlich vermehrt. Man gliedert die Darstellung nicht selten auf der Grundlage von herrschenden Institutionen. Das römische und zum Theil auch das deutsche Recht dominirt in der Auffassung der Volksentwickelung. Auch aus der Theologie und Philosophie bezieht der Historiker einen reichlichen Fonds von Ideen, die er in den Perioden der Geschichte wirksam glaubt und die im Grunde nur auf die Begebenheiten angewendet worden waren. So hat die Ideenforschung des Historikers nicht selten die Gestalt einer Uebertragung eines den Ereignissen selbst fremden Elements angenommen und ist infolge dessen hie und da in Verruf gekommen. Unter der Herrschaft der geschichtlichen Ideen verlieren die Menschen selbst ihr Fleisch und Blut und erscheinen wie wandelnde Schemen in der Geschichte; schließlich ist es nicht mehr die Person, auf die es anzukommen scheint, sondern ein bloßes Werkzeug der „Idee". Wird die letztere wieder mit anderen Ideen in logische Verbindung gebracht,

so ergiebt sich ein etwas, welches zuweilen unter dem Namen des „Organischen“ in der Geschichtslitteratur erscheint und sich nicht selten von dem wirklichen Hergang der Dinge nachweislich entfernt.

Es läßt sich schwer die Grenze und noch schwerer das Maß der Stärke und Bedeutung der Ideen in der Geschichte feststellen. Gleichwohl kann zwischen Geschichtskundigen kein Streit darüber sein, daß ein Verständniß der Begebenheiten nur auf der Grundlage dieser Ideenforschung möglich ist. Wer davon absieht, entbehrt in jedem Punkte der Motive des menschlichen Willens und seiner Wirkungen. Daß man auch hier im allgemeinen in dem Fortgang unserer Wissenschaft auf dem rechten Wege sich befindet, scheint unzweifelhaft zu sein. Wer leichtsinnig diese Bahn verlassen wollte, der fiele rettungslos in jene Abgründe, die in früheren Abschnitten dieses Buches geschildert wurden.

Aber die gute wohlgebaute Straße darf nicht zu dem Irrthume führen, daß man bereits am Ende angelangt wäre. Es ist noch lange nicht die Zeit gekommen, wo man in alexandrinischer Gelehrtenbeschaulichkeit bloß auszubessern und die breite Straße zu verschönern hätte. Man muß weiterbauen.

Soll die gesetzliche Entwickelung der geschichtlichen Dinge das Ziel der Erkenntniß sein, so ist die Frage, in welchen Perioden die erkannten Ideen zum Ausdruck kommen, nicht abzulehnen. Man muß darüber endlich zu einem Abschluß kommen, ob in der Geschichte der Menschen und vor allem in der Geschichte ihrer Staaten und gesellschaftlichen Vereinigungen ähnliche Gesetze walten, wie sie in der Naturwissenschaft beobachtet worden sind. Die Wissenschaft muß eine Antwort darauf haben, ob in der Menschengeschichte natürliche Vorgänge zu beobachten seien, oder ob eine Welt von Ideen unkontrollirbar in den Dingen ruht, und nur an ihren Früchten zu erkennen ist. Auf der heutigen Stufe unserer Geschichtsforschung kann man die Vorstellung eines Eingreifens von Mächten, welche außerhalb der Natur des Menschen liegen, nicht entbehren; mag die Ideenwelt, zu welcher der Geschichtsforscher vorgedrungen ist, von religiösen oder philosophischen Ueberzeugungen getragen sein, es ist immer ein über den Dingen schwebender Gedanke, von dem alle Bewegung ausgeht. Der Gott in der Geschichte wird zwar in unserm Jahrhundert in

den Erzählungen und Darstellungen nicht mehr so häufig und nachhaltig zur Lösung der Räthsel herbeigerufen, wie vor alten Zeiten, aber er hat in stiller Voraussetzung eigentlich doch die Hauptsache in allen Staats- und Volksgeschichten noch zu thun. Daß er sich in mehr Platonischer und vielleicht auch Schellingischer Weise den Historikern offenbart, ändert an dem Wesen der Sache wenig. Es kann auch nicht darauf ankommen, in der Wissenschaft der Geschichte den Urgrund alles historischen Lebens aufzudecken, wohl aber muß es ihr Bestreben sein, so weit als die natürlichen Gesetze sich erkennbar machen, ohne Zagen vorzuschreiten.

V.

Genealogie und Generationenlehre.

Zur Erforschung der Ideen und ihrer Wirksamkeit ist die Geschichte auf die Beobachtung der Menschen und ihrer Handlungen in erster Linie angewiesen. Historisches Objekt ist der Mensch in seinen Beziehungen zu andern gleichzeitigen und solchen Menschen, die vor und nach ihm waren. Es ist keine bloß bildliche Redeweise, wenn man sagt, daß es sich darum handle, die Natur des Menschen in dessen gesellschaftlichen Verhältnissen und in der zeitlichen Abfolge ihrer Veränderungen zu ergründen. Die historische Abstraktion hat vielfach zu einer falschen Vorstellung über das eigentliche Objekt der Forschung geführt. Weil man von Staatsgeschichte, von Weltgeschichte zu sprechen pflegt, so wurde der Schwerpunkt der historischen Untersuchung immer mehr und mehr in das Allgemeine verlegt, und das Objekt der Forschung verschoben. Der jeweilige Zustand, welchen die Geschichte in zeitlicher Aufeinanderfolge schildert, ist nur ein Produkt der Handlungen von Menschen, und kann keinen Augenblick geschichtlich erörtert werden, ohne auf die Qualitäten der Individuen zurückzugehen.

Die historische Methode bemüht sich meistens, ein abstraktes Bild gewisser Zeiten und Perioden zu gewinnen, und konstruirt daraus die darin lebenden Menschen, während der wahre Hergang der Dinge der gewesen ist, daß die Natur gewisse Menschen hervorgebracht hat, welche durch ihr Handeln und Zusammenwirken einen Zustand herbeigeführt haben. Alles Zuständliche in der Geschichte muß also, wenn

man den natürlichen Lauf der Dinge nicht auf den Kopf stellt, als ein Resultat betrachtet werden, dessen Gründe in den Qualitäten der Individuen liegen.

Es wäre sehr ungerecht, wenn man der heutigen Geschichtsforschung die Beachtung dieses Grundgesetzes der Geschichte absprechen wollte; selbstverständlich giebt es kein Geschichtsbuch, in welchem nicht gewisse Qualitäten wirksamer Menschen zur Anschauung gebracht würden; um was es sich handelt, ist nur die Aufstellung und Rechtfertigung eines Prinzips, aus welchem mit Konsequenz ein systematisches Verfahren in Forschung und Darstellung gefolgert werden kann. Was in dieser Beziehung geschehen soll und muß, wird auch heute von keinem Historiker ganz vernachlässigt, was zu verlangen wäre, ist die prinzipielle Anerkennung, daß die Einsicht in die Qualitäten der handelnden Personen aller anderen Betrachtung vorangehen müsse. Die Geschichte hat zuerst und vor allem den Zustand der Menschen und dann erst den Zustand ihrer in der Vergesellschaftung entstandenen Verhältnisse zu untersuchen. In den ältesten naiven Geschichtserzählungen findet sich auch eine gewisse Ahnung dieser wissenschaftlich wohl begründeten Gedankenreihe. Man erzählt von paradiesischen Menschen, von ihrem Glück und ihrem Sündenfall, man sagt uns, daß die einen Jäger geworden sind, die andern am häuslichen Heerde zu Viehzucht und Ackerbau neigten. Man hat lange Zeit in den Geschichtsbüchern es nicht anders gewußt, als daß die Beschäftigung und die inneren Qualitäten der Menschen auch verschiedene Erscheinungen zu Tage gefördert haben, welche wieder sehr verschiedene Ergebnisse für das politische Dasein derselben hatten.

Im allgemeinen ist diese Auffassung für den Anfang der Weltgeschichte so ziemlich zugestanden, im weitern Verlauf der Begebenheiten dagegen treten die feinen Unterschiede der menschlichen Entwickelung immer mehr hinter die Betrachtung des Zuständlichen zurück. So entstand nach und nach eine abstrakte Geschichtsvorstellung, welche auf manche phantasievolle Menschen und auf viele Kenner der wirklichen Welt und ihrer Ereignisse den Eindruck einer fable convenue gemacht hat. Diese verbreitete Empfindung rührt ganz einfach von der Zurückdrängung der individuellen Qualität der politischen Begebenheiten her. Indem man in der Geschichte, wie wenn man es mit einem Gegenstande

der Natur zu thun hätte, lediglich die Thatsache erblickte: es regnet, es schneit, es blitzt, so wurde der Eindruck von etwas Leblosem hervorgebracht, was mit der täglichen Erfahrung nicht übereinstimmt. Diese ist gewohnt, immer einen Menschen vorauszusetzen, der etwas thut und unterläßt, und wenn irgendwo etwas geschieht, wozu das handelnde Subjekt mangelt, so regt sich das unabweisbare Bedürfniß im Gemüthe, das nothwendige vorauszusetzende Subjekt der Handlung auch thatsächlich aufzusuchen.

Manche Historiker, und man kann nicht leugnen, daß darunter oft die bedeutendsten sind, muthen uns zuweilen zu, ein Ereigniß gar zu unpersönlich zu nehmen; man führt uns zuweilen eine lange Reihe von Begebenheiten vor, ohne daß wir uns eine auch nur einigermaßen persönliche Vorstellung von den dahinter stehenden Menschen zu machen im Stande sind. Diese Methode scheint den Kern der Sache ununtersucht zu lassen.

Wenn die Wirkungen, welche als Thatsachen zur Erscheinung kommen, ohne Aktion nicht gedacht werden können, so ist es ohne Zweifel die vornehmste Aufgabe der Geschichtsforschung, die Qualitäten des handelnden Subjekts darzulegen. Man wird genöthigt sein, die Erforschung des Charakters der Menschen, welche diesen oder jenen Zustand hervorgebracht haben, weit mehr in den Vordergrund zu stellen, als gemeiniglich geschieht. Wenn von einer Entwicklung der Zustände die Rede sein soll, so muß die Ursache davon zunächst in einer Abwandlung oder Veränderung der Menschen selbst gesucht werden. Wenn man aber die sich verändernde Natur des Menschen zum Objekt der Beobachtung macht, so befindet man sich bei einer Arbeit, welche viele Analogien zu der Naturforschung im allgemeinen darbietet.

In erster Linie wird man auf eine Reihe von Thatsachen hingewiesen sein, welche sozusagen als natürliche Vorgänge erscheinen. Der Mensch ist als ein bestimmtes Individuum mit bestimmten Qualitäten ausgestattet gleich zur Welt gekommen. Der größte Theil seiner Handlungen erklärt sich daraus, daß er einer bestimmten Race angehört, die Race als solche zeigt von vornherein gewisse Eigenthümlichkeiten der Thätigkeit, in der Race treten Eigenthümlichkeiten von Arten hervor.

Solange sich die Wirkungen dieser natürlichen Qualitäten nur in den natürlichen Erscheinungen bewegen, muß man die Beobachtung davon ganz und gar dem Naturforscher überlassen. Er weiß die Menschheit in dieser Beziehung am besten zu charakterisiren und zu qualifiziren, so gut er die Ameisen und ihre gesellschaftliche Organisation beschreibt. Aber in Rücksicht auf den Fortgang der menschlichen Handlungen, die mit dem bestimmten Bewußtsein eines politischen Zwecks auftreten, gelangt der Naturforscher an einen Punkt, wo er den historisch zu untersuchenden Menschen besser dem Historiker und dessen Methoden überlassen wird.[1] Aber auch in den geschichtlichen Personen wirken die Momente der Geburt und Abstammung immer wieder nach. Einzeln und in der Vielheit ist und bleibt der historische Mensch ein Produkt seiner Genealogie, beziehungsweise seiner Generation.

Die Geschichtswissenschaft hat zu keiner Zeit von der Generationslehre absehen können und absehen wollen. In den ältesten Geschichtsbüchern hat man mit vollkommener Einsicht in die Wichtigkeit der Abstammung es genau aufzuzeichnen nicht versäumt: Abraham zeugte den Jakob, Jakob zeugte den Isaak. Die ursprünglichste Vorstellung geschichtlicher Art ist eigentlich nichts anderes als eine Generationslehre. Aus der Abfolge der Generationen ist der Begriff der Geschichte entstanden. Allein es ist ein weiter Weg von der Erkenntniß, daß jeder Mensch einen Vater, Großvater und Urahnen hat, bis zur Unterscheidung der Generationen selbst nach ihren verschiedenen natürlichen Qualitäten.

Im allgemeinen begnügt sich die Geschichtswissenschaft mit der Aufstellung von Genealogien einzelner Individuen. Auch diese Wissenschaft ist noch keineswegs zu ihrer eigentlichen Bedeutung und Vollendung gekommen. Sie ist die Grundlage alles geschichtlichen Denkens, aber sie wird meist nur in der äußerlichsten Form gelehrt und betrieben.[2] Die Genealogie ist die eigentliche Zukunftslehre der

[1] Vergl. Abschnitt III über Du Bois-Reymond.

[2] Wie wenig die Genealogie ihre Aufgabe begreift, beweist der Umstand, daß einer der größten Gelehrten in dieser Richtung ungeheure Sammlungen angestellt hat, ohne auch nur erkannt zu haben, daß es meist mehr auf die Mütter, als auf die Väter ankommt. Vergl. den genealog. Atlas von Hopf. Die Bedeutung der Mütter ist auch sonst von der Geschichtschreibung sehr vernachlässigt.

geschichtlichen Wissenschaften, es muß die Zeit kommen, wo die genealogische Untersuchung als die Basis aller Historiographie gelten wird. Aber in dieser Disziplin wird man sich nicht darauf beschränken dürfen, die Abstammung allein zum Gegenstande der Untersuchung zu machen; was zu weiterer Aufklärung hinzutreten muß, ist die qualitative Seite der Genealogie.

Wie die Genealogie heute betrieben wird, so hat sie sich noch kaum auf die Höhe jener Kenntnisse erhoben, welche jeder Pferdezüchter über die Stammbäume seines Marstalls besitzt. Hier ist ein weites Feld historischer Untersuchungen eröffnet, welche für die Geschichtswissenschaft von den eingreifendsten Folgen sein wird. Die Genealogie darf auch nicht bloß als ein Wissen vom physischen Menschen aufgefaßt werden. Vielmehr ist die Genealogie eine Lehre von den geistigen Qualitäten, wenn sie richtig und umfassend behandelt wird. Es gibt eigentlich keine wichtige Veränderung in der Geschichte, die sich nicht genealogisch lösen ließe, wenn man die nöthige Quelle dieser Erkenntniß besäße. Vererbung und Fortpflanzung gewisser Ideen ist eine Frage der Genealogie im weitesten und wissenschaftlichsten Sinne des Wortes. Das ganze Gebiet der geschichtlichen Entwickelung ist schließlich nur ein genealogisches Problem. Je ernstlicher die geschichtliche Natur der Menschen untersucht werden soll, desto bestimmter tritt die Forderung auf, zunächst die Gesetze seiner physischen und moralischen Fortpflanzung aufzusuchen.

Die Anfänge zu diesem Wissen sind nur insofern gemacht, als schon jetzt niemand von der Beobachtung Umgang nehmen kann, daß sowohl der Vererbung als auch der Veränderung von Qualitäten in den Geschlechtern, welche auf einander folgen, die geschichtliche Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Die auf diese Weise in ihrem Wesen weiter entwickelte Genealogie wird dereinst das untrügliche Mittel darbieten, um sich des Begriffs der Generationslehre überhaupt zu bemächtigen. Die Geschichte sucht den Charakter von Generationen zu erklären. Um hierin exakt verfahren zu können, bedarf sie der Genealogie als Grundlage aller Generationslehre. Denn da es unmöglich ist, die Vielheit der Menschen genealogisch zu bestimmen, so bleibt man immer auf die Genealogie der Einzelnen beschränkt. Indem man sich zum Begriffe einer Generation erhebt, verall-

gemeinert man ein Gesetz, welches an den Einzelnen erprobt wird. Schließlich läßt sich im Gesammtgebiete der historischen Erscheinungen nicht mehr mit Genealogien, sondern nur mit Generationen rechnen.[1]

Die Schwierigkeit, die sich hierbei für den historischen Denker ergiebt, ist selbstverständlich die, daß das Nebeneinander unzähliger Genealogien oder die Generation an keine feste Zeitgrenze gebunden zu sein scheint, da in jedem Augenblicke eine Generation beginnt und aufhört. Die Frage ist nur, ob sich nicht trotz diesem Durch- und Nacheinander ein genealogisches Grundgesetz auch in den Generationen und ihrem Wechsel geschichtlich festhalten läßt. Gelingt es in dieser Beziehung eine generationenweise Veränderung und Entwicklung in den staatlichen Verhältnissen nachzuweisen, so kann kein Zweifel sein, daß die Periodisirung der Geschichte ein der menschlichen Natur innewohnendes Prinzip ist, von welchem der Geschichtsforscher bei seinen Eintheilungen nur Gebrauch zu machen hat.

Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß durch diese Sätze weder etwas wesentlich Neues gesagt ist, noch gesagt sein soll. Es müßte von vornherein schon Bedenken erregen, eine neue Vorstellungsweise in die geschichtliche Betrachtung einführen zu wollen. Glücklicherweise darf man sich dagegen auf einen alten Gebrauch berufen, wenn man die Abfolge der Zeiten nach Generationen berechnet. Schon Homer und Herodot kannten das Gesetz der Generationen und wußten eine vollkommen richtige Anwendung von demselben zu machen. Auch die Dynastienzählung, die für die Aegypter und Chinesen gebräuchlich geworden ist, beruht auf der gleichen Anschauung der Entwicklung nach Generationen. Die Periodisirung der Ereignisse auf Grund der Dynastien legt das Schwergewicht der Veränderungen in das natürliche Gesetz des Lebens. Man hätte eigentlich erwarten dürfen, daß aus einem so einfachen Prinzip weit mehr Nutzen für die Geschichtsauffassung schon längst gezogen worden wäre.

[1] Grundlegend ist hier ein trefflicher Aufsatz von Rümelin, Reden und Aufsätze S. 285. Ueber den Begriff und die Dauer einer Generation. In wie weit ich von den Ausführungen des Verfassers abweiche, wird der kundige Leser leicht sehen. Ich hoffe, daß meine Rechnungen besser stimmen werden. Rümelin hat übersehen, daß die Generation nicht mit den Regierungen übereinstimmen kann, daß sich aber doch eine historische Alterswirksamkeit erkennen läßt; vgl. das folgende Kapitel.

An fortdauerndem Gebrauch und stetiger Anwendung des Begriffs der Generation hat es der Historiographie auch nie gemangelt. Die Generationen zu unterscheiden und als eine in sich geschlossene Einheit zu charakterisiren, ist dem Geschichtsschreiber nicht nur ein unentbehrliches Hilfsmittel seiner Darstellung, sondern er erkennt auch in dieser natürlichsten Eintheilung seines Stoffes unausgesetzt die reale Unterlage für alles, was in geschichtlicher Veränderung sich befindet. „Es lebte" — sagt Ranke einmal — eine geistreiche und gewaltthätige Generation." Und ein anderes mal bemerkt er: „es ist zuweilen, als ob ganze Generationen mit Blindheit geschlagen wären". Und noch deutlicher tritt die Bedeutung des Generationsbegriffs hervor, wenn der große Denker der Geschichte sagt: „Was kann eine Generation der anderen Besseres hinterlassen, als die Summe ihrer Erfahrungen?"

Und in der That nicht bloß um die physische Fortpflanzung handelt es sich, neben welcher gleichsam unabhängig von dem genealogischen Prozeß eine gewisse Menge von Ideen in selbsteigner Bedeutung einhergehen, sondern die fortlebenden Gedanken selbst sind es, deren Entwicklung in den Generationen zum Ausdruck kommt. Diese Vererbungsgesetze können von der Geschichtsforschung entdeckt werden, wenn man sie an der richtigen Stelle sucht. In der Sache selbst herrscht kaum eine Meinungsverschiedenheit hierüber unter den Geschichtschreibern von Herodot bis auf unsere Tage. Daß auf dem Wechsel der Generationen alles das ruht, was man den Fortgang der Dinge nennt, ist ein anerkanntes Axiom; was sich als eine Forderung fortschreitender Wissenschaft heute zu erheben scheint, ist lediglich die strengere und konsequentere Durchführung, die größere Nutzbarmachung dieses natürlichen Prinzips, und die systematische Erforschung dessen, was die Generationen vererben und vergessen, verpflanzen und aussterben lassen.

VI.

Grundlagen einer Generationstheorie.

In einer Rede zu Diderots Gedächtniß, in der Berliner Akademie am Leibnitztage 1884 gehalten, machte Du Bois-Reymond eine für die historischen Wissenschaften höchst merkwürdige Bemerkung in Betreff der hundertjährigen Zeitrechnung[1]. Wie es für jede Wissenschaft nützlich zu sein pflegt, wenn vom Standpunkte einer andern Disziplin ein kritischer Blick auf ihre Axiome und Methoden geworfen wird, so muß es der Geschichte ganz besonders erwünscht sein, die Urtheile eines großen Naturforschers zu beachten, denn, wie schon mehrfach gezeigt werden konnte, sind in unserer Wissenschaft die gebräuchlichsten Dinge und Begriffe so schwankend geworden, daß ihre Revision mit Recht gefordert werden mag. Ich halte es für ein bleibendes Verdienst auch des früher schon besprochenen Aufsatzes von Du Bois-Reymond, daß er es unternommen hat, den Geschichtsforschern eine größere Berücksichtigung der natürlichen Grundlagen der historischen Entwicklung zu empfehlen. Und wenn auch sein eigener Versuch, etwas Besseres an die Stelle der bisherigen historischen Anschauungen zu setzen, sehr kläglich gescheitert zu sein scheint, so durfte doch sein Anwurf keineswegs unterschätzt werden.

Ganz ähnlich verhält es sich nun mit Du Bois-Reymonds neuester Beobachtung im Gebiete der Geschichte. Mit dem scharfen Blick des Naturforschers weiß er den Punkt zu finden, wo sich eine Schwäche

[1] Vgl. Deutsche Rundschau X, Heft 12, S. 342; jetzt in den Reden, Leipzig 1886, S. 518.

der Wissenschaft zu zeigen scheint; indem er aber die bessernde Art an das Uebel legen möchte, ist leider nur der Schlag genau daneben gefallen. Indem er das dekadische Zahlensystem wenigstens insofern auf den Besitz unserer zehn Finger zurückführt, als dieser Umstand demselben bei dem größten Theil der Kulturmenschheit zum Siege verholfen hätte, sucht er nachzuweisen, daß unsere historische Zählung nach Jahrhunderten nicht besser ist, als die Meinung „eines Bauern, welcher den Prophezeiungen des hundertjährigen Kalenders mehr traut, als denen der Hamburger Seewarte". „Hätten wir sechs Finger an jeder Hand," fährt Du Bois-Reymond vergnügt fort, „die Chiliasten hätten erst zu Neujahr 1729 das jüngste Gericht erwartet. So wie wir erzogen sind, sprechen wir von der Kunst des cinque cento, vom Geist des siebzehnten, des achtzehnten Jahrhunderts, wie von Wirklichkeiten."

Auffallend ist es nun, daß gerade der Naturforscher bei dieser Betrachtung der Dinge sich nicht an einen Umstand erinnerte, welchen schon Herodot gekannt und ausgesprochen hat.[1] Hundert Jahre sind für die Menschenentwicklung keineswegs wie aus Du Bois' arithmetischer Beobachtung hervorgehen würde, eine bloß zufällige und unberechtigte Anwendung der Potenz von zehn, sondern der formelle Ausdruck für drei Generationen. In der Anerkennung der Bedeutung des hundertjährigen Cyklus liegt die durchaus richtige und selbst dem Sprachgebrauch und Volksbewußtsein nicht fremde Empfindung, daß drei Menschenalter vorübergangen sind. Jedermann kennt seine Zeit; wer zwei Menschenalter überschauen kann, dem ist mehr geboten, als sein natürliches Anrecht zu sein scheint. Leute, welche drei Menschenalter gesehen haben, sind zu allen Zeiten gerühmt und angestaunt worden. Unzähligemale wurde seit Homer jener seltenen Menschen in den Chroniken gedacht. Von dem wirksamen Geiste des Menschen

[1] *Καί τοι μὲν τρηχόσιαι ἀνθρῶν γενεαὶ δυνέαται μύρια ἔτεα. γενεαὶ γὰρ τρεῖς ἀνθρῶν ἑκατὸν ἔτεά εἰσιν.* Herodot II 142. Schon diese und andere bekannte Stellen aus Homer und der Bibel konnten bemerklich machen, daß das Zusammengehen des dekadischen Systems mit der Generationenrechnung etwas ganz zufälliges bleibt. Ohne Zweifel hängt auch der 70. Geburtstag als besonderer Feiertag mit dieser Betrachtung zusammen. Der 70jährige hat zwei Generationen überlebt und erzählt von Erlebnissen von 2 Generationen, die homerischen drei Generationen bleiben Wunder der Seltenheit.

darf jeder erwarten, wenigstens in der nächsten Generation fortzuleben, wer aber nach drei Generationen noch im Andenken der Menschen steht, muß etwas Ungewöhnliches geleistet haben. Es ist nichts Willkürliches und Zufälliges, wenn man hundertjährige Jubiläen feiert. Man dürfte vielmehr sagen, auch wenn die Kulturvölker das dodekadische Zahlensystem angenommen hätten, so würden hundert Jahre keine geringere Bedeutung für die menschengeschichtlichen Dinge haben, als gegenwärtig. Es ist dabei ganz gleichgiltig, ob die Rechnung nach Menschenaltern, oder die Rechnung nach dem dekadischen System die Piorität für sich in Anspruch nehmen kann; ich glaube auf die Bibel und ihre Genealogien gestützt das erstere annehmen zu sollen.

Das Wesentliche an der Sache ist die Generationsrechnung und in diesem Punkte hätte es vielleicht dem Physiologen näher gelegen, den Historiker über die wahre Bedeutung des Jahrhunderts aufzuklären, als es im umgekehrten Falle erscheinen wird. Indessen dürfte auch diesem Anwurf gegenüber unter allen Umständen sich die Nothwendigkeit fühlbar machen, die Begriffe, mit welchen die Geschichtswissenschaft fortwährend beschäftigt ist, klar zu legen. Wollen die Historiker nicht immer wieder von Männern, wie Du Bois-Reymond an den Bauer des hundertjährigen Kalenders erinnert werden, so müssen sie endlich über die nächstliegenden Probleme ihres Gebiets Rede zu stehen lernen. Die Frage, die man von Seite Du Bois-Reymonds an die Geschichte gestellt hat, wäre noch weit berechtigter gewesen, wenn sie die einfachere Form angenommen hätte, ob und inwieweit die Vorstellung des Historikers von dem Zusammenhang eines Jahrhunderts auf Wirklichkeit oder bloß zufälliger Ansicht beruhe. Eine sachgemäße Antwort hierauf steht und fällt mit dem Nachweis einer realen Periodizität geschichtlicher Dinge überhaupt.

Käme es bloß auf eine Zahlenmystik an, so wäre nun freilich die Zahl drei nicht weniger verdächtig und gefährlich, als die Zahl zehn und ihre Potenzen. Sollte an Stelle des Jahrhunderts bloß die Zählung von drei Generationen treten, um dem Cyklus einen anderen Namen zu geben, so würde für die Realität der Dinge, mit denen diese Zeitrechnung zu thun hat, offenbar nicht viel gewonnen sein. Aber sollte diese Dreiheit für den historischen Gang der

Dinge nicht eine ganz wirkliche, innerliche und natürliche Bedeutung haben?

Jedes menschliche Leben bildet ein Mittelglied zwischen zwei nach vor- und rückwärts gekehrten Zeitaltern. Für jeden einzelnen bildet der Vater und der Sohn eine greifbare Kette von Lebensereignissen und Erfahrungen. Nur wenigen ist es gleichzeitig beschieden, auch noch in den Lebenskreis des Großvaters und des Enkels einen persönlichen Blick zu thun. Ganz ausnahmsweise werden schon die Fälle sein, wo etwas mehr als äußerliche Eindrücke von dem Großvater bei dem Enkel haften geblieben sind und was man vollends von den Urgroßvätern weiß, wird nur noch auf dem Wege geschichtlicher Ueberlieferung im weitesten Sinne des Wortes gewonnen. Drei Generationen dagegen stehen allemal in einem Zusammenhange unmittelbarer Einwirkung aufeinander, so daß der mittleren jedesmal die Aufgabe zufällt, was sie von den Eltern überkommen, auf die Kinder fortzupflanzen, oder was sie bei jenen Abstoßendes fand, von diesen fernzuhalten. In Fortpflanzung und Vorenthaltung des überlieferten geistigen Stoffes besteht ein ähnliches Gesetz wie in der Vererbung physischer Eigenschaften. Thatsächlich hat immer auch in den moralischen Qualitäten eine Fortzeugung stattgefunden, welche auf Uebernahme und Weiterförderung, auf Empfangen und Geben beruhte. In der physischen Entwickelung der Generationen sind oftmals Beobachtungen über Vererbung vom Großvater auf den Enkel angestellt worden, in der politischen und geistigen Geschichte nimmt man bei einiger Aufmerksamkeit ein Gesetz von drei Generationen wahr, welches durch den Begriff des Jahrhunderts instinktiv und völlig zutreffend ausgedrückt wird. Denn wer vom Charakter des 18. Jahrhunderts spricht, der hat eine ganz deutliche Empfindung, daß das politische Leben, die Kunst, die Litteratur in den drei Generationen desselben eine Familienähnlichkeit erkennen läßt. In den Ideen dieses Jahrhunderts mögen auf- und absteigende Linien erkennbar sein, aber im ganzen zeigt sich ein vollkommener Unterschied von alledem, was das 17., 16. oder 15. Jahrhundert auszeichnet.

Der Italiener hat längst von seinem cinque cento geredet, ehe er sich um geschichtliche Chronologie bekümmert hat, weil er tausend Dinge in seinem Lande kennt, welche durch den Begriff von cinque cento

ihrem Wesen und ihrer Erscheinung nach am einfachsten und kürzesten als etwas Gutes, etwas Nationales und Rühmliches bezeichnet werden können. Nichts wäre falscher, als wenn man meinte, Ausdrücke, wie siècle de Louis quatorze wären aus der pedantisch chronologischen Berechnung des Schulmeisters entstanden, der gewisse Jahreszahlen seinen Schülern einübt. Nein! was in dem Begriff des Jahrhunderts steckt, ist eine klar erkannte Beobachtung, daß gewisse Generationen zu einander in einer näheren und unmittelbareren Verwandtschaft stehen, als andere, und daß meist in einem Zeitraum, welcher das Leben von drei Generationen umfaßt, qualitative Aehnlichkeiten hervortreten, welche sich vermindern oder verschwinden, oder wenigstens modifizirt erscheinen, wenn man sie mit einem Zeitraum vergleicht, in welchem andere Generationen gelebt und gewirkt haben.

Schon aus dieser allgemeinen Betrachtung geht hervor, daß man die Bedeutung des Jahrhunderts völlig unterschätzt, wenn man in demselben nur eine chronologische Zufälligkeit erblicken wollte; es ist vielmehr der mathematisch genaue Ausdruck für das reale Verhältniß, in welchem der historische Mensch zu Vätern und Söhnen, in welchem jedesmal drei Generationen in ihrem Wissen, Können und Handeln zu einander stehen.

Es fehlt merkwürdigerweise in der Geschichte der Wissenschaften und Künste nicht an Beispielen, durch welche dieses Gesetz der drei Generationen in Bezug auf die Aehnlichkeit ihres Denkens und Handelns im Einzelnen bestätigt wird. Die Geschichte der exakten Wissenschaften weist die auf den ersten Blick höchst auffallende Thatsache nach, daß gewisse Anschauungen genau drei Generationen brauchten, um zur Anerkennung zu kommen, und in anderen Fällen genau hundert Jahre lang verdunkelt wurden, um nachher erst wieder hervorzutreten. Als Beispiel des erstern Falles ist oftmals daran erinnert worden, daß Darwins Großvater schon Darwinianer gewesen und es also dreier Generationen bedurfte, um die Theorie zur vollen geistigen Entwickelung und endlich zur weit verbreiteten Anerkennung zu bringen.

Wie dagegen im umgekehrten Falle selbst in einer rein theoretischen Frage eine Reihe von Generationen hartnäckig bei einer irrthümlichen Auffassung zu verharren vermag, zeigt sich nicht übel an der Geschichte

der Erkenntniß des Oxydationsprozesses. Denn obwohl Robert Bayle (1627—1691) bereits wußte, daß dieser physikalische Vorgang lediglich bei Anwesenheit von Luft stattfindet, daß dabei Luft verschwindet und das Endprodukt schwerer ist, als der anfängliche Körper, gelang es dennoch Stahl merkwürdigerweise, die Phlogistontheorie zur herrschenden Ueberzeugung emporzubringen; seine Ansicht wurde von den Söhnen und Enkeln in seiner Wissenschaft mit solchem Eifer vertreten, daß die Oxydationstheorie für immer todt zu sein schien. Aber Lavoisier errang den Sieg über die Phlogistiker, deren Ansichten noch von Macquer eifrig vertreten und von Scheele als selbstverständlich betrachtet wurden. So dauerte die irrthümliche Meinung Stahls, welcher 1660 geboren wurde, bis zum Tode Macquers, welcher 1779 starb, während Lavoisier 1774 die Meinungen Bayles wieder zu Ehren brachte, worauf dann eine steigende und bleibende Erkenntniß dieses Kapitels der physikalischen Wissenschaften eintreten zu können schien. Der Irrthum, welcher überwunden werden mußte, war von der richtigen Fährte abgesprungen und behauptete sich genau 100 Jahre.

Etwas ziemlich Aehnliches liegt ohne Zweifel in dem Verhältniß von Newton zu Huygens in Betreff der Undulationstheorie, und es ist vielleicht nur billig zu denken, daß, wenn einmal ein so großer und gewaltiger Denker wie Newton auf ein falsches Prinzip gerathen ist, eine viertel oder halbe Generation länger damit zu thun hat, um sich von demselben wieder zu befreien. Die volle Herrschaft der Emanationstheorie wird man indessen nicht auf viel länger als hundert Jahre berechnen können. Newton ist 1727 gestorben, Léon Foucault 1810 geboren.

Nicht anders verhält es sich häufig in den Dingen des Geschmackes und der Kunst. Das was von manchen Seiten unter dem Namen der klassischen Musik kurz zusammengefaßt zu werden pflegt, wird eingerahmt von Richard Wagner und Gluck, welcher letztere der geistige Vorgänger des Meisters genannt zu werden pflegt und genau 99 Jahre vor diesem geboren wurde. Weit entfernt in den musikalischen Kampf der Gemüther einzutreten, wird der Historiker doch kaum die Thatsache leugnen können, daß die Mozartsche musikalische Stimmung in den vorhergegangenen drei Generationen eine lebendigere war als heute. Die Musik scheint übrigens jene Kunst, welche in den Ge-

schlechtern viel raschere Schwankungen zuläßt, als etwa der Baustil, wo jedes Kind das 16., 17. und 18. Jahrhundert rasch und deutlich zu unterscheiden vermag.

Alle diese Beispiele möchten nichts anderes zeigen, als daß es auch auf Gebieten, die zumeist nichts mit der Politik und mit den großen historischen Dingen und Fragen zu thun haben, einen nachweisbaren Zusammenhang in Anschauungen, Ueberzeugungen und Geschmack gewisser Generationen giebt, und daß vermöge der natürlichen Beziehungen jedes einzelnen Menschen zu den zwei Schulter an Schulter gereihten Nebengenerationen sich wirklich jedesmal drei Generationen in einer gewissen geistig historischen Einheit darstellen. Wenn ich diese Erscheinung kurzweg das Gesetz der drei Generationen nenne, so glaube ich nicht einen Mißbrauch mit einem Worte zu machen, welches zwar in der Geschichte mit Recht nicht sehr geliebt wird,[1] das aber in seiner allgemeinen Anwendung auf eine große Menge von regelmäßig wiederkehrenden Naturerscheinungen zunächst wohl auch hier nicht gut entbehrt werden kann. Sollte man es aber bei der in manchen Kreisen herrschenden Abneigung Naturgesetzliches in der Geschichte anzuerkennen, vorziehen, die Sache als „den nach der Regel zu Tage tretenden Zusammenhang von je drei Generationen" zu bezeichnen, so wäre dagegen auch nichts einzuwenden. Worauf es ankommt, ist nur die Erkenntniß, daß für alle menschlichen Dinge das Jahrhundert kein leerer Wahn, sondern vielmehr eine reale Zeiteinheit ist.

Wenn dieser Maßstab in dem großen Verlauf der historischen Dinge nicht noch stärker und einschneidender hervortritt, als auf den ersten Blick der Fall zu sein scheint, so liegt die Ursache davon in zweierlei Umständen. Die Generation in der Geschichte besitzt keine ungestörte Wirksamkeit ihrer Bestrebungen und Ideen. Was im Leben einer Generation als vorwiegende Zeitrichtung jeweils bezeichnet werden könnte, wird immer durchkreuzt, gehemmt und behindert durch eine Anzahl von anderen Generationen, welche vermöge ihres chronologisch ungleichen Ursprungs halb oder ganz in einen anderen materiellen Zusammenhang physischer und geistiger Potenzen gehören. In der

[1] Vergl. Rümelin a. a. O. II. 118.

historischen Wirklichkeit findet ein Durcheinanderwogen der Generationen statt. Das erkannte Gesetz könnte nur dann einen vollkommen reinen Ausdruck erhalten, wenn in einem Zeitraum von 33 Jahren immer nur eine Generation wirksam wäre.

Hierzu kommt ein zweites. Die natürlichen Verhältnisse der mittleren Lebensdauer stimmen nicht durchaus mit der Lebensepoche überein, in welcher der einzelne Mensch und die ganze Generation eigentlich historische und geistige Wirkungen ausübt. Thatsächlich beruht der Gang der Ereignisse auf jenen überlebenden Individuen, welche die mittlere Lebensdauer größtentheils überstiegen haben, und es besteht mithin eine sehr erhebliche Differenz zwischen dem Durchschnittsalter der gesammten Individuen und dem wirksamen Alter des historischen Menschen.

Wenn man die beiden erwähnten Umstände betrachtet, so ergiebt sich, daß die geschichtliche Generationsperiode nicht völlig der Durchschnittszahl entsprechen kann, welche die neuere Statistik für die mittlere Lebensdauer des Menschen berechnet hat. Denn diese schwankt, soweit man sich auf genaue Beobachtungen stützen kann, bei dem männlichen Geschlecht zwischen 35 und 40, bei dem weiblichen zwischen 38 und 42 Jahren. Wenn man sich nun auch von Seite sehr vieler Statistiker jetzt zu der Annahme neigt, daß seit einem Jahrhundert gegen früher eine kleine Verlängerung des menschlichen Lebens im allgemeinen eingetreten sein müsse, so wird sich doch die Frage nicht umgehen lassen, in welcher chronologischen Reihe der Historiker denn eigentlich seine Generationen zählen könne und welches durchschnittliche Produkt für die in der Geschichte hauptsächlich maßgebenden und wirksamen Altersstufen sich ergiebt. So wenig nun auch bei der Hervorhebung gewisser besonders charakteristisch hervortretender Generationen eine mathematische Genauigkeit eingehalten werden könnte, so wenig man in einer bestimmten Zeit diesem oder jenem Jahrgang von Geburten einen absoluten Vorzug geben könnte, so sehr darf man sich doch versichert halten, daß in der Allgemeinheit der Anlagen, der Leistungen und der Fortpflanzung ein ausgleichendes Moment liegt, welches einen Totaleindruck von dem Charakter einer Generation thatsächlich ermöglicht.

Man kann die Frage der guten und schlechten Jahre, die bei

der Menschenzeugung nun einmal nicht wie bei Wein und Roggen festzustellen sind, füglich ganz bei Seite lassen, und sich getrost auf die ausschließliche Beobachtung der gemeinsamen Qualitäten der in einer bestimmten Zeiteinheit hervortretenden Generationen beschränken. Das Resultat darf dann gezogen werden ohne Furcht, daß man diesem oder jenem Jahrgang vielleicht in etwas zu viel oder zu wenig gethan hat.

Wichtiger dagegen ist allerdings eine feste und sichere Berechnung des Zeitmaßes, in welchem die normale Wirksamkeit der historischen Generation zum Ausdruck kommt. Glücklicherweise giebt nun aber hier die Geschichte ganz zuverlässige Hilfsmittel an die Hand, um diese Frage exakt beantworten zu können. Denn so dürftig auch die statistische Ueberlieferung vergangener Zeiten ist, und so wenig man über die Gesammtheit der Bevölkerung früherer Jahrhunderte zu sagen weiß, sofern es sich um Lebensdauer und Sterblichkeitsverhältnisse handelt, so genau ist man über die einzelnen Geschlechter in physischer und geistiger Beziehung unterrichtet. Hier tritt die Genealogie als exakter Maßstab für das Allgemeine ein und wird sich als vollständiger Ersatz für die heute üblichen statistischen Methoden unserer Erkenntniß dieser Dinge erweisen lassen.

Zieht man lediglich das Leben jener Menschen und Geschlechter, von welchen hinreichende schriftliche Kunde sich erhalten hat, im einzelnen in Betracht, so erwächst daraus der Vortheil einer gleichzeitigen Einsicht in die historische Wirksamkeit derselben, von welcher das bloße Zahlen-Material bei unseren Berechnungen der Lebensalter schweigt. Da drängt sich alsbald eine Beobachtung auf, welche die alte Herodoteische Annahme von den drei Generationen in merkwürdiger Weise und in ganz verschiedenen Zeiträumen bestätigt. Jedermann kennt das kräftige Geschlecht Pipins von Heristal, der im Jahre 714 starb und drei Nachfolger hatte, welche genau hundert Jahre wirkten, denn Karl der Große starb 814. Wie sich auf den ersten Blick ergiebt, kann eine so exakte Uebereinstimmung der Generationenwirksamkeit mit dem Jahrhundert nicht als absolute Norm gelten. Die drei Nachfolger Pipins haben alle die mittlere Lebensdauer um das Doppelte überschritten und es müßte überhaupt ein sonderbarer Zufall sein, wenn die gerade Linie einer Abstammung jedesmal zugleich die stärkste

und lebenskräftigste sein würde. Daß die auf drei Personen entfallende Regierungszeit gerade ein Jahrhundert vollmacht, ist selbstverständlich nur ein Spiel des Zufalls. Doch ist es immerhin sehr merkwürdig, daß bei kräftigen Geschlechtern dieser Zufall sich ziemlich häufig wiederholt.

Einen Stammbaum, der in Beziehung auf Generationswechsel und Lebenswirksamkeit fast von peinlicher Musterhaftigkeit genannt werden kann, besitzt unser heutiges Kaiserhaus. Seit zweihundert Jahren saßen die Hohenzollern in Nürnberg als Burggrafen, bevor sie sich nach der Mark verpflanzen ließen, und genau die sechste Generation ist es gewesen, welche nach der Kurfürstenwürde griff. Dieser erste Brandenburger Friedrich starb 108 Jahre nach seinem zweiten Großvater während sein Urenkel nach 95 Jahren ihm im Tode folgte und auf diese Art das Lebensplus der früheren drei Generationen wieder aufhob. Nur im siebzehnten Jahrhundert zeigte das Geschlecht der Hohenzollern schwächere Lebensläufe, um von 1640 abermals einer merkwürdigen Regelmäßigkeit des Lebens zu huldigen. Denn mit dem großen Kurfürsten lösten sich die Generationen haarscharf bis auf die Jahreszahl abermals zu je Dreien nach dem Jahrhundert ab. Und damit auch in unserer Epoche die Regel nicht fehle, so regiert zur Zeit des hundertjährigen Todestages Friedrichs des Großen glorreich noch die dritte Generation, nämlich des zweiten Friedrich Wilhelm Enkel.

Daß in einem so langen Zeitraum in gerader Linie eine so starke Regelmäßigkeit der Lebenswirksamkeit beobachtet werden kann, ist sicherlich keine jedesmal zutreffende Erscheinung; doch erweisen sich auch schwächere Geschlechter ziemlich regelmäßig in der allgemeinen Generationsfolge, nur daß die Anzahl der Regierungen durch den Eintritt seitlicher Linien vermehrt zu werden pflegt. Das Geschlecht der neuern Habsburger zeigt persönlich schwache Lebenslinien und muß alle Augenblicke seitlichen Sukkurs erhalten. Aber von der Zeit der Ankunft der beiden blutjungen spanischen Prinzen in Deutschland verflossen bis zum Tode des letzten Kaisers Franz II. 315 Jahre und in diesem Zeitraum regierten ganz genau neun Generationen.[1]

[1] Da vielleicht manchem Leser die Generationsrechnung jetzt noch Schwierigkeiten macht (in 50 Jahren wird jeder Schulknabe mit diesem Maßstab ebenso geläufig umgehen, wie er heute mit dem Meter verfährt), so will ich hier wenig-

Selbst die recht lebensschwachen drei letzten habsburgischen Könige von Spanien hielten das Gesetz der drei Generationen mit ehrenwerther Genauigkeit aufrecht.

Schwieriger ist die Bestimmung der Lebenskreise beim bourbonischen Hause, denn es regierten von den ersten sechs Generationen nur vier Individuen, während von den letzten drei Generationen nicht weniger als vier Mitglieder die königliche Würde erlangten. Dennoch aber stimmen die sechs Generationen zu einem Zeitraum von 190 Jahren, während man vom Jahre 1589 bis zum Tode des Grafen Chambord ganz ordnungsmäßig nahezu 300 Jahre und neun Generationen zählen kann.

In England weist das 17. Jahrhundert drei Generationen Stuarts (Jakob II. starb 1701), das 18. die drei George auf, während im 16. Jahrhundert drei Generationen Tudors ein Superplus von 15 Jahren ergeben, was vielleicht mit der Durchschnittszahl der längeren Lebensdauer der Frauen zusammenhängen mag. Daß übrigens eine verhältnißmäßig häufige Uebereinstimmung der Generationsthätigkeit mit den Regierungsjahren einer Reihe von Geschlechtern sich beobachten ließ, hängt mit den Verhältnissen der Erbreiche zusammen. Dort wo Wahlen auf die Regierungslängen entscheidenden Einfluß nehmen, kann ein solches Zusammentreffen nicht erwartet werden. Die päpstliche Regierung bildet den vollen Gegensatz einer Uebereinstimmung von Regierungs- und Generationsepochen. Wollte man die Generationsbeobachtung auf solche Fälle ausdehnen, so müßte die Genealogie auf einen Durchschnitt des Menschenlebens berechnet

stens Ein Beispiel liefern; es würde zu weit führen, alle angeführten Verhältnisse gleich ausführlich zu erörtern:

Gen. 1. Karl V., Ferdinand I. (Beginn der Lebensthätigkeit in der Geschichte c. 1520).
„ 2. Max II., Karl, Philipp II.
„ 3. Rudolf II., Matthias, Maximilian, Ferdinand II., Philipp III.
„ 4. Ferdinand III., Philipp IV.
„ 5. Leopold I., Karl II.
„ 6. Joseph I., Karl VI.
„ 7. Maria Theresia, Franz I.
„ 8. Joseph II., Leopold II.
„ 9. Franz II. schließt als letzter deutscher Kaiser sein Leben 1835.

1835—1520 = 315.

werden. Die ersten drei sächsischen Herzogsgenerationen von Otto dem Erlauchten entsprechen rund dem hundertjährigen Cyklus, da aber Heinrich I., als er zum Könige gewählt wurde, über das mittlere Lebensalter weit hinaus war und Otto III. in früher Jugend starb, so verbrauchte selbstverständlich das 10. Jahrhundert eine vermehrte Zahl von Generationen, um den deutschen Thron besetzen zu können. Beachtet man hinwieder die Lebensdauer des gesammten sächsischen Geschlechts von Liudolf bis Heinrich II., so darf man des ersteren Wirksamkeit mit dem Jahre 830 beginnen lassen und da der Tod des letzten Sachsen 1024 fällt, so zeigen sich auch hier die ordnungsmäßigen sechs Generationen in dem Zeitraum von 200 Jahren.

Alle diese Beispiele dürften für mehr als genügend erachtet werden, um die alte Herodoteische Rechnung für alle Jahrhunderte gleich richtig zu halten, und wenn die heute berechnete Lebensdauer im Mittel mit dem historischen Gesetz der drei Generationen nicht völlig übereinzustimmen schien, so ist diese Differenz nur scheinbar, denn bei dem geschichtlichen Wechsel der Geschlechter entscheidet nicht das Lebensalter der Menschen zwischen 1 bis 35 Jahren, sondern nur jener Theil der überlebenden Individuen, die wenigstens zu einem Durchschnitt von 50 bis 60 Jahren gelangt sind. Da die historische Wirksamkeit der letztern zwischen dem 20. bis 30. Jahre beginnt, so ist es ganz erklärlich, daß die Durchschnittszahl der allgemeinen Lebensdauer zu allen Zeiten um mehrere Prozente größer gewesen sein muß, als das Mittel der Lebensjahre, während welcher eine Generation zu ihrer eigentlichen Wirksamkeit als Faktor in der Geschichte gelangt.[1] In letzterer Beziehung gestattet das Studium der Genealogie einen viel sichereren Schluß für die Vergangenheit, als mittels der Durchschnittsrechnung an der Hand der statistischen Nachweisungen für die Gegenwart gewonnen werden kann. Ohne Zweifel haben auch die Alten ihre Generationenrechnung auf die rein empirische Beobachtung der im Staat wirksamen Lebensläufe begründet. Die Ermittelung einer allgemeinen Lebensdauer aus Geburts- und Sterbeziffer war ihnen fremd und mit ihren Mitteln nicht erreichbar.

Für die geschichtliche Betrachtung der Dinge wird sich demnach

[1] Hiermit wird ein Punkt erklärt, der Rümelin a. a. O. Schwierigkeiten bereitet zu haben scheint.

mit voller Sicherheit als exaktes Ergebniß das Jahrhundert als zeitliche Maßeinheit festhalten lassen. Es beruht auf der realen Erkenntniß, daß innerhalb derselben drei ineinander geschlossene Generationen historisch wirksam sind. In dem materiell verbürgten Ideenzusammenhang, in welchem jeder einerseits zu seinem Vater andererseits zu seinem Sohne gestellt ist, bietet das Jahrhundert eine sichere Grundlage für die Periodenbildung aller Entwickelung; die Frage, welche sich der Geschichtsforschung zunächst aufdrängt, kann nur die sein, ob auch im weiteren Verlaufe der Zeitfolge eine potenzirte Zusammenfassung von mehrmals drei Generationen zu einer Einheit stattfindet, ob ein weiterer Aufbau natürlicher Perioden aus dem Gesetz der drei Generationen sich ergiebt.

VII.

Der natürliche Periodenbau der Geſchichte.

Um die Frage zu beantworten, wie weit in geſchichtlichen Dingen eine über das Jahrhundert hinausgreifende reale Periodizität vorhanden iſt, oder nicht, bedarf es nicht einer Rückſicht auf das geſammte Material aller Ueberlieferungen hiſtoriſcher Art. Es hat ſich, wie in den früheren Abſchnitten dieſer Studie gezeigt iſt, als eine wenig fruchtbringende Methode erwieſen, eine mehrtauſendjährige Reihe von Begebenheiten unter dem Hochdruck einer Petitio principii als weltgeſchichtliche Einheit aufzufaſſen und in dieſelbe eine Reihe von Perioden hineinzudekretiren. Die empiriſche Forſchung ſollte den gerade umgekehrten Weg gegangen ſein! Sie mußte die Frage ſtellen: gibt es überhaupt in den hiſtoriſchen Dingen Periodizität? — Zunächſt konnte die bisherige Unterſuchung nichts als den greifbaren Zuſammenhang gewiſſer Generationenreihen in einem ſehr kleinen Umfang nachweiſen. Wollte man aber dieſem Geſichtspunkte weiter nachgehen, ſo würde es ſchon ein Gewinn ſein, wenn ſich auch nur in gewiſſen Fällen das Vorhandenſein einer größeren Periode zeigen ließe.

Um eine ſolche Erkenntniß zu erlangen, käme es gar nicht darauf an, alle Zeiträume zu umfaſſen; genug wenn von gewiſſen Punkten und innerhalb gewiſſer Grenzen die Wirkung von mehreren Generationen auf andere zu einer größeren Zeiteinheit ſich zuſammenſchließen ließe. Der Ausgangspunkt iſt dabei ziemlich gleichgiltig; wenn man aber die europäiſche Geſchichte ins Auge faßt, ſo iſt das Chriſtenthum zunächſt die allgemeinſte Erſcheinung, unter die ſich alle übrigen Er-

eignisse bei den manigfachsten Völkern zu beugen scheinen. Geht man von der Stiftung desselben aus, so genießt man den Vortheil, daß auch die Zeitrechnung, an die wir so gewöhnt sind, die Betrachtung wesentlich erleichtert und befördert. Nichts mehr als dies! — denn daß wir mit der Geburt Christi das Jahr „eins" zu zählen pflegen, verändert die sachlichen Verhältnisse nicht im mindesten. Man könnte auch von Roms Erbauung fortrechnen und fände, daß nach Verlauf von drei, sechs, neun, zwölf Generationen 853, 953, 1053 u. s. w. Jahre seit Roms Erbauung verflossen sind. Daß die Betrachtung mit Jesus einem Zahlensystem von 1 — 100 und 1000 — 2000 entspricht, hat selbverständlich mit dem sachlichen Zusammenhang der Dinge nichts zu thun, und man darf sich von vorherein, welches auch die Ergebnisse der Untersuchung sein möchten, gegen den Vorwurf sicher stellen, als sei es auf eine aus dem dekadischen System abgeleitete Zahlentheorie abgesehen gewesen. Ein solcher Verdacht würde vielleicht deutlicher ausgeschlossen sein, wenn man nach jüdischer, nach römischer oder islamitischer Aera rechnen wollte. Es wäre aber unbequem und unnatürlich, die Zeitrechnung bloß deshalb zu verlassen, weil sie bei manchem den Anlaß zu einem Mißverständniß geben könnte.

Die Untersuchung beschäftigt sich lediglich mit den sachlichen Momenten. Ein Ereigniß wie die Stiftung des Christenthums beansprucht unter allen Umständen ein so erhebliches Gewicht in der Reihenfolge der Jahrhunderte, daß in demselben ein sicherer Ausgangspunkt für die Beobachtung von Perioden gesehen werden darf. Nun mag die Geschichtsforschung auch heute noch trotz der außerordentlichsten Leistungen auf diesem Gebiete mit den größten Schwierigkeiten kämpfen, um den Gang der Entwickelung des Christenthums im einzelnen nach Wunsch verständlich zu machen, in Bezug auf die Resultate herrscht dagegen sachlich und chronologisch die vollste Klarheit. Die Idee des Christenthums hat ihre Verbreitung in einer Zeit der höchsten Entwickelung des römischen Reiches durchzusetzen vermocht; in den Beziehungen zu den Staatsgewalten lag die Gewähr ihrer schließlichen Anerkennung als einer Weltmacht. Der Ausbreitung setzten sich Hindernisse aller Art entgegen, ihr schließlicher Triumph beruhte sichtlich auf der Verschiebung der religiösen Vorstellungen in den Gemüthern der Menschen. Um dieses Resultat zu erreichen, war eine Thätigkeit

nöthig, welche von Generation zu Generation fortging. Sucht man nun nach einem ersten Ruhepunkt, welcher die Festsetzung des Christenthums äußerlich erkennen läßt, so drängt sich das Ereigniß der Konstantinischen Edikte scharf in den Vordergrund der Betrachtung. Seit den ältesten Zeiten ist ein Bewußtsein davon lebendig, daß die staatliche Stellung der Kirche ihren Ausgangspunkt von dem Kaiser genommen hat, welchen die Legende immerhin über Gebühr dankbar gefeiert haben mag. Allein für die geschichtliche Betrachtung kann doch nur der Gesichtspunkt maßgebend sein, daß die Wanderung der christlichen Idee durch eine Reihe von Generationen nöthig war, um die äußerliche Anerkennung möglich zu machen, Stärke und Wachsthum derselben zeigen ein Verhältniß zur Zeit. Wenn man diese Periode berechnet, so bemerkt man, daß es sich bei diesem Eroberungszug um 300 Jahre oder neun Generationen handelte.

Es mag gestattet sein diese Entwickelungsreihe sogleich weiter zu verfolgen. Die kirchliche Konzentration der neuen Religion machte das alte Rom zur Trägerin des Gedankens des Papstthums. Blickt man nach einer Persönlichkeit, durch welche das letztere einen epochalen Wendepunkt erhält, so wird jedermann sogleich an Gregor den Großen denken, bis zu dessen Tode wiederum neun Generationen dahingegangen waren. Genau 300 Jahre später hat man in dieser Kirche eine Reform vorzubereiten begonnen, welche von Clugny ausgegangen ist, und welche eine Zeit gewaltiger Krisen beherrschte. Wieder 300 Jahre später sind die Bettelorden und nach weiteren 300 Jahren die Jesuiten aufgekommen, ohne Zweifel Marksteine der Entwickelung der katholischen Kirche. Und wenn man immer mehr Grund gefunden hat, die Vorgänger der Reformation in den früheren Jahrhunderten in ihrer ideenverbreitenden Wirksamkeit zu beachten und zu würdigen, so gehören auch Luther und Zwingli genau der neunten Generation nach dem Vernichtungskampfe an, welchen die Zeit Friedrichs II. gegen die Waldenser geführt zu haben glaubte. Von der Zeit der 12 Bauernartikel bis zur Erklärung der Menschenrechte sind ebenfalls dreihundert Jahre zu zählen.

Diese Beispiele können und sollen zunächst nichts anderes beweisen, als daß sich auch in der Durchführung gewisser großer weltgeschichtlicher Ideenkreise eine Periodizität der Bewegung beobachten zu lassen scheint.

Wie sich eine Vererbung von Vater auf Sohn und Enkel erklären läßt, so muß sich ein proportionales Verhältniß doch wohl auch ergeben, wenn es sich um Uebertragung bestimmter Vorstellungen von größern auf größere Kreise handelt. Es ist eine tausendmal gemachte Beobachtung, daß sich gewisse Gedanken erst nach mannigfachsten Kämpfen zu politischer Macht und Geltung hindurcharbeiten. Daß in dieser Art von weltgeschichtlichen Gedankenbewegungen ein der Masse der Generationen, die sich jeweils ergriffen zeigen, proportionales Verhältniß liegt und liegen muß, dürfte daher von niemand ernstlich zu bestreiten sein. Die Frage kann nur lediglich die sein, ob das von vornherein zuzugebende Gesetz der Generationen zu einem durchgreifenden Aufbau geschichtlicher Perioden zu verwenden wäre oder nicht. Es wäre ja möglich, daß sich bei steter Rücksicht des Ganges der der Dinge auf die Generationen dem Historiker mancherlei periodische Gesetze noch anderer Art aufdrängen, als die erwähnten; aber darüber wird man eine wissenschaftliche Entscheidung kaum vermeiden können, ob die Generationsrechnung als natürliche Grundlage der Dinge bestehen soll oder nicht. Man müßte nur nicht glauben, daß in dem regelmäßigen Hervortreten einer gewissen Zahl etwas Wunderbares und Mystisches zu erblicken wäre. Die ganze heutige Statistik beruht auf der Beobachtung von wiederkehrenden Zahlen, und es denkt niemand mehr daran, hinter denselben irgend eine unausgesprochene geheimnisvolle Bedeutung zu wittern.

Man darf sich an dieser Stelle wohl nochmals der litteraturgeschichtlichen Beobachtungen von Wilhelm Scherer erinnern. Als er dieselben zuerst ausgesprochen hatte, fehlte es nicht an Leuten, welche glaubten, dergleichen Dinge ins Lächerliche ziehen zu können, wie man zur Zeit Voltaires über abergläubische Leute spottete. Aber was soll es denn je Natürlicheres und Erklärlicheres gegeben haben, als daß der litterarische Geschmack, die Stimmung der Seele, die Kunstform und tausend ähnliche Dinge ihren Kreislauf gehabt haben. Ich sehe in den scharfsinnigen Untersuchungen Scherers nichts Wunderbareres und Auffälligeres, als daß die Menschen seit so vielen Generationen durchschnittlich immer gleich alt wurden, daß der Sohn dem Vater, der Enkel dem Großvater gleich sieht, ja daß man Familienbilder von hundertjährigem Alter findet, bei denen man das Porträt eines

lebenden Mannes zu sehen glaubt. Wem solche Dinge unbekannt oder auffallend sind, der mag sich auch darüber wundern, daß die Poesie immer nach 600 Jahren auffallende Familienähnlichkeiten erkennen läßt.

Es scheint nicht, daß sich das Problem der Periodizität bei den allgemein geschichtlichen Erscheinungen politischer Natur so vollständig lösen läßt, wie es der Fall ist, wenn es sich um physische oder psychologische Vererbungsfragen handelt, und es ist gewiß, daß auch hier noch die ernste Forschung in ihren Anfängen sich befindet, aber soviel dürfte aus dem früher Bemerkten doch hervorgehen, daß auch die geschichtliche Periode auf die Qualitäten bestimmter Generationen zurückgeführt werden muß. Schmoller hat in seinen die Geschichtswissenschaft allmählich reformirenden Untersuchungen unter vielen andern epochemachenden Beobachtungen auch schon die Frage der Zunahme und Abnahme der Bevölkerungstüchtigkeit in Erwägung gezogen. Darnach unterliegt es keinem Zweifel, daß es eine Periodizität in der Menschenproduktion nach Maßgabe der Generationen gibt. Auf ganz festen und zuverlässigen Grundlagen beruhen Schmollers Ausführungen über die große volkswirthschaftliche Revolution, welche das Ende des 12. und den Beginn des 13. Jahrhunderts charakterisirt. Wenn Schmoller sich zur Aufgabe gemacht hätte zu zeigen, daß um das Jahr 1200 eine der größten Epochen der europäischen Geschichte zu erkennen sei, so hätte er dies nicht glänzender leisten können. Es kommt ihm aber gar nicht darauf an, eine Periodeneintheilung der deutschen Geschichte zu liefern. Um so werthvoller sind seine Ausführungen für diesen Zweck. Sie sind völlig unbefangen, und es wird niemand seine Abhandlung über Straßburgs Blüthe aus der Hand legen, ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß mit dem Jahre 1200 eine der eingreifendsten sozialen Veränderungen der Weltgeschichte vor sich gegangen ist.

„Und damit komme ich", sagt Schmoller, „zum letzten und klarsten Ausdruck jener volkswirthschaftlichen Revolution; zur Bevölkerungszunahme jener Tage. Die Zeit, die soviele Menschenleben für die Kreuzzüge und Römerzüge, für die Fehden und die Kolonisation des deutschen Ostens verbraucht, konnte noch soviele Dörfer auf der Höhe, soviele neue Städte im Thale gründen und großziehen,

sie konnte daneben die bestehenden Städte noch so vergrößern." Verfolgt man die Frage der Volkszunahme weiter, so ergiebt sich nun ein gewisser Kreislauf; denn nachweislich dauerte diese auffallende Vermehrung der Bevölkerung bis zur Mitte und gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Erst das 16. Jahrhundert läßt wieder eine ungemein rasch und stark zunehmende Bevölkerungsmasse vermuthen, während der Rückgang in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bereits urkundlich ziemlich sicherzustellen ist. Diesem Verhältniß der auf- und absteigenden Bevölkerungsziffer entsprechen die Erscheinungen unseres Jahrhunderts, welches somit in dieser Beziehung eine vollkommene Analogie mit dem 13. und 16. Jahrhundert darbietet. Es scheint daraus hervorzugehen, das jeweils die 10., 11. und 12. Generation der 1., 2., 3. in Bezug auf Fruchtbarkeit und Volksvermehrung vergleichbar ist.

Leider lassen sich diese Variationen in dem physischen Bestande der geschichtlichen Generationen über das 12. Jahrhundert zurück kaum verfolgen, aber wenn der Beobachtung Machiavells sicher eine Bedeutung zuzuschreiben ist, daß die sogenannte Völkerwanderung mit Ueberproduktion zusammenhing, so ist es merkwürdig, daß man an den Anfang des 4. Jahrhunderts geführt wird, wenn man nach dem Ursprung der germanischen Völkerbewegung gegen das römische Reich forscht. Sei es, daß man mehr an die West- oder Ostgermanen dabei denken mag, immer wird man zu der Voraussetzung gelangen, daß mit dem Jahre 300 ähnliche Volksvermehrungen stattgefunden haben müssen, wie seit 1200, 1500, 1800.

Die Periodizität der Bevölkerung wird auch hier im allgemeinen nicht geleugnet werden können, und so wenig man hinreichende Anhaltspunkte besitzt, um die Mittelstufen derselben zu verfolgen, so ist doch seit dem Jahre 1200 bis auf den heutigen Tag eine Kurve bemerkbar, welche sich sehr deutlich auf neun Generationen gleichmäßig vertheilt.

Wird es unter diesen Umständen auffallend sein können, wenn man auch in den politischen Verhältnissen der Welt 300jährige Perioden der Entwickelung vielfach ausgeprägt und gewissermaßen ausgesprochen findet?

Unter die rein politischen Erscheinungen wird man rechnen dürfen, wenn man im Anfang unseres Jahrhunderts eine universal-

monarchische Tendenz aufkommen sieht, welche eine nationale Reaktion zur Folge hatte, die sich mit nichts so deutlich vergleichen läßt, als mit dem Zeitalter Karls V. und Friedrichs II. Auf die große Aehnlichkeit des italienischen Staufers mit dem korsischen Imperator ist schon öfters hingewiesen worden. Diesem Vergleiche kann aber nur insofern eine gewisse Berechtigung zugesprochen werden, als man durch denselben eine Wiederholung politischer Grundanschauungen, Stimmungen und Bestrebungen auszudrücken wünscht. Alle Einzelnheiten der Erscheinungen sind so individuell gestaltet, daß der Parallelismus mehr zum Widerspruch als zur Annahme zu reizen scheint. Und dennoch lebten in der Masse der Generationen im Anfange des 13. und des 19. Jahrhunderts dieselben politischen Gegensätze: das Ideal einer monarchischen Allgewalt, gegenüber der nationalen Tendenz der engeren Staatsentwickelung, eines durch das andere hervorgetrieben. Man darf nicht erwarten, daß in der politischen Geschichte individuelle Charakterzüge in ähnlich wiederholten Auflagen zur Ausprägung gelangen wie in den Physiognomien eines Geschlechtes die Großväter in den Enkeln. Aber was erkennbar wiederkehrt, sind die allgemeinen Grundlagen, die Bedingungen, das, was man mit einem vielleicht zu allgemeinen Ausdrucke die geschichtlichen Ideen zu nennen pflegt. Diese Dinge hängen qualitativ an den einzelnen Menschen und an ganzen Generationen, sie sind die Basis aller Wirksamkeit einer geschichtlichen Größe. Die Eigenthümlichkeit, das Wesen der zusammenlebenden Menschen giebt der Zeit die Farbe, aber wenn in allen diesen Betrachtungen mehr stecken soll, als eine bloße Phrase, so muß man sich zu der Annahme entschließen, daß diese Wandlungen durch den realen Zusammenhang der Generationen hervorgebracht worden sind.

Wollte man das Einheitsmaß aller Geschichte, das Jahrhundert oder das Gesetz der drei Generationen vorläufig als einziges Prinzip der Periodeneintheilung ansehen wollen, so wäre dagegen nichts einzuwenden. Ohne Zweifel würde auf dieser Basis in vollster Unbefangenheit zu einer großen Menge exakt sich gebender Beobachtungen zu gelangen sein. Indessen scheint mit voller Beruhigung schon jetzt an eine weitere Zusammenfassung von dreimal drei Generationen geschritten werden zu können, da sich Anhaltspunkte gefunden haben,

aus denen die Periodizität von dreihundert und sechshundert Jahren erwiesen werden konnte.

Es mag daher gestattet sein, das Vorgetragene in einer Anzahl von Sätzen zusammenzufassen, von denen man hoffen darf, daß sie als vollbegründet gelten werden:

1. Das objektiv begründete Zeitmaß aller geschichtlichen Ereignisse ist das Jahrhundert.
2. Das Jahrhundert ist bloß ein chronologischer Ausdruck für die geistige und materielle Zusammengehörigkeit von drei menschlichen Generationen.
3. Für die lange Reihe geschichtlicher und der Forschung zu unterziehender Ereignisse wäre das Jahrhundert eine zu geringe Maßeinheit, drei Generationen überhaupt eine zu kurze Spanne.
4. Als nächsthöhere Maßeinheit erscheint daher die Periode von 300 und 600 Jahren, oder dreimal drei und dreimal sechs Generationen.

VIII.

Thatsächliche Entwickelungsreihen.

Wenn man sich entschließen würde, die geschichtlichen Entwickelungen seit dem Beginn unserer Zeitrechnung nach den erwähnten Grundsätzen in Perioden zu theilen, so bewegte sich die Geschichte heute in dem Anfang der dritten Generation der siebenten Periode. Die französische Revolution schloß die sechste Periode unseres Staatslebens in einer so deutlichen Weise ab, daß selbst jene, welchen Gesichtspunkte dieser Art sonst ganz fern standen, sich doch schon die Frage vorgelegt haben, ob es nicht sachlich begründet wäre, an die Geschichte der neuen Zeit eine Periode der neuesten Zeit anzuschließen. Von so kolossaler und erstaunlicher Art waren die Thaten und Wirkungen der letzten Generation des 18. Jahrhunderts, daß aller Vergleich mit Einschnitten anderer Art, sowohl in Hinblick auf die Stärke und Größe des Ereignisses, wie auch in Anbetracht des geographischen Umfangs der Wirkung hinfällig zu sein scheint. Wenn jemals eine Epoche sich deutlich fühlbar gemacht hat, so war es doch offenbar diejenige von 1789—1815.

Hier kann sich denn wohl zwischen Geschichtskundigen kein Streit darüber erheben, daß eine Periode mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts abschloß. Es handelt sich daher um die Periodisirung eines Zeitraums von 1800 Jahren. Es soll im folgenden ein Versuch gemacht werden, die politischen Hauptmomente der europäischen Entwickelung in Absicht auf die Eintheilung des Stoffes in Erwägung zu ziehen.

Es soll hier nicht noch einmal auf die Ausbreitung und Entwickelung der christlichen Ideen hingewiesen sein. 300 Jahre nach dem Tode des Stifters tagte die erste ökumenische Synode. Man könnte von Arius und Ulfila sprechen, um die Generation zu charakterisiren, mit welcher eine neue Zeit begann. Aber zu den unerklärlichsten und fast räthselhaftesten Erscheinungen muß man den Umstand rechnen, daß sich bei dem Volke, welches am treuesten zum Arianismus gehalten hatte, genau nach neun Generationen ein Umschwung zum Katholizismus einstellte. Was dagegen für den politischen Gang der Dinge entscheidend war, ist der Kolonisationsprozeß, der den schon von Schlözer gerügten Namen Völkerwanderung führt. Wie man sich nun auch dieses Vorschieben der germanischen Völker, voran der Gothen, vorstellen mag und welche Wandlungen hier stattgefunden haben, politisch betrachtet, kann das Zeitalter der sogenannten Völkerwanderung nur durch die Aufnahme germanischer Völker im römischen Reich charakterisirt werden. Dieser sich immerwährend erneuernde Kampf hat allerdings schon im dritten Jahrhundert seinen Anfang genommen, aber in den Tagen Konstantins recht eigentlich die Bedeutung bewußter Besitzergreifung von römischem Land erhalten. Wie die Verlegung der Residenz des Kaisers nach Byzanz den Osten des Reiches stärken sollte, so war anderseits die Eroberung und der Besitz von Dacien jetzt erst den Gothen gesichert. Den ersten dauernden und anerkannten Verlust einer Provinz an die Barbaren darf man vom Jahre 336 an rechnen. Alle Ereignisse der folgenden Jahrhunderte fallen in der angedeuteten Richtung unter die Gesichtspunkte von Ländererwerb zum Zweck der Kolonisation. Diese Bewegung dauert bis tief in das sechste Jahrhundert hinein und schließt mit der Gründung des langobardischen Staats in Italien, während durch Bajuwarier, Franken und Westgothen ein Stillstand im Westen eingetreten, den nachdrängenden Slawen Ruhe geboten und im allgemeinen die Grundlage der neueren Staatsbildungen abgeschlossen war. — Versucht man demnach die Periode der Gründungen germanischer Königreiche auf dem Boden des römischen Reiches nach vor- und rückwärts passend abzugrenzen, so ist man wieder auf die beiden Persönlichkeiten verwiesen, welche auch für die Entwickelung der christlichen Kirche entscheidend waren: auf Konstantin und Gregor den Großen.

Die nächstliegende Ergänzung dieser Periodisirung ergiebt sich bei einem Hinblick auf die arabische Welt, wo Mohamed ein neues Zeitalter eröffnet hat. Doch versteht sich zunächst, daß in diesem Zusammentreffen von Wendepunkten nicht ein Causalnexus, sondern lediglich ein Parallelismus gesehen werden kann, der die bezeichnete Periodisirung unserer europäischen und vorzugsweise abendländischen Entwickelungen wohl zu unterstützen geeignet sein mag. In das System eines Generationenzusammenhanges mit den germanischen und romanischen Abwandlungen läßt sich die orientalische Welt nicht pressen und es ist also auch nicht davon die Rede, die Erscheinung Mohameds unter die Wirkungen zu stellen, mit denen es unsere politische Geschichte im engern Sinne des Wortes zu thun hat. Es mag überhaupt fraglich sein, ob das Gesetz der Generationen auch bei solchen Völkern dasselbe sein wird, bei denen die Familie, das Verhältnis von Vätern und Söhnen auf völlig verschiedener Grundlage ruht. Die rasche Entwickelung der arabischen Weltherrschaft wird auch in den folgenden Jahrhunderten nicht unter dieselben chronologischen Gesichtspunkte fallen. Immer nur in der geschichtlichen Entwickelung der ideell zusammenhängenden Nationen können objektive Rückwirkungen von Generationen und Perioden erkennbar sein.

Ueberhaupt wird jede Periodisirung der Geschichte, und auch die Theorie der Weltmonarchien machte hiervon keine Ausnahme, auf dem Fortgang der entscheidenden Machtstellungen beruhen müssen. In den Jahrhunderten nach Gregor dem Großen haben die Franken die Führung übernommen. Es kann nur davon die Rede sein, ob man diesem steigenden Uebergewicht des fränkischen Stammes die Bedeutung zugestehen will, daß man die geschichtlichen Momente auch der übrigen Völker der bei den Franken eintretenden Periode unterordnet. Wer aber diese fränkische Weltstellung anerkennt, für den wird sich kaum eine Schwierigkeit ergeben. Die Periode, in welcher das Frankenreich als Grundlage aller weiteren politischen Bildungen, als die Erbmacht der Römer sich gestaltete, ist genealogisch gekennzeichnet. Alles beruhte auf dem Hause der Pippiniden. Dieses Haus aber bildet eine in sich geschlossene Einheit und muß auch demgemäß als Repräsentant der politischen Ideen, welche die Franken verwirklichten, als Ganzes gefaßt werden. In diesem Sinne zeigt

sich in der Periode der fränkischen Weltmonarchie ein deutliches Beispiel der vollen Koinzidenz von Genealogie und Generationsentwickelung. In keiner Periode der Geschichte fällt das sachliche und persönliche Moment des Fortganges der Dinge so vollständig zusammen.

In der ersten Generation nach dem Jahre 600 traten zwei Männer auf, welche die Begründer des weltbeherrschenden Stammes geworden sind: Pipin von Landen und Arnulf. Sie erschienen sofort als die Träger der neuen Ideen. Der Enkel vereinigte die Eigenschaften beider Großväter; nach sechs Generationen ist die Höhe der Entwickelung des Hauses und gleichzeitig des Frankenreiches erstiegen; mit dem Beginn des 10. Jahrhunderts ist das Geschlecht in seinen Hauptzweigen erschüttert. Die Periode der fränkischen Herrschaft ist genealogisch völlig klargestellt. Was noch im westfränkischen Reiche von dem großen Hause ein dürftiges genealogisches Dasein fristet, ist das Absterben eines dürren Zweiges.

Politisch ist das fränkische Reich so gut wie das karolingische Haus im Beginn des 10. Jahrhunderts am Ende seiner Bedeutung angelangt. Was sich weiter entwickelt, tritt wiederum in sehr deutlichen genealogischen Linien hervor. Hier das deutsche, dort das französische Reich. Hier die Familie der Sachsen, dort die Herzöge von Francien und damit der sachlichen Begründung der Periode nichts fehle, so knüpft sich die Bildung des Normannenstaats in Frankreich an die Jahreszahl 911.

Es giebt Dinge, an die man in der Geschichte oft genug nur zu erinnern braucht, um sofort Zustimmung zu finden. Eine solche Bemerkung betrifft die Periode, die mit dem Aussterben der Karolinger in Deutschland eingetreten ist. Die sächsische Dynastie, auf welcher der Fortgang aller politischen Dinge im Abendlande beruhte, trat aus dem Dunkel einer gleichsam zurückgedrängten Schicht von Generationen plötzlich und man möchte fast sagen phänomenal hervor. Dies geschah in dem Augenblicke, wo das neunmal erneuerte Haus der Pipiniden in unaufhaltsamer Auflösung stand. Unsere sehr äußerliche Art, in der Geschichte alle Entwickelungsphasen jedesmal auf ein spezielles, ganz in die Augen springendes Ereigniß zurückzuführen, auf eine Kaiserkrönung, auf eine Entdeckung u. dgl. macht, daß die historische Empfindung für das Aufleben von Geschlechtern

und Familien sehr abgestumpft worden ist. Statt daß man die physische Potenz aufsucht, welche in einer bestimmten Generation das Wirken der moralischen Kräfte bestimmt hat, bestrebt man sich häufig durch die Feststellung abstrakter Zuständlichkeiten hinter die Gründe der Erscheinung zu kommen. Diese aus der rechts- und staatswissenschaftlichen Abstraktion entlehnte Methode hat der heutigen historischen Wissenschaft in Deutschland unendlichen Schaden gethan. Man hat überall auf die wirklichen Vorgänge irgend eine verfassungsgeschichtliche Schablone daraufgelegt, wie der Maler auf die Wände des Hauses, und meint dann in das Innere eingedrungen zu sein. Aber diese Anschauung ist nicht historisch. Die historische Forschung sucht nach dem Menschen, nicht nach dem abstrakten Zustand. Sie analysirt die Willensverhältnisse als Grundursachen der staatlichen Erscheinung und muß die Vaterschaft der Thatsachen nicht nur im bildlichen, sondern auch im physischen Sinne des Wortes feststellen. Der Ursprung des deutschen Reiches und seine Weltstellung liegt in der sächsischen Familie. Die Potenz, welche bei dem Aussterben der Karolinger wirksam wird, war, genealogisch ausgedrückt, Otto der Erlauchte, der Großvater des ersten deutschen Kaisers. Dieser Otto gehörte einer Generation von emporstrebenden neuen Menschen an. Es ist, wie wenn in der Pflanze ein neuer Trieb hervorbricht. Dort wo solche neue Generationen einsetzen, ist allemal auch ein Wendepunkt in den äußeren Erscheinungen zu konstatiren.

Gewöhnlich sind solche Frühlingstriebe in den Generationen nicht vereinzelt; die Zeitgenossen Ottos des ersten Sachsenherzogs haben alle eine große Aehnlichkeit miteinander, in den verschiedenen Stämmen kommen neue Geschlechter auf; die Salier, welche das Werk der sächsischen Kaiser fortsetzen, verdanken ihre entscheidenden Stammväter derselben Generation des endenden 9. und beginnenden 10. Jahrhunderts. Es ist ein deutliches Hervortreten neuer historischer Potenzen, und zwar sehr reeller Potenzen bemerkbar. Die Generation, welche lebt, hat sich von der alten karolingischen Tradition frei gemacht und strebt eine neue Form des gesellschaftlichen Zustands an. Es ist abermals ein dreihundertjähriger Zeitraum, der jetzt beschlossen erscheint und abermals treten im Gefolge der neuen Geschlechter die großen Veränderungen der politischen Zustände ein. Auch in Frank-

reich erscheint bereits das Geschlecht der Kapetinger auf der Bildfläche des Staates, wenn auch der jüngste Zweig der alten Karolinger in verdorrenden Exemplaren noch fortwelkt.

Ganz ähnliche Erscheinungen zeigen sich dreihundert Jahre später. Mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts ändert sich abermals der Charakter der Generationen. Die entscheidenden Stammväter der heute noch in Deutschland regierenden Häuser lebten alle fast gleichzeitig um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts. Wie sich in kirchlichen Dingen, in den Bevölkerungsverhältnissen, im Handel und Verkehr, in Städteweſen, in ständischer Beziehung große Umwälzungen bemerken ließen, so erhielten die dynastischen und genealogischen Grundlagen des deutschen Reiches eine völlig neue Gestalt. Wie oft und zum Theil leidenschaftlich hat man die aufkommende Fürstenmacht in Deutschland abgeurtheilt und vielleicht auch übermäßig bedauert. Aber wenn man diese Erscheinung mehr vom Standpunkte der genealogischen Entwickelungen betrachtet hätte, so würde man darin mehr eine natürliche Generationserscheinung erblickt haben. In allen deutschen Stammgebieten richteten sich die neuen Familien empor, indem sie theils mit überlieferten Ansprüchen, wie etwa die Welfen in Braunschweig, zu einer dynastischen Herrschaft, theils durch gewaltsames Vorschieben in höhere und höchste Stellungen gelangten.

Wittelsbach, Luxemburg, Habsburg, Nassau, Baden, Hohenzollern, Wettiner und viele andere treten als die neuen Familien standes- und körperkräftig mit einem ungeheuren Fonds von natürlicher und politischer Zeugungskraft in das dreizehnte Jahrhundert ein. Sie bilden die natürliche Reaktion gegen die universalmonarchischen Tendenzen der älteren Generation, welche durch den italienischen Staufer eben den letzten verwegenen Ausdruck erhalten. Gegen diese naturwüchsige Kraft eines neu emporkommenden Adels ließ sich nicht mit der Schablone einer deutschen Reichsverfassungsfrage streiten, und wenn man in England wie in Deutschland eine ständische Epoche aufkommen sieht, gegen welche weder kaiserliche noch päpstliche Gewalt anzukämpfen vermag, so ist es ja klar, daß es sich hier um eine materielle Qualitätenveränderung der Geschlechter gehandelt hat, die sich nicht mit ein Paar rechtshistorischen Deduktionen begreiflich machen läßt. Es war eben ein neues Blut, eine neue Race thätig geworden.

Hier kann es nicht als Aufgabe angesehen werden, die große Wandlung in der geistigen und politischen Qualität der Generationen der folgenden Jahrhunderte im einzelnen aufzuzeigen; gerade in diesem Punkte liegt die Zukunft einer geläuterten Genealogie, die sich für die Geschichtsauffassung immer unentbehrlicher erweisen wird; aber was für die 300jährige Geschichtsperiode auch an diesem großen Wendepunkte als eine Bestätigung betrachtet werden kann, ist die Koinzidenz der sachlichen und persönlichen Veränderungen in der Entwickelung. Nicht ohne Interesse ist es, daß mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts ohne sichtlichen Kausalzusammenhang mit dem Generationenwechsel des Abendlandes eine totale Verschiebung der Mittelmeerverhältnisse vor sich geht und der Orient noch in viel durchgreifenderer Weise dem Handel des Abendlandes erschlossen wird, als je zuvor. Neben der byzantinischen taucht die ägyptische Frage genau in derselben Gestalt auf, wie sechshundert Jahre später, als die Franzosen an den Pyramiden kämpften. Und um endlich nach der kirchenpolitischen Seite hin die Analogie mit andern großen Wendepunkten nicht vermissen zu lassen, so steht an der Wende der Perioden Innocenz III. wie genau 600 Jahre zuvor Gregor der Große, ebenso einflußreich und gewaltig, der richtige geistige Abkömmling des um 18 Generationen älteren Stammvaters der römischen Kirche.

Wie schon von gelehrterer Seite dem Wendepunkt des Jahres 1200 in der Litteratur eine ganz besonders eingreifende Bedeutung zugeschrieben werden konnte, so darf man auch sagen, daß in politischer Beziehung diese Periode sich mit seltener Schärfe und Deutlichkeit erkenntlich macht. Welche Aehnlichkeit mit der totalen Veränderung aller sozialen und politischen Grundlagen des geschichtlichen Lebens im Jahre 1800! Fast möchte man sagen, wenn man auf die Jahre 600, 1200 und 1800 blickt, daß diese Periodisirung noch viel eingreifender ist, als die der neun Generationen. So verlockend es aber auch wäre, den Gründen nachzuforschen, warum sich nach je 600 Jahren die Einschnitte der Geschichte auch dem kurzsichtigsten Auge so bemerkbar machen, so wenig möchte es jetzt schon von Vortheil sein, irgend etwas zu sagen oder zu behaupten, was den gangbarsten Vorstellungen nicht völlig entsprechen würde. Wenn man sich ein-

mal gewöhnt haben wird, auf Grund der Generationenrechnung in der Geschichtswissenschaft alle Dinge tiefer zu erfassen und durch die Anwendung der qualitativen Genealogie die Verwandtschaften mehr zu beachten, so wird sich ohne Zweifel dereinst eine Reihe von Beobachtungen einstellen, die auch den Tief- und Höhepunkten geschichtlicher Kurven Rechnung zu tragen in der Lage sind.

Zunächst kann hier kein anderer Zweck verfolgt werden, als der einfachen Thatsache Anerkennung zu verschaffen, daß immer nach drei Jahrhunderten ein sichtlicher Wandel in den geschichtlichen Dingen eingetreten war. Wenn man nun in der Zeitfolge weiterschreitet, so gelangt man zunächst an einen Punkt, über dessen Wichtigkeit glücklicherweise schon die Anhänger der Theorie des Mittelalters so erwünschte Aufklärungen gegeben haben, daß man über diesen Periodeneinschnitt nicht mehr viel Neues zu bemerken braucht.

Indessen kann doch nicht verkannt werden, daß weder der treffliche Bolingbroke noch Schlözer, von den untergeordneten Größen, über welche der zweite Abschnitt dieser Ausführungen handelte, ganz abgesehen, die eigentlich entscheidenden Momente angeführt haben. Nur darin hat Bolingbroke einen sehr scharfen und richtigen Blick gezeigt, daß er das Uebergewicht des westlichen Europas seit dem 16. Jahrhundert in politischer Beziehung erkannte. Diese Wandlung der Dinge hängt allerdings mit der gesammten Verschiebung aller geographischen Beziehungen Europas zu anderen Welttheilen zusammen; und zwar ändert sich die Lage nicht nur durch die Entdeckung westlicher Hemisphären, sondern ganz ebenso und noch mehr durch die auffallenden Neuerungen im Verkehr mit der orientalischen Welt. In den großen Veränderungen der Seewege spielen die Entdeckungsfahrten Colons eine der hervorragendsten Rollen, aber es liegt eine Einseitigkeit darin, daß man die Jahreszahl der ersten Reise des großen Genuesen zum Ausgangspunkte eines Zeitalters nehmen wollte. Der ganzen Generation gebührt das Verdienst, diese Wandlung hervorgebracht zu haben. Und hierbei kann man zweifelhaft sein, ob man mehr an die letzte Generation des 15. oder an die erste des 16. Jahrhunderts zu denken haben wird. Ob diese oder jene die stärkere war, würde nicht zu bestimmen sein. Die großen Ideen und Unternehmungen, welche den politischen Zustand

verändern, hängen überhaupt nie von der Wirksamkeit eines einzelnen Lebens allein ab. Was durch die kolossale Thätigkeit des 16. Jahrhunderts erreicht wurde, war in politischer Beziehung überhaupt durch die Verlegung des Schwerpunktes in die ozeanischen Länder Europas bezeichnet. Indem das Mittelmeer seine ausschließliche Bedeutung für die Weltstellung der Nationen verloren hatte, traten an den Westen Europas die Aufgaben einer neuen Zeit heran.

Aber auch in diesem Falle war für die eigentlichen Veränderungen des Zustandes der Eintritt neuer dynastischer Verhältnisse in den westlichen Ländern von entscheidender Bedeutung. Der Generationswechsel ist durch die dynastischen Verwandlungen in allen drei westlichen Staaten gekennzeichnet. Vor allem trat in der Blutsveränderung der spanischen Dynastie der große Wechsel der Zeiten zu Tage. Das neue spanische Haus, welches höchstens den Namen des alten schwäbischen Geschlechts mitgebracht hatte, beruhte auf der Verbindung von burgundischen mit spanischen Tendenzen. Das Vererbungsprinzip ist hier so ersichtlich, daß selbst die trockenste und geistloseste Genealogie nicht ganz von diesen eigenthümlichen Gestaltungen absehen könnte. Insbesondere ist es der Großvater, Karl der Kühne, der nach Spanien verpflanzt wird und dort seine universalherrschaftlichen Träume zur Erfüllung gebracht sieht. Wenn ein Zweig des Hauses nach Deutschland zurückkehrt, so nimmt dieser wenigstens zum Theil urgroßväterliche Qualitäten wiederum an, obwohl eine ernstere Analyse dieser genealogischen Verhältnisse das Ergebniß liefern würde, daß in der folgenden Generation der Familie die mütterliche Vererbung fast durchgehends vorherrscht. Doch müssen diese Erörterungen einer anderen Reihe von Untersuchungen vorbehalten bleiben.

Blickt man auf England, so hat schon Bolingbroke sehr richtig hervorgehoben, daß das Haus Tudor eine ganz neue Richtung bezeichnet hat. Es ist unendlich rasch emporgestiegen und hat sozusagen von unten her das Blut der Könige regenerirt. Auch in Frankreich tritt mit dem 16. Jahrhundert ein neuer Zweig der Kapetinger hervor, in welchem vorzugsweise italienischer Abstammungscharakter zu Tage tritt. Diese Dynastien erwarben eine ungeheure Popularität, in welcher sich die Koinzidenz des Generations-

charakters mit der genealogischen Qualität klar ausspricht, wie denn in der Geschichte meistens der Grad der inneren geistigen Verwandtschaft zwischen dem Herrscher und der eben die Richtung gebenden Generation unter dem Namen der populären Erscheinung zu verstehen sein wird. Den Charakter des Zeitalters selbst, welches mit dem 16. Jahrhundert anhebt, näher zu bezeichnen, die geradezu frappante Einheitlichkeit der Gesinnungen und Strömungen in den verwandten Völkern dieser Epoche näher auszuführen, darf hier als überflüssig angesehen werden. Das was man die neue Zeit zu nennen pflegt — obwohl unser eigentliches modernes Zeitalter nunmehr schon in die dritte Generation hereingerückt ist —, richtiger gesagt, die Periode des 16., 17. und 18. Jahrhunderts kennzeichnet sich auch dadurch, daß die Entwickelung in einem größeren Kreise von Ländern und Nationen immer gleichartiger, gemeinsamer zu werden anfängt; die Schranken fallen, der Ausgleich zwischen den räumlich getrennten Völkerschaften wächst zusehends, die Wirkungen der Ideen verallgemeinern sich, die Aehnlichkeit und Wechselseitigkeit der Entwickelungen erhöht die Empfindung und den Begriff der Einheit der Periode, der Einzelne greift weiter aus und wirkt in große Ferne, was in den früheren Perioden nur in weit beschränkterem Maße der Fall war. Dieser Umstand bringt das Gefühl hervor, als ob die Veränderungen des Lebens und des gesellschaftlichen Zustandes von Jahrhundert zu Jahrhundert rascher, vielfältiger und reicher würden; im neunzehnten hört man nicht selten die Behauptung, die Menschen lebten schneller, als in alter Zeit, während umgekehrt die Statistik nicht übel Lust zeigt, die Lebensdauer als verlängert anzunehmen.

Vorstellungen dieser Art sind aber geeignet, in allen Fragen geschichtlicher Erfahrungen zur äußersten Vorsicht zu mahnen und der Einbildung entgegenzuwirken, als ob eine Reihe von Beobachtungen in diesem Gebiete schon sofort zu einer Erkenntniß von Gesetzen führen könnte, wie sie in den Naturwissenschaften in vielen Fällen zu Tage treten. Keine historische Beobachtung und wäre sie noch so sorgfältig für eine Reihe von Erscheinungen angestellt worden, wird zu der Annahme berechtigen, daß in der Zukunft die Sache

ebenso verläuft.[1] Selbst die so außerordentlich einfache Annahme, daß ein geistiger Zusammenhang, ganz ebenso wie ein physischer, zwischen einem Lebenden und seinem Vater einerseits und seinem Sohne andererseits vorhanden ist, gilt sicher nur unter der Voraussetzung von Familieneinrichtungen, wie sie die Monogamie mit sich bringt. Auch für die wilden Völker dürfte mit dem oben genannten Gesetz der drei Generationen geschichtlich überhaupt nichts gewonnen sein. Aber in der bescheidenen Absicht, eine lange Reihe von historischen Erscheinungen, wie sie die Geschichte der unter dem Einfluß des Christenthums stehenden Völker an die Hand giebt, aus innerlich wirkenden Ursachen zu erklären, möchte es nicht für unzeitgemäß gehalten werden können, endlich einmal über den Periodenbau der Dinge ins Klare zu kommen.

Gewisse Vorstellungen über die Zusammengehörigkeit von Zeiten und Zeiträumen sind historisch sicherlich nicht zu entbehren, wenn man nicht allen Anspruch auf wissenschaftliche Systematik aufgeben will. Für den Kunstgelehrten, für den Litterarhistoriker, der sich doch nicht mit den vagen Ausdrücken von Mittelalter und Neuzeit begnügen wollte, war die Bezeichnung des Jahrhunderts schon lange ein unabweisliches Bedürfniß seiner Rede, um sich nur einigermaßen mit seinen Fachgenossen über das Zeitalter zu verständigen, welchem eine Sache angehört. Gewiß! eine bescheidenere wissenschaftliche Form von technischen Bezeichnungen der Zeiten konnte es nicht geben, und

[1] Man kann die Bemerkungen Rümelins a. a. O. S. 127 im größten Umfange theilen, ohne doch zuzugestehen, daß alle Fragen einer Regelmäßigkeit in den historischen Verhältnissen mit der Entscheidung über Determinismus und Indeterminismus stehen und fallen. Die ganze Sache ist hier nicht aus dem Kapitel über die Willensfreiheit zu erledigen. Indessen glaube ich allerdings die Bemerkung nicht unterdrücken zu können, daß es eine Einschränkung des Forschungsgebietes ist, wenn man dem Historiker fortwährend mit der Frage auf die Bude rückt: Determinist oder Indeterminist? Für Willensfreiheit oder für historische Gesetze? Das geschichtliche Denken kann sich nun einmal nicht darauf einlassen, einfach ja oder nein darauf zu sagen. Nach meiner Ansicht wird man immer gut thun, sich durch diese beständige religiös-philosophische Crux keineswegs in der empirischen Aufsuchung von Regelmäßigkeiten irre machen zu lassen. Auf die Frage des Determinismus und Indeterminismus kann der Historiker ruhig antworten: beides.

dennoch kommt nun der exakte Naturforscher in Gestalt von Du Bois-Reymond und erklärt der ganzen historischen Gelehrsamkeit: auch dieses Mittel euerer Verständigung, die Dinge nach Jahrhunderten zu scheiden, hat keinen inneren Werth, ist nichts als eine Täuschung eines schwachen Geistes, dessen Körper zufällig mit fünf Fingern an der Hand ausgestattet ist.

Hier erhob sich nun die Frage, dürfen die historischen Wissenschaften noch länger zaudern, sich über die Entwickelung der Dinge zu verständigen?

Die auf den Zusammenhang von drei Generationen basirte Erkenntniß einer realen Periodizität der letzten 1900 Jahre darf man in gewissem Sinne ein natürliches System der Geschichte nennen. Es wird, wie sich von selbst versteht, lebhaften Widerspruch erregen, und es ist nicht erwartet, daß es raschen Eingang findet. Aber hier und da sollten sich doch die Fachgenossen bestimmen lassen, die alten unwissenschaftlichen Eintheilungen der Geschichte nach Rankes Beispiel endlich definitiv fallen zu lassen. Das eine wird doch in den voranstehenden Untersuchungen als erwiesen betrachtet werden können, daß die üblichen Eintheilungen lediglich als Behelfe äußerlichster Art in die Welt gesetzt worden sind und einen sachlichen Grund nirgends erkennen lassen. Ist man zur strikten Vorstellung eines einheitlichen und steten Verlaufs der geschichtlichen Dinge aber wieder zurückgekehrt, so wird das wahrhaft wissenschaftliche Bedürfniß einer Erkenntniß der wesentlichen Zusammenhänge die Periodisirung der Geschichte auf eine neue Grundlage emporheben. Möglich, daß die voranstehenden Beobachtungen dazu einige Anregung geben.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu S. 7 Note 1.

Kant und Schloſſer. Die umfangreiche Litteratur, welche über Schloſſer beſteht, läßt das Verhältniß des Hiſtorikers zu Kant faſt gänzlich unbeachtet. Dem gegenüber verdiente der von mir zitirte Aufſatz in den „Preuß. Jahrb.“ IX. 4, 373 ff. eine ſtärkere Hervorhebung. Ich bin jetzt von W. Scherer belehrt worden, daß die anonyme Arbeit nicht von Haym, ſondern von W. Dilthey ſtamme. Wiewohl ich nun die Stellung Kants in der Geſchichtſchreibung überhaupt ſchon in Tomaſchek, Schiller ꝛc. eingehend erörterte, glaube ich es dem verehrten Verfaſſer des erwähnten Aufſatzes über Schloſſer doch hier noch beſonders ſchuldig zu ſein anzuerkennen, daß die Priorität des Hinweiſes auf das entſcheidende Verhältniß von Kant und Schloſſer durchaus ihm gebühre. Ich halte zwar dafür, daß die Einwirkung Kants bei Schloſſer mehr nach der ſtaatsrechtlichen als nach der univerſalhiſtoriſchen Seite zu bemerken ſei, und daß es zu wenig iſt, wenn man Schloſſer bloß als den Hiſtoriker des Zeitalters von Kant bezeichnet, im ganzen und großen werden aber Diltheys Ausführungen ohne Zweifel als die Grundlage anzuerkennen ſein, auf welcher ſich alle richtige Beurtheilung Schloſſers zu entwickeln hatte. Obwohl der ſo beliebte Gegenſatz von ſubjektiver und objektiver Geſchichtſchreibung auch hier noch nicht vollkommen überwunden erſcheint, ſo muß ich dennoch die vor nun 24 Jahren erſchienene Abhandlung ausdrücklich als meine Begründung bezeichnen, — und ſuche hierdurch mein Zitat zu ergänzen und beſſer zu bewerthen.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

3 9015 02736 13

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD